

Reutlinger Geschichtsblätter  
Jahrgang 2007 · Neue Folge Nr. 46



# Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2007 · Neue Folge Nr. 46

Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:  
Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e. V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:  
Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Stadtarchiv Reutlingen)

Redaktionsbeirat:  
Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Werner Krauß,  
Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.  
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:  
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),  
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,  
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den  
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder  
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung  
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Kirchentellinsfurt  
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich  
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:  
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt  
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-  
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m<sup>2</sup>)  
Einbandstoff: EfaLin/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2008 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.  
Printed in Germany  
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:  
Aufzeichnung des Reutlinger Chronisten Johann Georg Launer über die totale Sonnen-  
finsternis im Jahr 1706 (Stadtbibliothek Reutlingen, Handschrift 51, Seite 328).

# Inhalt

Vorwort	7
<i>Tilmann Marstaller</i> Das Tübinger Tor. Neue Daten zum ältesten Reutlinger Stadttor	9
<i>Rainer Jooß</i> Schwören und Schwörtage in Reutlingen und in anderen Reichs- städten vor 1802	57
<i>Volker Schäfer</i> Neue Funde zu Friedrich List (Folge VIII). Sulz a. N. 1814–1815: Friedrich List als württembergischer Kommissar	69
<i>Gerald Kronberger</i> Weinpreis, Mordtat, Jubelfeier: Die Reutlinger „Cronica“ 1687–1738 des Johann Georg Launer	115
<i>Brigitte Gayler, Heidi Stelzer</i> Die Gayler in Reutlingen. Drei Vettern im 19. Jahrhundert	161
<i>Reinbert Tabbert</i> Winand Victor – Maler in Reutlingen	237
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	265
Autoren und Rezensenten	299
Abbildungsnachweise	301

## Buchbesprechungen

Artur C. Ferdinand: Reutlingen – Der Stadtführer, 2007 (S. Föll)	265
Hermann Pfeiffer: Betzingen im Foto. 100 Jahre Reutlingen-Betzingen 1907–2007, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, 2007 (M. Schröder)	266
Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Württembergs Künstlerkolonie – Genremaler im Trachtendorf Betzingen. Ausstellungskatalog, 2007 (B. Krämer)	268
Die Christuskirche in Reutlingen. Ein Gesamtkunstwerk von zeitgeschichtlicher Bedeutung 1936 bis 2006, hrsg. von der Evang. Christuskirchengemeinde Reutlingen, 2006 (A. Wendt)	270
Eugen Wendler (Hrsg.): Friedrich List – Das nationale System der politischen Ökonomie (Monographien der List-Gesellschaft e.V., NF Band 25), 2008 (D. Senghaas)	272
Christoph E. Palmer, Thomas Schnabel (Hrsg.): Matthias Erzberger 1875–1921. Patriot und Visionär, 2007 (H. J. Pretsch)	273
Felix Schlayer: Ein Schwabe in Spanien. Erinnerungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, 2007 (G. Kronberger)	275
Walter Heynowski: Der Film meines Lebens – Zerschossene Jugend, 2007 (B. Serger)	276
Iris-Margarethe Rall-Lorenz: Grieshaber und seine Frauen. Zeitzeugen berichten, 2006 (G. Kronberger)	278
Thomas Vogel, Joachim Feist: Erlebnis Schwäbische Alb, 2006 (A. Pytlik)	280
Harald Schukraft: Kleine Geschichte des Hauses Württemberg, 2006 (W. Borth)	281
Bernhard Mann: Kleine Geschichte des Königreichs Württemberg 1806–1918, 2006 (Th. Gollhardt)	282
Baden-Württemberg. Gesellschaft, Geschichte, Politik, hrsg. von Reinhold Weber und Hans-Georg Wehling (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 34), 2006 (P. Ackermann)	284
Konrad Pflug, Ulrike Raab-Nicolai, Reinhold Weber (Hrsg.): Orte des Gedenkens und Erinnerns in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 35), 2007 (K.-A. Böttcher)	286
Joachim Hahn, Jürgen Krüger: Synagogen in Baden-Württemberg, 2 Bände, 2007 (K.-A. Böttcher)	288
Christine Glauning: Entgrenzung und KZ-System Das Unternehmen ‚Wüste‘ und das Konzentrationslager in Bisingen (Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Band 7), 2006 (E. Timm)	291
Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Stuttgarter Symposium, Schriftenreihe Band 11), 2007 (P. Maier)	293
Thomas Vogel: Wirtschaftswundermusterlände. Baden und Württemberg in den 50er, 60er und 70er Jahren, 2006 (A. Pytlik)	295
Die Pfullinger Hallen und ihr Stifter Louis Laiblin (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Heft 15, 2. Aufl.), hrsg. vom Geschichtsverein Pfullingen, 2007 (A. C. Ferdinand)	296
Wilfried Setzler, Benigna Schönhagen, Hans-Otto Binder: Kleine Tübinger Stadtgeschichte, 2006 (W. Borth)	297

## Vorwort

Drei von sechs Beiträgen der vorliegenden Geschichtsblätter-Ausgabe sind thematisch in Reutlingens reichsstädtischer Vergangenheit angesiedelt. Den nahezu sechshundert Jahren als Freie Reichsstadt kam und kommt noch immer eine wichtige Bedeutung sowohl in der historischen Rückschau wie auch im städtischen Selbstverständnis zu. Dies zeigt sich nicht zuletzt in den in jüngster Zeit durchaus mit Erfolg unternommenen Bemühungen, den reichsstädtischen Schwörtag als wichtiges Element der Reutlinger Traditionspflege wiederzubeleben und in einen modernen Kontext zu stellen. Hierzu gehört auch ein 2007 auf Initiative des Geschichtsvereins erstmals als Veranstaltungsauftritt in das Programm aufgenommener „Schwörtagsvortrag“. Dessen Themenspektrum soll längerfristig von historisch-politischen bis zu aktuellen Fragestellungen reichen. Bei der „Premiere“ wurde allerdings bewusst ein historisches Thema gewählt: *Rainer Jooß* sprach über die kommunalpolitische Bedeutung des Schwörtags und des Schwörens in Reutlingen und in anderen Reichsstädten vor 1802. Der Vortrag des emeritierten PH-Professors, der leider wenige Monate nach der Reutlinger Veranstaltung verstorben ist, gelangt hier in leicht überarbeiteter Form zum Abdruck.

Ein heute noch im Stadtbild präsenten bauliches Wahrzeichen aus reichsstädtischer Zeit ist das Tübinger Tor. Im Jahr 2006 durchgeführte Sanierungsmaßnahmen boten Gelegenheit zu einer eingehenden bauhistorischen Untersuchung, bei der nicht zuletzt dank des Einsatzes moderner dendrochronologischer Methoden wichtige neue Erkenntnisse zur Baugeschichte und insbesondere zur Datierung des hölzernen Turmaufsatzes gewonnen wurden. Der Bauforscher *Tilmann Marstaller* fasst die Ergebnisse der im städtischen Auftrag erstellten Dokumentation zusammen und legt zugleich einen detaillierten Abriss über die Baugeschichte des markanten Torturms von dessen Errichtung Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu den jüngsten Renovierungsmaßnahmen vor.

Ein interessantes schriftliches Zeugnis aus reichsstädtischer Zeit ist die „Cronica“ des Reutlinger Schuhmachers Johann Georg Launer. Stadtarchiv-Mitarbeiter *Gerald Kronberger* hat die Chronik mit Eintragungen aus den Jahren 1687 bis 1738 in einem Folianten in der Handschriftenabteilung der hiesigen Stadtbibliothek „wiederentdeckt“. Vor allem aber ist es ihm mit archivarischem Spürsinn gelungen, den Verfasser dieses bislang als anonym geltenden Textes zu identifizieren und die Launerschen Aufzeichnungen in das Umfeld der chronikalischen Überlieferung aus reichsstädtischer Zeit einzuordnen. Neben aufschlussreichen Nachrichten über Weinbau und Weinhandel, über Lebensmittelpreise und Wetterverhältnisse berichtet die Chronik über zahlreiche Ereignisse,

zu denen auch so spektakuläre Vorkommnisse wie eine „Mordtat“ mit Hinrichtung 1692, das Reformationsfest 1717, der große Stadtbrand 1726, eine totale Sonnenfinsternis im Jahr 1706 und die Beobachtung eines Meteors zählen.

Aus der Launerschen „Cronica“ hat auch der erste „Geschichtsschreiber“ der Stadt, der Reutlinger Pfarrer und Lehrer Christoph Friedrich Gayler, geschöpft, dessen 1840/45 erschienene „Historische Denkwürdigkeiten“ die Geschichte der Freien Reichsstadt Reutlingen von ihrem Ursprung bis zum Übergang an Württemberg beschreiben. Neben dem in der lokalhistorischen Forschung recht bekannten Theologen, Chronisten und Schulmeister treten in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei weitere Mitglieder der alteingesessenen Reutlinger Bürgerfamilie Gayler durch ihre reiche publizistische Tätigkeit in Erscheinung: Christoph Friedrichs Vettern Johann Jakob Gayler und Jakob Eberhard Gailer. Der Kaufmann Johann Jakob Gayler war nicht nur Mitbegründer und Vereinsdichter des Reutlinger Liederkranzes, sondern unter dem Pseudonym J. J. Algier auch Herausgeber zahlreicher Anthologien. Der Lehrer Jakob Eberhard Gailer hat neben einer Reihe pädagogischer Schriften verschiedene Jugend-, Fabel- und Wunderbücher verfasst; seinerzeit weit über Reutlingen, ja über Deutschland hinaus bekannt geworden ist er aber durch seine Veröffentlichung des „Neuen Orbis Pictus für die Jugend“. *Brigitte Gayler* und *Heidi Stelzer* stellen die drei Vettern Gayler und ihr umfangreiches literarisches Werk vor. Die Veröffentlichungsliste im Anhang, die auch manche Neuentdeckung bietet, legt von dieser „Produktivität“ ein beredtes Zeugnis ab.

Reichsstädtische Wurzeln besitzt auch Reutlingens „großer Sohn“ Friedrich List. Auch wenn seine Biographie durch die 10-bändige Werke-Ausgabe und zahllose Publikationen als gut erforscht gilt, wartet der List-Fachmann und ehemalige Leiter des Tübinger Universitätsarchivs *Volker Schäfer* dank seiner akribischen archivalischen Recherchen immer wieder mit bislang unbekanntem biographischen Details auf. In den Geschichtsblättern erscheint nunmehr bereits die achte Folge seiner „Neuen Funde zu Friedrich List“, dieses Mal mit zahlreichen neuen Quellen und Autographen aus Lists Zeit als württembergischer Kommissar in Sulz. Damit gewinnt Lists Tätigkeit in der Oberamtsstadt zwischen Oktober 1814 und April 1815 wesentlich schärfere Konturen als dies bisher der Fall war.

Der letzte Beitrag des neuen Geschichtsblätter-Bandes führt hinein in die Gegenwart. Der Reutlinger Geschichtsverein fühlt sich als ehemaliger Verein für Kunst und Altertum nach wie vor auch vor- und frühgeschichtlichen, archäologischen und kunstgeschichtlichen Themen verpflichtet. So ist der abschließende Aufsatz einem der bedeutendsten lebenden Reutlinger Künstler gewidmet: *Reinbert Tabbert* würdigt anlässlich von dessen 90. Geburtstag das Lebenswerk des Malers Winand Victor, der seit nahezu 60 Jahren eine wichtige Rolle in Reutlingens Kunst- und Kulturlandschaft spielt.

# Das Tübinger Tor

## Neue Daten zum ältesten Reutlinger Stadttor

Von Tilmann Marstaller

### Das Tübinger Tor – Symbol städtischen Selbstbewusstseins

Das Tübinger Tor gehörte schon immer zu den populärsten Zeugnissen der mittelalterlichen Stadtgeschichte Reutlingens. Auf kaum einer historischen Überblickspostkarte fehlt der hohe Torturm mit seinem pittoresken hölzernen Aufbau. Die große Bedeutung des Tübinger Tores als städtisches Identifikationsobjekt wird auch an seiner Sanierungsgeschichte deutlich. Noch 1889 war vor allem von den Bewohnern der Katharinenstraße energisch gefordert worden, das „alte, schadhafte und hässliche Gebäude“, das „der Stadt Luft und Licht entziehe“, endlich abzurechen.<sup>1</sup> Diesem Bestreben stand allerdings ein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer stärker aufkommendes Denkmalsbewusstsein entgegen. So setzten sich letztlich die Befürworter des Erhalts gegen die abbruchwilligen Anwohner durch. 1909/10 kam es folgerichtig zu einer gründlichen Sanierung des Torturmes, bei der durch Freilegung des zuvor verputzten Fachwerkoberstocks der malerische Charakter des Turmes betont wurde. Der damals an der Feldseite aufgemalte überdimensionale Reichsadler, der pikanterweise das ehemalige württembergische Königswappen des 19. Jahrhunderts ersetzte, stellte einen markanten Bezug zu der eigenen reichsstädtischen Geschichte und dem wiedererstandenen Kaiserreich her (*Abb. 1*).

Nach starken Schäden im Zweiten Weltkrieg waren erneut in die Substanz eingreifende Sanierungsarbeiten (1945–1957) erforderlich, die ebenfalls auf den Erhalt des mittelalterlichen Charakters zielten. Witterungsbedingte Schäden an dem hölzernen Turmaufsatz führten 2006 zu der jüngst abgeschlossenen Erneuerung, welche den Anlass für die nachfolgende bauhistorische Untersuchung gab.<sup>2</sup> Ziel der Forschungen war die bauchronologische Einordnung der einzelnen Bestandteile des Tübinger Tores sowie deren exakte Altersbestimmung mittels dendrochronologischer Untersuchung der hölzer-

<sup>1</sup> Astrid Wendt: Die Entdeckung malerischer Winkel: Tore und Türme, in: Stadt Bild Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten (s. Anm. 6), S. 102–129, hier: S. 104.

<sup>2</sup> Die Untersuchung wurde im Frühjahr 2007 im Auftrag der Stadt Reutlingen durch den Verfasser in Gemeinschaftsarbeit mit Hans-Jürgen Bleyer, Ingenieurbüro für Hausforschung in Metzingen, vorgenommen.



*Abb. 1:* Das Tübinger Tor von Westen nach der Renovation 1909/10 mit freigelegtem Fachwerk und dem neu aufgemalten Reichsadler.

nen Bestandteile.<sup>3</sup> Zugleich sollte die Gelegenheit der Einrüstung des Torturmes genutzt werden, den hölzernen Turmaufsatz in seinem Ursprungsbestand näher zu untersuchen und zu dokumentieren.

### Von der „media porta“ zum „Tübinger Tor“

Das Tübinger Tor an der westlichen Langseite der Reutlinger Stadtbefestigung bildete eines von insgesamt sechs mittelalterlichen Stadttoren des inneren Mauerrings (*Abb. 2*).<sup>4</sup> Von ihnen blieb neben dem Tübinger Tor nur noch das erstmals 1382/1392 als „Neuer Turm“ bzw. „Neues Tor“, heute „Garten-tor“ genannte Stadttor an der östlichen Langseite der Stadtmauer erhalten. Das Tübinger Tor gehört zu den ältesten erwähnten Stadttoren Reutlingens und taucht bereits 1267 als „media porta [...], vulgari eloquio Metmannes tor“<sup>5</sup> in der schriftlichen Überlieferung auf. In der 1617 entstandenen Stadtansicht von G. Braun und F. Hogenberg als „Epes thor“<sup>6</sup> bezeichnet, erscheint es in der Stadtansicht von Ludwig Ditzinger von 1620 wiederum als „Metmas tor“<sup>7</sup> und wurde schließlich 1817 in „Tübinger Tor“<sup>8</sup> umbenannt (*Abb. 3*).

Der von der imposanten Höhe des Torturms offenkundig tief beeindruckte Stadtchronist Johann Fizion (1573–1653) lieferte die erste, mehr oder weniger genaue Beschreibung des Tübinger Tores: „[...] Das Unter- und das Ettmaßthor [= Tübinger Tor], / Wie auch das Oberthor fürwor, / Sind dermaßen vom Grund gebaut, / Daß man sie mit Verwundrung schaut, / So stark und fest sind aufgericht, / Von Quaderstückhen, wie man sieht, / Gefiert steigen sie hoch empor, / Sind wohl erbaut für alle Gfohr, / Unten mit Schutzgattern verwahrt, / Mit Schnellbrückhen nach Krieges Art, / Mit Thür und Riegel wohl versehen, / Zu oberst drauf ein Glock thut stehen.“<sup>9</sup>

<sup>3</sup> Zur dendrochronologischen Datierung der einzelnen Bauabschnitte wurden durch Hans-Jürgen Bleyer insgesamt 25 Proben (Bohrkerne) entnommen, die von ihm auch ausgewertet wurden.

<sup>4</sup> Gerda Domes: Die Befestigungsanlagen der Freien Reichstadt Reutlingen, Reutlingen 1966, S. 25. Dazu auch Gerhard Kittelberger: Zur Frühgeschichte der Stadt Reutlingen, in: Heinz Alfred Gemeinhardt/Sönke Lorenz (Hrsg.): Luitold von Achalm († 1098) – Graf und Klostergründer, Reutlingen 2000, S. 113–146, hier: S. 131 f.

<sup>5</sup> Alois Schneider: Reutlingen. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 23, hrsg. vom Landesdenkmalamt B.-W. in Verbindung mit der Stadt Reutlingen, Esslingen 2003, S. 135.

<sup>6</sup> Stadt Bild Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 15.

<sup>7</sup> Ebd., S. 27 f.

<sup>8</sup> A. Schneider, Archäol. Stadtkataster Reutlingen (wie Anm. 5), S. 135.

<sup>9</sup> Zitiert nach G. Domes, Befestigungsanlagen (wie Anm. 4), S. 45.

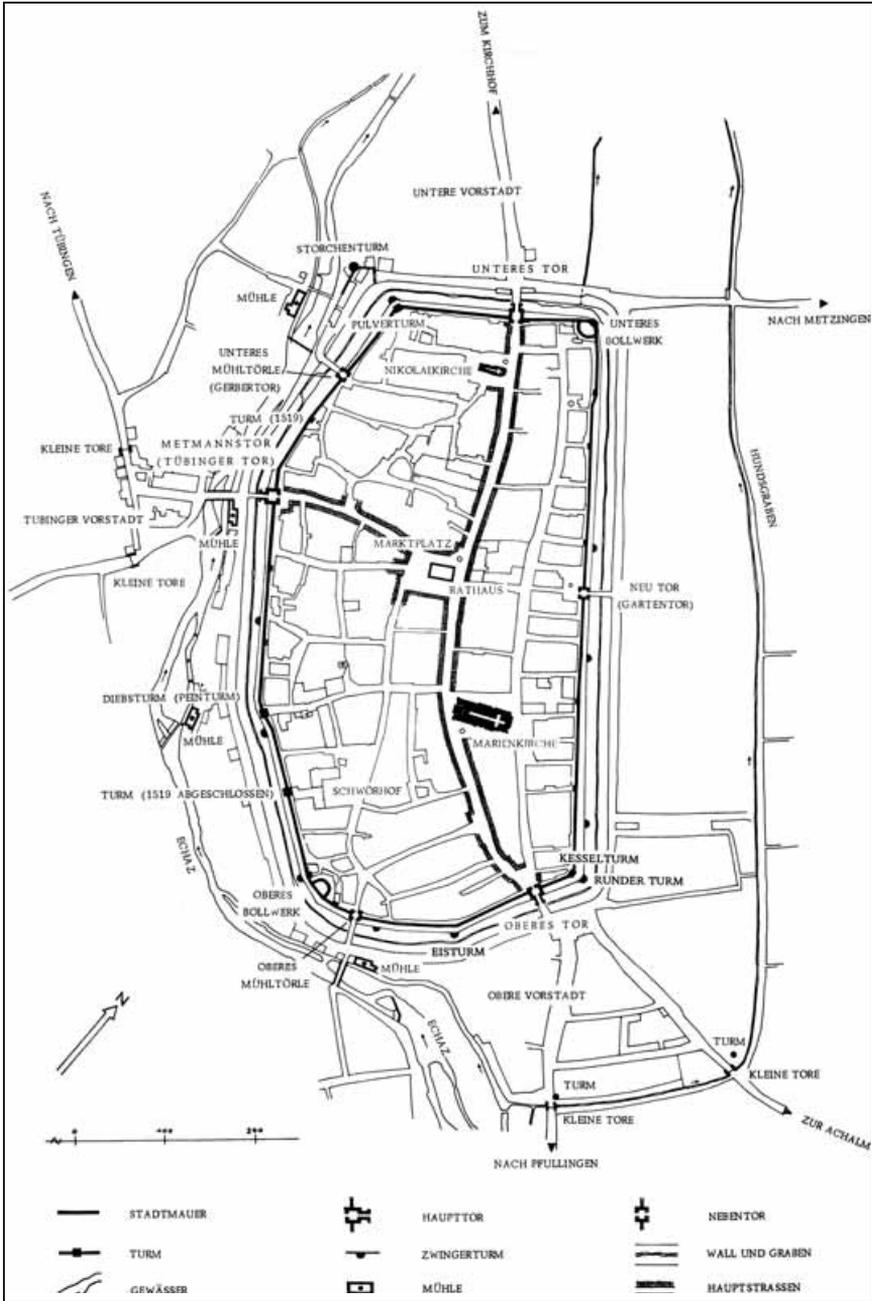


Abb. 2: Übersicht über die Reutlinger Stadtbefestigung (aus Gerda Domes, 1966).

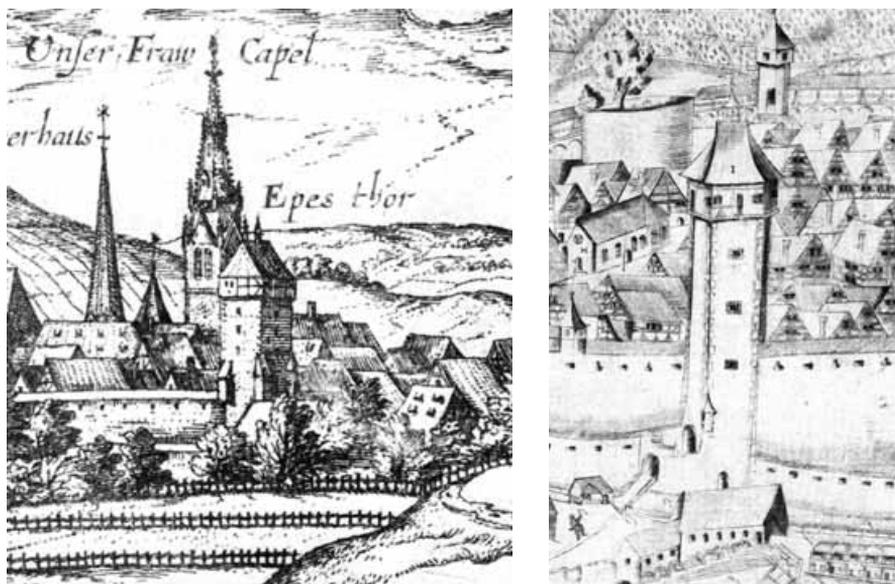


Abb. 3a und 3b: „Epes Thor“/„Metmas Thor“. Die ältesten Ansichten des Torturms in den Stadtansichten von G. Braun/F. Hogenberg von 1617 (a) und Ludwig Ditzinger von 1620 (b).

### Der massive Turmschaft um 1250/60 und 1278 (d)<sup>10</sup>

Der in der Durchfahrtsrichtung Südwest-Nordost orientierte, bezogen auf die Durchfahrt 10,4 m lange und 10,8 m breite<sup>11</sup> Torturm sprang sowohl stadt- als auch feldseitig aus der Flucht der Stadtmauer vor und wurde an der Feldseite durch zwei weit in den Zwingerbereich ausladende, diagonal gestellte Strebe- Pfeiler gegen den ehemals 22–25 m breiten Stadtgraben abgestützt (Abb. 4).

Den Turmschaft bildet ein hoher, im Innern durch Gebälklagen in vier Geschosse unterteilter Schalenturm, dem ein eingeschossiger Holzgerüstbau mit

<sup>10</sup> Die im Folgenden hinter den baugeschichtlichen Daten angefügten Kürzel stehen für die jeweilige Quelle bzw. Methode der Datierungsangabe: „(d)“ steht für dendrochronologisch, „(i)“ für inschriftlich und „(a)“ für archivalisch ermittelt. Auf diese Unterscheidung hat man sich innerhalb der historischen Bauforschung verständigt, um auf die jeweilige Quellenproblematik hinzuweisen. Eine dendrochronologisch ermittelte Datierung bezieht sich auf die jüngsten Fälldaten der beim Bau verwendeten Hölzer und ist daher nicht immer zwingend mit dem Errichtungsdatum identisch (z. B. Verzögerungen bei Holzimport usw.). Bauinschriften müssen sich nicht zwingend auf die gesamte Bauphase beziehen, sondern können mitunter auch nur Bauabschnitte oder gar nur einzelne Bauteile bezeichnen. Ebenso sind archivalisch ermittelte Datierungsangaben nicht immer eindeutig mit der vorhandenen Baubsubstanz zu synchronisieren.

<sup>11</sup> Lichte Maße im EG: 5,6 m × 4,9 m.

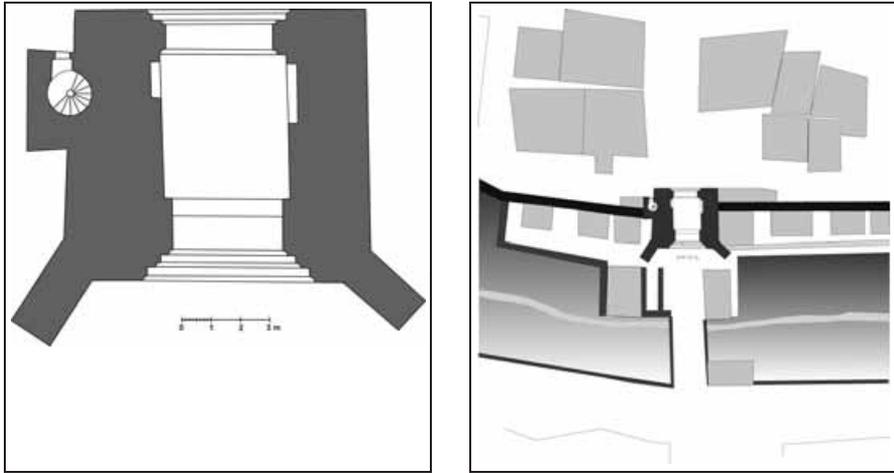


Abb. 4a und 4b: Grundriss des Torturms und Einbindung in die Stadtbefestigung um 1820.

Vollwalmdach aufgesetzt wurde. Die stadthistorische Forschung ging bislang davon aus, dass der Torturm ursprünglich die Stadtmauer nur um Weniges überragte, und die große Höhe und der hölzerne Aufbau eine bauliche Reaktion auf die sich verändernde Waffentechnik darstellten.<sup>12</sup> Dagegen ergaben die Untersuchungen nun, dass der mit Eckbuckelquadern versehene, ursprünglich etwa 26 m hohe Turmschaft in einem Zuge bis zum Ansatz des hölzernen Oberstocks errichtet wurde (Abb. 5 auf S. 17). Weder innen noch außen sind horizontale Baufugen erkennbar, aus denen auf verschiedene Bauphasen oder eine längere Bauunterbrechung geschlossen werden kann. Dementsprechend zeigen die Eckbuckelquader von unten bis oben eine einheitliche Steinbearbeitung. Lediglich der hölzerne Aufsatz konnte dendrochronologisch einer späteren Bauphase zugewiesen werden, wengleich alles darauf hindeutet, dass der erhaltene Aufsatz des 14. Jahrhunderts bereits einen Vorgänger besaß.

Die drei 3,0–3,3 m starken feldseitigen Mauerschalen besitzen äußerlich lediglich in der unteren Turmhälfte wandgliedernde Elemente. Nur in einem Fall fasst das als Regenabtropfvorrichtung dienende Kaffgesims, dessen schmale Schrägplatten ohne Hohlkehlen überstehen, Bauglieder mehrerer Wandseiten zusammen, indem es den oberen Wandabschluss des nordöstlich vorgelagerten Treppenturmes mit den beiden nordwestlich und südwestlich vorspringenden Strebepfeilern verbindet. Ansonsten taucht das Gesims eher unvermittelt an einer Wandfläche oder an Wandabschnitten auf, wie z. B. an

<sup>12</sup> Vgl. dazu G. Domes, Befestigungsanlagen (wie Anm. 4), S. 47.

den Mauerschalen der östlichen Stadtseite oder an den Turmecken oberhalb der Strebepfeiler.

### Die Toröffnungen: früheste Gotik in Reutlingen

Die beiden Portale des Tübinger Tores, deren Wandfelder nach oben jeweils durch ein Kaffgesims abgeschlossen sind, bilden die Hauptzier des massiven Baukörpers. Beide Tordurchfahrten sind als gotische Spitzbogen angelegt. Ihre optische Wirkung war ursprünglich deutlich imposanter, da im Zuge der Auffüllung des Stadtgrabens im 19. Jahrhundert die ursprüngliche Durchfahrtshöhe um mehr als einen Meter verringert wurde. An beiden Portalen wurden die heute nach unten schließenden Gewändesteine 1909/10 ersetzt und die kugelförmigen Radabweiser eingefügt.<sup>13</sup>

An der westlichen Feldseite öffnet sich die Tordurchfahrt in Form eines aufwendig gestalteten Spitzbogenportals mit dreifach gestuftem Gewände. Die Gewändekanten sind jeweils mit einfachen Hohlkehlen profiliert. Das Portal wurde von Beginn an von einem Wimperg, bestehend aus einem mit Kriechblumen („Krabben“) besetzten Wasserschlaggesims überdeckt. Das Gesims wurde nach Aussage von älteren Aufnahmen in der Zeit nach 1910 (wohl 1945/46) in rekonstruierender Form ersetzt (*Abb 6* auf S. 18).<sup>14</sup> Der Wimperg schließt unten in stumpfen Enden und wird oben von einer kurzen Fiale mit achtseitig kanneliertem Knauf bekrönt. Im Unterschied zum heute bestehenden einfachen Knauf scheint die Fiale ursprünglich in einem Doppelknauf geendet zu haben und glich damit denen der Strebepfeiler und des Steindachs über dem nordöstlichen Treppenturm.<sup>15</sup> Fiale und Knauf des Wimpergs verdecken teilweise einen Vierpass, der in der dahinterliegenden Wandfläche als Blendmaßwerk angelegt ist. Der Vierpass ist sicher der ursprünglichen Gestaltung der Portalseite zuzuweisen und korrespondiert formal mit einem Dreipass im oberen Zwickel des Wimpergs.

Der Dreipass, der laut den Aufzeichnungen von Friedrich Launer erst 1903 im Zuge einer Erneuerung der Strebepfeilersockel freigelegt wurde,<sup>16</sup> dient

<sup>13</sup> Vgl. historische Aufnahmen des Tübinger Tors vor und nach 1910, in: *Alt-Reutlingen. Bilder einer schwäbischen Stadt*, Tübingen 1989, S. 22 und 54.

<sup>14</sup> Auf einem Foto der Westseite des Tores vor 1909 ist offenbar noch der Altbestand schemenhaft zu erkennen. Siehe G. Domes, *Befestigungsanlagen* (wie Anm. 4), S. 57.

<sup>15</sup> Als Doppelknauf erscheint er in einer ungewöhnlich detaillierten Ansicht des Portals von 1867 (siehe *Stadt Bild Geschichte*, wie Anm. 6, S. 110). Dagegen ist er in der Ansicht des Torturms von Karl Weysser 1862 als einfacher Knauf wiedergegeben (ebd., S. 108), ebenso in einer Bauaufnahme von Friedrich Launer vom 12. März 1896 (*StadtA Reutlingen*, Nachlass Launer Nr. 2, S. 40), so dass letztlich keine sichere Aussage möglich erscheint.

<sup>16</sup> *StadtA Reutlingen*, Nachlass Launer Nr. 2, S. 40. Für den Hinweis auf die interessanten Aufzeichnungen Friedrich Launers und für weitere wichtige Anregungen danke ich herzlich dem Stadtarchiv Reutlingen, namentlich Herrn Dr. Gemeinhardt und Herrn Kronberger.

als Rahmen für eine zwar wenig kunstvoll gemalte, ikonographisch dafür aber umso interessantere gotische Darstellung der Kreuzigung Christi (*Abb. 7*). Die Szene unterscheidet sich auffällig von dem sonst üblichen dreifigurigen Bildtypus mit dem von Maria und Johannes flankierten Gekreuzigten, wie z. B. bei der Kreuzigungsszene an der Innenseite des Tympanonfelds über dem nordöstlichen Seitenportal der Reutlinger Marienkirche aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.<sup>17</sup> Bei der Darstellung am Tübinger Tor, die formal an jene im Langhaus der Marienkirche erinnert, scheinen jedoch beide jeweils mit Nimbus versehenen Begleitpersonen des gekreuzigten Christus durch Kopfschleier als weiblich definiert. Demnach könnte es sich trotz fehlender Attribute und den in diesem Falle eher ungewöhnlichen Nimben um eine der selteneren Darstellungen mit der personifizierten Ecclesia und Synagoge handeln.<sup>18</sup> Allerdings stellt sich bei der offenkundig nur noch in geringen Resten erhaltenen und stark überrestaurierten rechten Figur die Frage, ob die gezeigte Person überhaupt originalgetreu wiedergegeben ist. So kann letztlich nicht ausgeschlossen werden, dass bei den Restaurierungsarbeiten (gesichert: 1903 und 1982) durch falsche Interpretation der Malereireste Johannes zu einer Frauengestalt mutiert ist. Aus formalen Gründen, insbesondere wegen der erkennbaren Verwandtschaft zur Darstellung in der Marienkirche, dürfte die Kreuzigungsszene am Tübinger Tor am ehesten in das 14. Jahrhundert zu datieren sein.<sup>19</sup>

Das stadtsseitige Portal ist ebenfalls als spitzbogiges Stufenportal ausgeführt, dessen Gewändekanten mit Hohlkehlen versehen sind. Im Unterschied zur Westseite ist das Portal hier deutlich schlichter gestaltet und aufgrund der geringeren Wandstärke nur zweifach gestuft. Im Unterschied zu den sorgfältig geflächten Steinoberflächen des Westportals tragen die Gewändesteine des äußeren Spitzbogens zur Stadtseite hin Kissenbuckel.

Von bauhistorischem Interesse ist die Beobachtung, dass lediglich die beiden Portalgewände und eine Nische in der Tordurchfahrt Steinmetzzeichen tragen, auf die später noch näher eingegangen wird.

### Die Strebepfeiler der Westfassade

Das optisch einheitliche Erscheinungsbild des unteren Teils der Westfassade mit den beiden diagonal zum Turmschaft gestellten Strebepfeilern ist trüge-

<sup>17</sup> Bruno Kadauke: Wandmalerei der Gotik im südöstlichen Baden-Württemberg, Reutlingen 1991, S. 81 und Tafel XVIII.

<sup>18</sup> Lexikon der christlichen Ikonographie, Rom/Freiburg/Basel/Wien, 1. Aufl. 1968, Sonderausg. von 1994, Bd. 1, S. 572 f.; Bd. 2, S. 606–635.

<sup>19</sup> Die Literatur hält sich mit der Datierung der Kreuzigungsdarstellung bedeckt oder befasst sich nicht mit dem Gemälde (beispielsweise B. Kadauke, Wandmalereien, wie Anm. 17). Worauf die Datierungsangabe „14. Jahrhundert“ in der Erläuterungstafel von 1966 beruht, ist nicht bekannt.

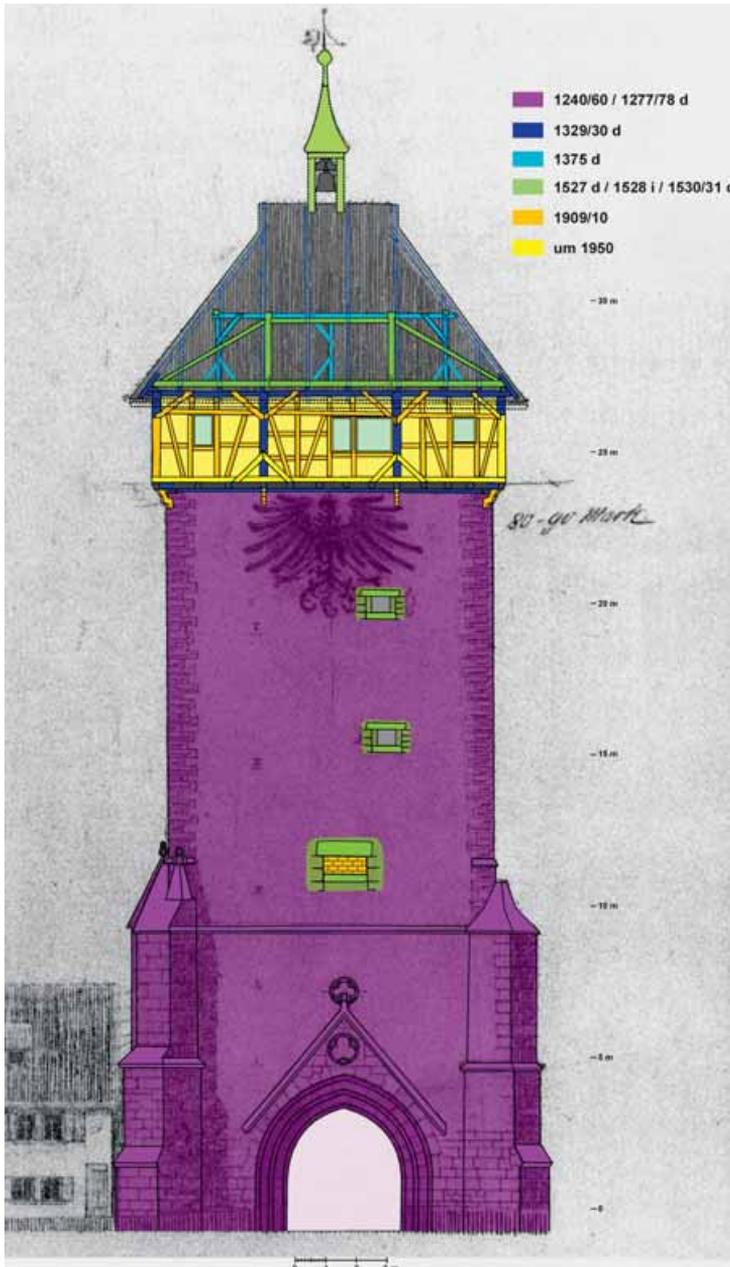


Abb. 5: Westansicht des Turmes mit Bauphasen (erneuerte Bereiche am Westportal von 1909/10 und 1945/46 sind hier nicht ausdifferenziert).



Abb. 6: Das frühgotische Westportal aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts mit Erneuerungen 1909/10 und 1945/46.



Abb. 7: Kreuzigungsdarstellung des 14. Jahrhunderts (?) über dem Westportal des Tübinger Tores.

risch. So weist ihre Detailsausführung beachtliche Unterschiede auf, für die es keine funktionale Erklärung gibt. Die aus sorgfältig geflächten Sandsteinquadern gebildeten Pfeiler besitzen beide zweifache Rücksprünge, deren Übergänge jeweils durch ein Schräg- (unterer Rücksprung) bzw. Kaffgesims (oberer Rücksprung) geschützt wurden. Der obere Rücksprung des etwas län-



Abb. 8a und 8b: 1909/10 erneuerte Fialen der Strebepeiler (Zustand 2007): a) Nordwest, b) Südwest.

geren, nordwestlichen Strebepeilers ist dementsprechend stärker ausgeprägt. Vor allem aber sind hier die schrägen Abdeckplatten bis an die Außenwand des Turmes geführt (Abb. 8a), während der südwestliche Strebepeiler nach oben in einer gedrungenen Fiale bzw. einem Spitzhelm endet (Abb. 8b), der von einem achtseitig kannelierten Doppelknauf bekrönt wird.<sup>20</sup> Eine Fiale mit Doppelknauf ist aus optischen Gründen auch beim nördlichen Strebepeiler vorhanden, doch wächst sie hier mitten aus der Schrägabdeckung des Strebepeilers empor.

### Der Treppenturm an der Nordseite

Der am östlichen Ende aus der Flucht der Nordwand vorspringende Vorbau mit dem Treppenaufgang zu den Obergeschossen zeigt wie der eigentliche Torturm Mauerwerk mit Eckbuckelquadern (Abb. 9). Er war als Schaltstelle zwischen Turm und der einst am Treppenturm anschließenden Stadtmauer angelegt. Dementsprechend greift die Treppenspindel zur Hälfte in das Mauerwerk des Torturms ein. Nach oben schließt der Treppenvorbau wiederum in

<sup>20</sup> Der ursprünglich sicher vorhandene Doppelknauf des südlichen Strebepeilers war nach Aussage der Bildquellen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden (Stadt Bild Geschichte, wie Anm. 6, S. 106 ff.) und wurde bei der Renovation 1909/10 durch den heute bestehenden wieder ergänzt.



Abb. 9: Treppenturm an der Nordseite (Zustand 2007).

die östlichen Türgewände etwa mit der östlichen Außenkante der im 19. Jahrhundert abgebrochenen Stadtmauer fluchten, führten die Türöffnungen jeweils direkt auf den Laufgang der Wehrmauer.<sup>21</sup> Die beiden Zugänge befinden sich exakt übereinander und können somit keinesfalls zur gleichen Zeit bestanden haben. Die untere Türöffnung, deren flacher Sturz in das Mauerwerk des Treppenturmes eingebunden ist, gehört eindeutig zur Ursprungskonzeption (Abb. 10a). Dagegen weist die aus Backsteinen gebildete Überwölbung der oberen Türöffnung auf einen nachträglichen Einbau hin (Abb. 10b). Allerdings ist der Mauerausbruch aufgrund der sorgfältigen Ausbesserung derzeit nur zu erahnen.

### Die Schalenturmöffnung an der Ostseite

Während die Feldseite oberhalb des Portalfeldes – abgesehen von den Eckbuckelquadern – keine weiteren bauzeitlichen Gestaltungselemente aufweist, ist die östliche Stadtseite von der sich stufenweise nach oben verbreiternden Wandöffnung des Schalenturms geprägt (Abb. 11a). Die durch Buckelquader

der von den Strebepfeilern der Westfassade her bekannten Form: einer fialenartig abknickenden Bedachung, die von einem kannelierten Doppelknopf bekrönt ist.

Der in ursprünglicher Form erhaltene Zugang zu der nach oben führenden Wendeltreppe findet sich an der Ostseite des Treppenvorbaus. Eine Vielzahl der Treppenstufen zeigt an der Rückseite noch Reste des Bukkels, der als Zwischenprodukt bei der Herstellung der Werksteinoberfläche hier wohl aus Zeit- und Kostengründen einfach stehengelassen wurde. Die sich im Uhrzeigersinn nach oben windende Treppe bietet nach Süden hin direkten Zugang in das 1. und 2. Obergeschoss des Torturmes. An der Nordseite des Treppenturms sind zwei übereinander angelegte, später zugemauerte Türöffnungen erkennbar. Da nach Aussage des Urkatasters

<sup>21</sup> Vgl. Anbindung der Stadtmauer im Urkataster von 1820.



Abb. 10a und 10b: Die beiden Türöffnungen zum Wehrgang der ehemals nördlich angrenzenden Stadtmauer: die ursprüngliche untere Türöffnung mit flachem Sturz (a), die jüngere (b) mit Backsteinüberwölbung (Umbau 1527–31?).

betonten und durch ein unvermittelt auftretendes kurzes Kaffgesims gegliederten Gewände schließen heute in einem hohen Spitzbogen. Da sich an der Innenseite jedoch deutlich Mauerfugen abzeichnen, handelt es sich bei dem Spitzbogen um eine spätere Zutat. Demnach besaß das Tübinger Tor ursprünglich die einfachste Form der Schalenöffnung mit gerade nach oben geführten Wangen, wie sie beispielsweise am Schelztorturm in Esslingen erhalten blieb (Abb. 11b). Der mittelalterliche Steinturm schloss oben an allen drei Feldseiten offenbar ohne jegliche architektonische Gestaltung ab. Hinweise auf Zinnen, wie Gerda Domes vermutete, liegen nicht vor.<sup>22</sup> Lediglich an der Stadtseite findet sich als oberer Wandabschluss ein Gesims, das aber nachweislich nach 1330 (wohl beim Einbau des Spitzbogens) hier angelegt wurde.

<sup>22</sup> G. Domes, Befestigungsanlagen (wie Anm. 4), S. 47.

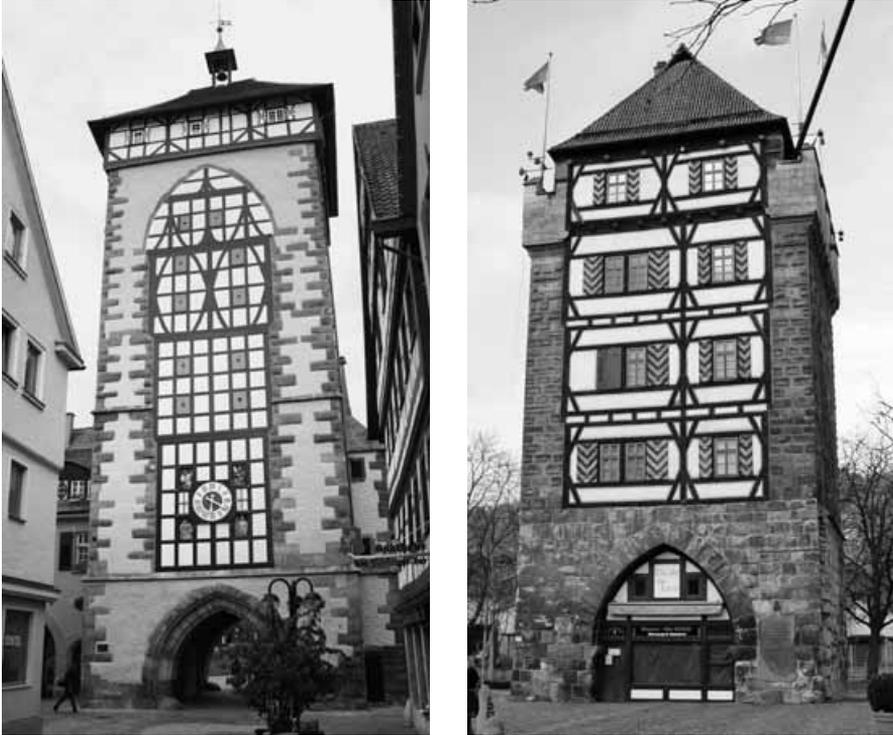


Abb. 11 a und 11 b: Nachträglich spitzbogig geschlossene Schalenöffnung des Tübinger Tors (Fachwerkfüllung von 1531 (d) und 1949) im Vergleich mit der gerade nach oben geführten Schalenöffnung des Esslinger Schelztorturms (rechte Abb.) aus dem 13. Jahrhundert.

### Die Erdgeschossdurchfahrt

Die im 19. Jahrhundert um etwa 0,5–1 m aufgeschüttete Erdgeschossdurchfahrt wird von einer schlichten Balkenlage mit kräftigen Eichenholzbalken überdeckt. Die Balken lagern nördlich und südlich auf Streichbalken, die von halbrunden Steinkonsolen getragen werden. Im östlichen Teil der Nord- und Südseite ist jeweils eine Wandnische vorhanden, deren Funktion in beiden Fällen ungeklärt ist. Die in der Literatur bezüglich der südlichen Nische vertretene Ansicht, es handele sich um einen „vermauerten Aufgang zum Turm“,<sup>23</sup> ist bauhistorisch derzeit nicht überprüfbar. Bei der nördlichen Nische stehen einer Funktion als Innenzugang zum Treppenturm die Position und der Verlauf der bauzeitlichen Wendeltreppe entgegen. Die Nischen sind

<sup>23</sup> Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 110.

mit einem eigentümlichen Spitzgiebelbogen (Nordnische) bzw. einem extrem flachgedrückten Spitzbogen (Südnische) überdeckt. Beide Bögen münden nicht in Schlusssteinen, sondern schließen wie die Torbögen in gegeneinanderstoßenden Gewändesteinen.<sup>24</sup>

Während bei der südlichen Nische keine Einbindung in das ursprüngliche Mauerwerk des Turmes erkennbar ist, bildet der unterste Stein des östlichen Nischengewändes im Norden das Bindeglied zum Gewände des Ostportals, so dass hier eine Gleichzeitigkeit gesichert erscheint (Abb. 12). Zudem findet sich am zweitobersten Stein der westlichen Bogenseite ein winkelförmiges Steinmetzzeichen (Abb. 18, Nr. 4b), das in ähnlicher Form auch am Ostportal auftaucht (Abb. 18, Nr. 4a).

Die südliche Nische zeigt eine außergewöhnliche Gestaltung (Abb. 13a). Neben der eigentümlichen Bogenform fällt hier der seltsame Kontrast zwischen den aus Eckbuckelquadern gebildeten Nischengewänden und den sorgfältig geflüchten Steinquadern des Nischenbogens ins Auge. Noch eigentümlicher erscheint eine Reliefverzierung an der Unterseite des obersten Steins der östlichen Bogenseite (Abb. 13b). Das Motiv scheint oben und seitlich abgeschnitten, so dass es sich bei dem Stein möglicherweise um eine Spolie oder ein missglücktes Werkstück handelt. Das Ornament setzt sich zusammen aus radial angeordneten Grundelementen, die aus jeweils vier kreuzförmig ausgerichteten, an den Enden zusammenstoßenden Ovalblättern gebildet sind. Dabei wurden die Ränder der Blätter so gestaltet, dass sie exakt einen Viertelkreis ergeben. Dadurch bilden jeweils vier Blätter – je nachdem, wie man sie betrachtet – entweder ein sternartiges Kreismuster oder ein gleichschenkliges Blattkreuz. Der Steinmetz des Reliefsteines am Tübinger Tor nahm offenkundig das Kreismuster als Ausgangspunkt für die Gestaltung des Ornaments. Vom Gestaltungsprinzip her erinnert das Ornament an die spätromanische Wulstverzierung der Basis des nordwestlichen Gewölbedienstes im Chor der Reutlinger Marienkirche.



Abb. 12: Nördliche Spitzbogennische in der Tordurchfahrt.

<sup>24</sup> Diese Form der Bogenschlüsse tritt insbesondere in Reutlingen bei den frühen Bauten regelmäßig auf, wie z. B. bei den Portalen von Oberamteistraße 22 von 1277/78 (d), aber auch am Langhausnordportal und den Zwillingenfenstern des südlichen Chorflankenturms der Marienkirche.



Abb. 13 a und 13 b: Südliche Nische mit Eckbuckelquadern und Reliefstein im Spitzbogen.

Im Westen befindet sich die Vorrichtung für das ehemalige Fallgatter, von dem bereits der Chronist Fizion berichtete. Dabei überrascht, dass in den seitlichen Eckvorlagen keine Führungsnut besteht. Demnach war das Gatter offenbar lediglich durch einen im Mauerwerk eingelassenen Querbalken und am Fußpunkt gesichert. Bei dem heute vorhandenen Querbalken handelt es sich allerdings um eine kaum verständliche „Rekonstruktion“ des 20. Jahrhunderts.

### Im Innern des Turmes: Die vier Obergeschosse

Das 1. Obergeschoss bietet eine Fülle an bauhistorischen Befunden. Wie alle Geschossebenen ist auch die erste Nutzebene über der Durchfahrt mit einer schlichten Balkendecke überdeckt, deren mächtige Eichenholzstämmen einen Querschnitt von bis zu 38/38 cm aufweisen. Am westlichen Ende zeigt sich unterhalb des Deckengebälks eine doppelte Konsole, die an der Oberseite eine halbkreisförmige Ausarbeitung besitzt. Den beiden Konsolen sind im Süden Pendants zugeordnet, so dass es sich bei den oberen Konsolsteinen um das Widerlager einer Welle handeln könnte. Möglicherweise diente sie der Aufzugsvorrichtung für das Fallgatter, wobei sich die eigentliche Funktionsweise aus dem Baubestand nicht eindeutig erschließt.

In denselben Kontext gehört auch die mächtige Spitzbogennische im Westen. An der Unterseite des Bogens finden sich an drei Stellen Aussparungen, die später vermauert wurden (Abb. 14 a). Sie waren vermutlich als Führung für die senkrechten Hölzer des Fallgatters gedacht. Zu der vermuteten Funk-



*Abb. 14a und 14b:* Westseite des 1. Obergeschosses mit hoher Spitzbogennische für das ehemalige Fallgatter. Unter dem 1277/78 (d) datierten Deckengebälk sind doppelte, wohl als Auflager für die Zugvorrichtung des Fallgatters dienende Steinkonsolen erkennbar. An der Nordseite befindet sich das Ornament einer sechsblättrigen Rosette.

tion der Spitzbogennische passt ein in Relief gearbeitetes Ornament am nördlichen Gewände (*Abb. 14b*). Die formal an den verzierten Bogenstein der südlichen Nische im Erdgeschoss erinnernde Verzierung zeigt eine sechsblättrige Rosette. Entsprechende Ornamente waren seit frühchristlicher Zeit als christlich-apotropäische (dämonenabwehrende) Schutzzeichen in Gebrauch. Nur so erklärt sich ihr auffällig häufiges Auftreten auf Fundgegenständen christlicher Prägung, frühchristlich geprägten Grabinventaren oder Architektur-elementen.<sup>25</sup> Da sie nachweislich als Christus- oder Paradiessymbol Verwen-

<sup>25</sup> Beispielsweise im Zentrum des Goldblattkreuzes von Hintschingen, Anfang 7. Jh. (vgl. Rainer Christlein: *Die Alamannen*, Stuttgart und Aalen 1991, Tafel 88), mehrfach und gemeinsam mit Kreuzen auf dem Reliquiar der hl. Mumma in der Klosterkirche St.-Benôit-sur-Loire in Frankreich, Ende 7. Jh. (vgl. Alfried Wiczorek [Hrsg.]: *Die Franken – Wegbereiter Europas*, 5.–8. Jahrhundert n. Chr. Katalog Reiss-Museum Mannheim, Mainz 1996, S. 929), am Giebfeld des Totenbattes aus Lauchheim, Grab 27, in dem sich u. a. Reste von fünf Goldblattkreuzen vorfanden (vgl. Ingo Stork: *Fürst und Bauer – Heide und Christ* [Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 29], Stuttgart 1995, S. 61).



Abb. 15: Sechsbliättrige Rosetten an der Mönchspforte zur Klosterkirche Bebenhausen (Weihe 1228).

dung fanden, scheint ihr häufiges Auftauchen an „Übergängen“ jeglicher Art und daher gerade an Portalen bzw. Torbauten nicht zufällig (Abb. 15).<sup>26</sup>

An der nördlichen und südlichen Wandseite finden sich Türöffnungen, durch die man zum Wehrgang der Stadtmauer gelangte. Beide Türöffnungen scheinen aber nachträglich stark überformt, so dass zu deren ursprünglicher Gestalt keine Aussagen möglich sind. An der östlichen, mit Fachwerk geschlossenen Stadtseite sind noch die leicht in den Raum vorspringenden Sockel der ursprünglichen Schalenturmöffnung erhalten, die – wie das sich nach oben fortsetzende Gewände – als Buckelquader ausgeführt wurden.

Das 2. Obergeschoss, das als letzte Ebene direkt über den Treppenturm der Nordseite erschlossen ist, wies an der Westseite ebenfalls eine spitzbogig überwölbte Wandnische auf (Abb. 16). Die im frühen 16. Jahrhundert zugunsten einer Geschützscharte vermauerte Nische erinnert in ihren mit Buckelquadern besetzten Gewänden und den geflüchten Steinen des Spitzbogens an die Südnische im Erdgeschoss. Im Vergleich zur großen Spitzbogennische des 1. Obergeschosses ist sie wesentlich kleiner dimensioniert und diente höchstwahrscheinlich als „Schießkammer“ zur Anlage einer Schießscharte. Trifft

<sup>26</sup> Das Ornament/Symbol findet sich dreifach im Tympanonfeld der Mönchspforte zur Klosterkirche Bebenhausen aus der Zeit um 1228 (Kirchweihe), vierfach am nördlichen Oculus im westlichen Giebfeld der Bartholomäuskirche in Markgröningen aus der Zeit um 1260/70, aber auch als einfache Ritzzeichnung an einem Brustriegel neben dem ehemaligen südlichen Eingangsportal zur Lederbühne des Tübinger Rathauses von 1435 a/d.

diese Vermutung zu, handelt es sich hierbei um die einzige Schießscharte aus der Ursprungszeit des Torturmes.

Die Oberfläche der neuzeitlichen Vermauerung unterscheidet sich deutlich von dem älteren Nischengewände, das – wie auch das übrige Mauerwerk der West-, Nord- und Südseite – erhebliche Brandrötung aufweist. Diese untrüglichen Spuren eines größeren Turmbrandes finden sich interessanterweise im 2. Obergeschoss und allen darüberliegenden Geschossen des massiven Turmschaftes, während sie im Erd- und 1. Obergeschoss fehlen. Demnach muss das 2. Obergeschoss ursprünglich einen feuersicheren Fußbodenbelag besessen haben, wie z. B. einen Lehm- oder Mörtelstrich, durch den die beiden unteren Gebäcklagen erhalten blieben.

Im 3. und 4. Obergeschoss sind, abgesehen von den Umfassungswänden und dem Gewände der stadtseitigen Turmöffnung, keine architektonischen Besonderheiten aus der Errichtungszeit des Turmes vorhanden.



Abb. 16: 1528 (i) zu einer Geschützscharte umgestaltete Spitzbogennische an der Westseite des 2. Obergeschosses. Deutlich erkennbar ist die starke Brandrötung der älteren Wandteile, die an der Vermauerung der Nische fehlt.

### Hinweise zum ursprünglichen Turmabschluss

Am erhaltenen Baubestand finden sich keine eindeutigen Befunde zum ursprünglichen Abschluss des Turmes. Lediglich die im Innern bis zur Oberkante des Turmschaftes reichende Brandrötung des Mauerwerks kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass über dem 4. Obergeschoss eine Holzkonstruktion bestand. Ob es sich dabei um ein direkt auf dem Turmschaft aufsetzendes Dachwerk oder – wie heute – um einen hölzernen Oberstock gehandelt hat, ist nicht eindeutig zu klären. Möglicherweise ist die symmetrische Anordnung der Aussteifungshölzer an den Außenwänden des bestehenden Oberstocks, die formal den Holzgefügen des 13. Jahrhunderts wesentlich näher steht als jenen des 14. Jahrhunderts (s. u.), so zu interpretieren, dass der bestehende Aufbau eine Art Kopie eines abgebrannten Vorgängers darstellt.

## Zur Datierung des massiven Turmschaftes

Aus den ältesten, gefügekundlich ermittelten Holzeinbauten des mittelalterlichen Torturms, den beiden untersten Gebäcklagen, wurden insgesamt 6 Proben zur dendrochronologischen Untersuchung entnommen. Alle Proben stammen von Eichenhölzern, die einheitlich im Winter 1277/78 geschlagen wurden. Lediglich bei einer Probe, die einem Deckenbalken über dem Erdgeschoss entnommen wurde, kann mangels erhaltener Waldkante<sup>27</sup> der Fällzeitraum nur anhand der Splintreste<sup>28</sup> zwischen 1267 und 1287 eingegrenzt werden, was aber eine Fällung um 1278 sehr wahrscheinlich macht. Demnach ist der Einbau der beiden Balkendecken im Laufe des Jahres 1278 anzunehmen. Wann aber wurde mit dem Bau des Torturmes begonnen?

Zunächst muss deutlich gemacht werden, dass mit den Daten lediglich eine abschließende Baumaßnahme datiert ist: 1278 erhielt der Turm seine hölzernen Inneneinbauten. Da aber weder die Mauerlatten bzw. Streichbalken noch die Deckenbalken fest im Turmmauerwerk verankert sind, sondern lose mit einigen Zentimetern Spiel auf den dafür vorgesehenen Mauerabsätzen und Konsolsteinen aufliegen, können sie durchaus auch nachträglich oder zumindest mit einiger zeitlicher Verzögerung nach Vollendung der massiven Bauteile eingezogen worden sein. Für derartige bauchronologische Differenzen zwischen Massivbauteilen und hölzernen Inneneinbauten, die bisweilen Jahrzehnte betragen können, gibt es einige Belege.<sup>29</sup> Insofern kann es sich bei dem erhaltenen Steinturm des Tübinger Tores trotz später Dendrodaten dennoch um das 1267 erwähnte Stadttor handeln.

<sup>27</sup> Als Waldkante werden die zuletzt gebildeten Zellreihen des jüngsten Jahrringes unter der Rinde bezeichnet. Sie geben den Fällungszeitraum des jeweiligen Holzes auf die Jahreszeit genau an.

<sup>28</sup> Bei Eichenhölzern kann bei fehlender Waldkante der Splint, d. h. die äußeren Jahrringe unter der Rinde, in denen der Nährstofftransport im Baumstamm erfolgt, zur Eingrenzung des Fällungszeitraums genutzt werden, da die Anzahl an Splintringen in aller Regel zwischen 10 und 30 Jahrringe beträgt.

<sup>29</sup> So wurden beispielsweise die Hölzer der Deckenbalkenlagen im Turm der Entringer Michaelskirche im Sommer 1424 (d) gefällt, während das Dachwerk des Chores, der in einem Zug mit dem Turm entstand, bereits 1410/11 (d) aufgeschlagen wurde; vgl. hierzu Tilman Marstaller: Die bestehende Kirche von 1411–1454. Architektur und Baugeschichte, in: Reinhold Bauer; Barbara Scholkmann (Hrsg.): Die Kirche im Dorf. St. Michael in Entringen, Tübingen 2002, S. 67–74. Noch extremer verhält es sich beim Turm der Nikolauskirche in Beuren, der im Wesentlichen 1372 (d) entstand. Die erhaltenen ersten Treppeneinbauten datieren 1423 (d), also 51 Jahre nach Bauerrichtung! Bis zu diesem Zeitpunkt müssen offensichtlich die bauzeitlichen, von einer Wandseite zur anderen gespannten Gerüsthölzer als provisorische Decken gedient haben; vgl. hierzu Bernd Breyvogel: Bau- und Kunstdenkmale in Beuren und Balzholz, in: Sönke Lorenz; Andreas Schmauder (Hrsg.): Beuren und Balzholz – Die Geschichte einer Gemeinde am Fuße der Schwäbischen Alb, Filderstadt 2004, S. 242–260, hier: S. 244, und Hinweis Hans-Jürgen Bleyer, der den Bau untersucht hat.

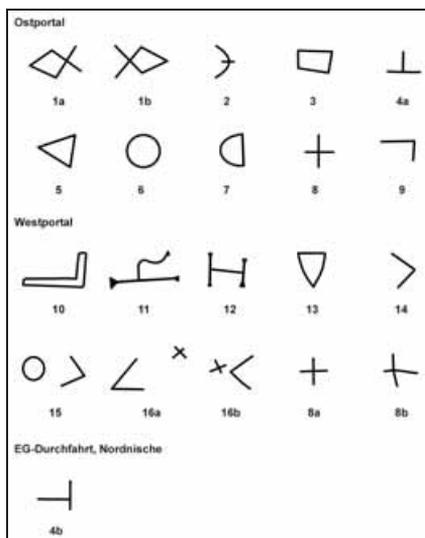
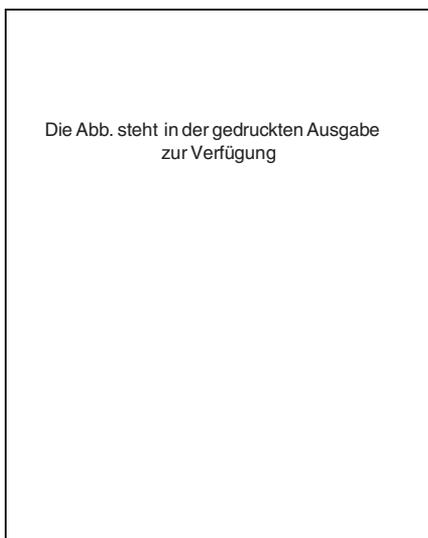


Abb. 17: Älteste Stadtansicht Rottweils von 1430/35 mit Doppel-Graben-Wallanlage und steinernen Stadttoren.

Abb. 18: Tübinger Tor: Am erhaltenen Bauwerk dokumentierte Steinmetzzeichen (nicht maßstabgerechte Umzeichnung nach Fotografien).

Um einen zeitlichen Ansatz für den Baubeginn des Tübinger Tores zu gewinnen, muss folglich etwas weiter ausgeholt werden. So sprechen tatsächlich eine Reihe von bauhistorischen und kunsthistorischen Argumenten für ein höheres Alter, als es die Dendrodaten aus den Gebäcklagen zunächst suggerieren.

Dass zum Zeitpunkt der ersten chronikalisch überlieferten Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247 hier eine gesicherte Toranlage bestand, legt schon alleine deren fortifikatorische Bedeutung nahe. Die wichtigste Aufgabe der Stadttore war es, die Zugänge ins Stadtinnere, folglich die am stärksten gefährdeten Stellen der Stadtbefestigung, zu schützen. Daher gehören massive Stadttore nach der Anlage von Graben und Wall meist zu den Primäreinrichtungen von Stadtbefestigungen, wie z. B. Grabungsbefunde in Ulm nahelegen.<sup>30</sup> Das in der Frühzeit der Stadtanlagen sicher regelhaft anzutreffende Bild von Wall- und Grabenanlagen mit massiv errichteten Tortürmen scheint sich noch 1430/35 in der ältesten Stadtansicht Rottweils widerzuspiegeln (Abb. 17).<sup>31</sup>

<sup>30</sup> Andrea Bräuning: Um Ulm herum (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 23), Stuttgart 1998, S. 32–38.

<sup>31</sup> Die verteidigungstechnisch sinnvollste Vorgehensweise bei der Erstanlage von Stadtbefestigungen, bei der zunächst ein breiter Stadtgraben mit Wall angelegt wurde und man die Stadt-

In Reutlingen, das spätestens seit 1235 Stadt- und damit auch Befestigungsrechte besaß,<sup>32</sup> wäre die Errichtung der ersten massiven Stadttore folglich für den Zeitraum um 1235/45 anzunehmen. Die am Tübinger Tor vorhandenen Steinmetzzeichen (*Abb. 18*), die sich – wie bereits erwähnt – nur an den beiden Toröffnungen vorfinden, stünden mit diesem Zeitansatz in Einklang: So ähnelt das markante Kombinationszeichen Nr. 15 einem Steinmetzzeichen im Gewölbe des Herrenrefektoriums (Dachstuhl 1228 d) im Zisterzienserkloster Maulbronn.<sup>33</sup> In den dortigen Bauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden sich außerdem Parallelen zu den Zeichen Nr. 3–8, 11 und 14 am Tübinger Tor.<sup>34</sup> Allerdings steht die Forschung zu den Steinmetzzeichen des 13. Jahrhunderts bislang eher auf tönernen Füßen und eine direkte Verbindung zwischen den Bauhütten in Reutlingen und Maulbronn ist weder historisch noch baugeschichtlich herzuleiten.

Gegen einen solch frühen Ansatz des Tübinger Tors spricht neben den deutlich jüngeren Dendrodaten vor allem die ausgesprochen „moderne“, rein gotische Formsprache der Toröffnungen. Auffallend sind dabei die zahlreichen formalen Übereinstimmungen mit den unmittelbar auf die spätromanische Bauphase folgenden gotischen Bauteilen der Marienkirche (*Abb. 19*). So besitzt das Nordportal am Langhaus der Marienkirche, ein mit Hohlkehlen profiliertes Stufenportal, große Ähnlichkeit zu den Toröffnungen des Tübinger Tors. Der mit kanneliertem Doppelknauf besetzte, nach unten stumpf auslaufende Wimberg des Westportals am Tübinger Tor zeigt eine enge Verwandtschaft zu den Wimpergen über den hohen Zwillingsfenstern am Südturm der Marienkirche. Und auch für die schlichten Fialen der Strebepfeiler und des nördlichen Treppenturms am Tübinger Tor mit den stark unterschrittenen Kaffgesimsen, ihrem leichten Knick und vor allem den kannelierten Doppelknäufen als deren oberem Abschluss finden sich Parallelen im Ab-

---

zugänge mit massiven Tortürmen sicherte, während der aufwendige und besonders kostspielige Bau der Stadtmauer erst in einem zweiten Schritt in Angriff genommen wurde, scheint beispielsweise in Ulm aus der chronikalischen Überlieferung sowie aus dem archäologischen Befund des Löwentors gesichert; s. hierzu A. Bräuning, *Um Ulm herum* (wie Anm. 30), S. 32–38. Zur ältesten Stadtansicht Rottweils mit Wall-Graben-Anlage und massiv errichteten Tortürmen siehe Christian Gildhoff, Winfried Hecht: *Rottweil*, in: *Stadtluft, Bettelmönch und Hirsebrei. Die Stadt um 1300. Ausstellung Stuttgart/Zürich 1990*, Stuttgart 1991, S. 108–125, hier: S. 116.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu Heinz Alfred Gemeinhardt: Die Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247. Erinnerung an ein wichtiges Datum der frühen Stadtgeschichte, in: *Reutlinger Geschichtsblätter NF 36* (1997), S. 189–220, hier: S. 195 u. 214.

<sup>33</sup> Ulrich Knapp: Zisterziensergotik oder Reichsstil? Zur Interpretation der frühgotischen Bauteile in Kloster Maulbronn, in: *Maulbronn. Zur 850-jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters* (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalspflege in Baden-Württemberg, Bd. 7), Stuttgart 1997, S. 189–292, Zeichen Nr. 408.

<sup>34</sup> Ebd.: Tübinger Tor (TT) Nr. 3 → Maulbronn (M) Nr. 371; TT 4 → M 212, 332, 359, 425; TT 5 → M 351; TT 6 → M 231, 350, 400, 470; TT 7 → M 257; TT 8 → M 225, 303, 356, 417; TT 11 → M 220; TT 14 → M 333.

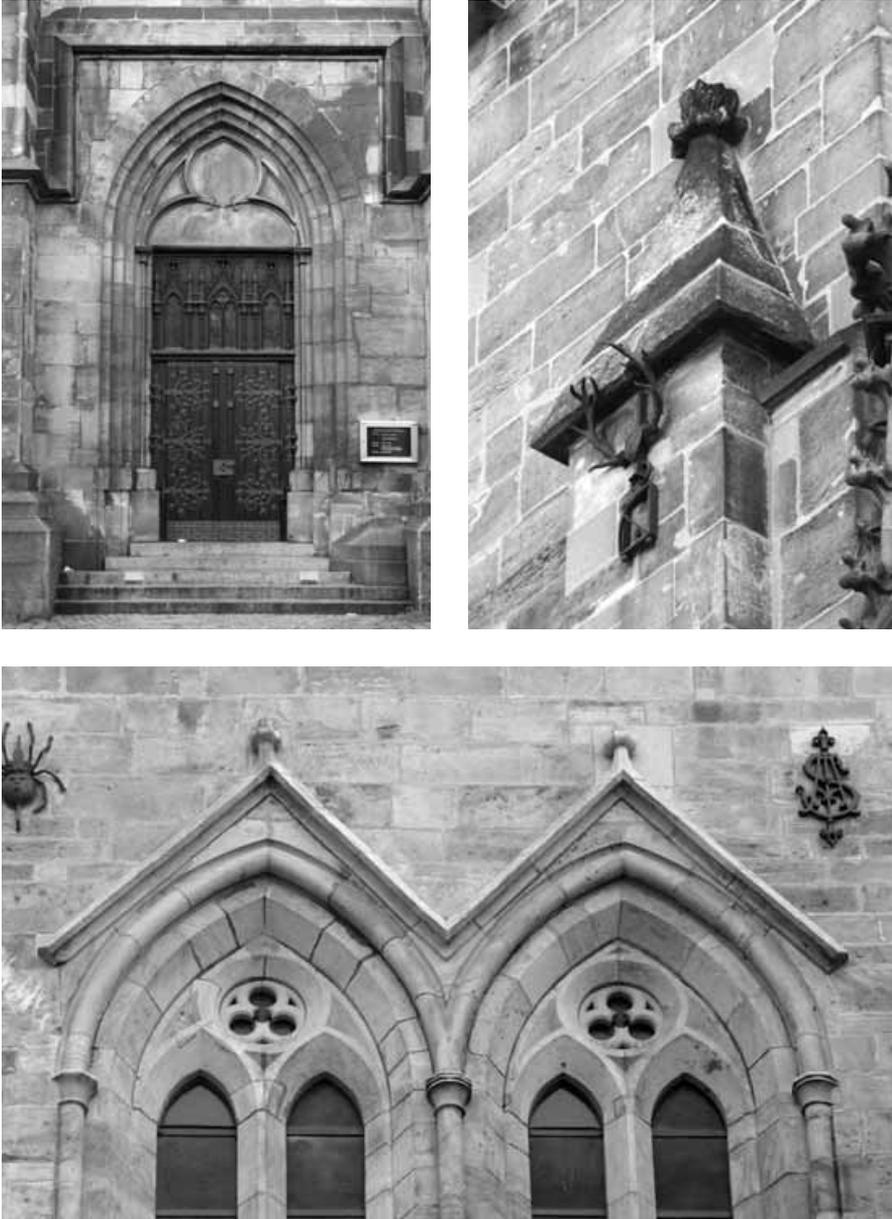


Abb. 19: Erste Gotik an der Reutlinger Marienkirche: a) Nordportal am Ansatz von Langhaus an Nordturm, b) Strebepfeiler mit leicht abknickender Bedachung und kanneliertem Doppelknauf an der Westseite des Südturms, c) Wimperge an der Ostseite des Südturms.

schluss der westlichen Strebepfeiler am Nord- und Südturm der Marienkirche.

Insofern überrascht kaum, dass viele der am Tübinger Tor dokumentierten Steinmetzzeichen formgleich an den Ostteilen der Reutlinger Marienkirche wiederkehren: Am oberen, gotisch ausgeführten Teil der Chores wurden Parallelen zu Nr. 5, 8, 9, 10, 11, 13 und 14 und an dessen Strebepfeiler zu Nr. 9, 10, 13 und 14 aufgenommen.<sup>35</sup> An den oberen Teilen der Chortürme fanden sich Zeichen, die Nr. 1, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 13 und 14 entsprechen. Übereinstimmungen sind allerdings auch schon für den unteren, noch spätromanischen Teil des Chores belegt, an dem formgleiche Zeichen zu Nr. 4, 8, 9, 13 und 14 festgestellt wurden.

Die Marienkirche wurde – wie z. B. auch die Esslinger Stadtkirche St. Dionysius – als spätromanischer Bau begonnen und verhältnismäßig kurz nach Baubeginn in gotischen Formen weitergeführt und vollendet. Da ein Teil der Steinmetzzeichen sowohl an den spätromanischen als auch an den frühen gotischen Teilen der Marienkirche auftaucht, dürfte der Stilwechsel keine längere Bauunterbrechung, sondern eher eine abrupt erfolgte Planungsänderung markieren. Dementsprechend erwägt die jüngere architekturhistorische Forschung zur Marienkirche<sup>36</sup> einen Zusammenhang des radikalen Formenwechsels mit einem stadthistorisch bedeutsamen Ereignis: Laut späterer chronikalischer Überlieferung soll die Marienkirche von den Reutlinger Bürgern als Dank für die erfolgreiche Abwehr der Belagerung der Stadt im Jahre 1247 durch Anhänger des kurz zuvor verstorbenen Gegenkönigs Heinrich Raspe errichtet worden sein.<sup>37</sup> Während die ältere Forschung das historische Ereignis bislang wortgemäß mit dem Baubeginn der ältesten, spätromanischen Teile der Marienkirche gleichgesetzt hat<sup>38</sup>, erwägt Ellen Pietrus aus stilistischen

<sup>35</sup> Denkschrift: Die Marienkirche in Reutlingen, hrsg. von Eugen Gradmann, Johannes Merz und Heinrich Dolmetsch, Stuttgart 1903, Tafel 37.

<sup>36</sup> Ellen Pietrus: Die Reutlinger Marienkirche – Einige Anmerkungen zum Baubeginn, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 37 (1998), S. 137–163.

<sup>37</sup> Siehe dazu H. A. Gemeinhardt, Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247 (wie Anm. 32), S. 198 ff.

<sup>38</sup> Bruno Kadauke (Die Marienkirche in Reutlingen, Reutlingen 1987, S. 26) datiert die hochgotischen Bauteile der Marienkirche in die Zeit um 1270–1310. Die Fixpunkte für diesen Zeitansatz bilden für ihn zum einen die Gründungslegende zum Jahr 1247, die für ihn den Beginn des spätromanischen Baus markiert, zum anderen die höchst zweifelhafte Dendrodatierung eines im Südturm vermauerten Holzes. (Die Probe weist nur 26 Jahrringe auf und wurde durch kein professionell arbeitendes Labor, d. h. ohne die Hohenheimer Standardkurve, datiert! Es sind daher erhebliche Zweifel an der Zuverlässigkeit der Datierung angebracht; siehe dazu B. Kadauke, ebd., S. 20 f. und 94.) Der Datierungsansatz Kadaukes ist durch die Dendrodatierung der Balkenlagen im Tübinger Tor und die in beiden Bauten auftretenden Steinmetzzeichen sicher nicht mehr zu halten. – Zu den Überlegungen von Ellen Pietrus s. ihren Beitrag in den Reutlinger Geschichtsblättern 1998 (wie Anm. 36).

Gründen heraus eine Entstehung der spätromanischen Ostteile vor 1247 und sieht in dem für 1247 überlieferten Gelöbnis die mögliche Ursache für den Plan- und Baustilwechsel hin zur gotischen Fortführung und Vollendung des Bauwerks.

Treffen die neueren chronologischen Überlegungen bezüglich der Marienkirche zu, dann wurde das Tübinger Tor zeitgleich mit den frühen gotischen Teilen der Marienkirche kurz nach 1247 errichtet. Möglicherweise war der erhaltene Torbau als Ersatz für ein zuvor bereits bestehendes, bei den Auseinandersetzungen 1247 beschädigtes Portal notwendig geworden und man nutzte in Analogie zur Marienkirche die Gelegenheit zur Errichtung eines reichsstädtischen Statussymbols in den damals modernsten Bauformen. Spätestens 1278 (d) war mit dem hölzernen Innenausbau der Turmneubau vollendet.

### Hinweise zur ursprünglichen Einbindung in die Stadtbefestigung

Die am nördlichen Treppenturm ablesbaren, zeitlich unterschiedlichen Zugangsniveaus zum jeweiligen Laufgang der Wehranlage werfen Fragen auf, die für die Entstehung der Reutlinger Stadtbefestigung von zentraler Bedeutung sind (*Abb. 20*). So deutet die Position der unteren Türöffnung auf ein ursprüngliches Laufgangsniveau in nur 3–4 m Höhe hin. Demnach dürfte die indirekt aus dem Befund heraus rekonstruierbare, direkt an das Tor anschließende Wehrmauer ursprünglich kaum mehr als 5 m Höhe besessen haben. Die eigentliche Stadtmauer scheint erst später auf ihre volle Höhe von etwa 9 m gebracht worden zu sein. Dadurch war der obere, nachträglich angelegte Zugang notwendig geworden.

Angesichts der überraschend geringen Laufgangshöhe der ältesten Wehranlage stellt sich die Frage, ob es sich bei der indirekt nachgewiesenen Wehrmauer überhaupt schon um die erstmals 1304 in den Urkunden genannte Stadtmauer handeln kann? So könnte das niedere Laufgangsniveau der Wehranlage auch auf die Höhe eines Walls hindeuten, der vermutlich bei Aushub des Stadtgrabens zunächst als provisorische Verteidigungsanlage aufgeschüttet wurde.

In diesem Zusammenhang erscheinen die archäologischen Erkenntnisse zur Befestigung am stauferzeitlichen Löwentor in Ulm besonders aufschlussreich.<sup>39</sup> Die 1986 am Münsterplatz ergrabenen Fundamente des Torturmes, dessen Grundriss das beste Vergleichsbeispiel zum Tübinger Tor in Reutlingen darstellt, belegen hier wie dort flügelartig zur Feldseite hin vorspringende Strebepeiler. Indem sie bis unmittelbar an die Grabenkante reichten, dienten

---

<sup>39</sup> A. Bräuning, *Um Ulm herum* (wie Anm. 30), S. 32–38.

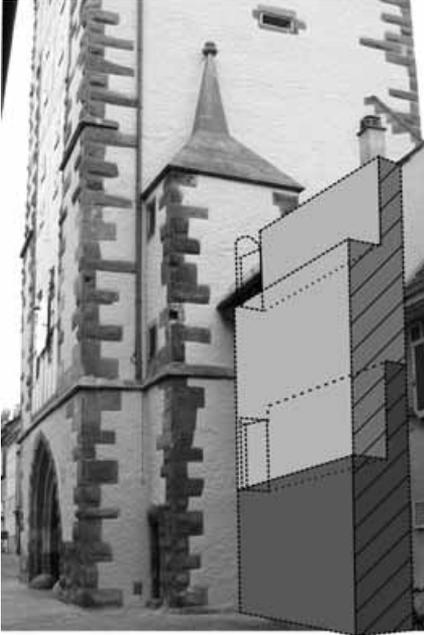


Abb. 20: Tübinger Tor, nordöstlicher Treppenturm: Rekonstruktionsskizze der zeitlich unterschiedlichen Wehrgangniveaus.

nisten sei Ulm „bis 1300 ohne Mauern gleichsam ein Dorf gewesen. [...] Als nun die Gräben fertig waren, begannen sie allmählich die Mauer zu bauen, und viele Jahre stand die Stadt mit unvollendeter Mauer, und an den Stellen, wo noch keine Mauer war, schlugen sie Pfähle und Holz ein [...]“<sup>41</sup> Vielleicht deuten die Befunde am Tübinger Tor auf eine ähnliche Genese der Stadtbefestigung hin.

sie zugleich zur Abschirmung der Berme, dem schmalen Absatz zwischen Graben und Wall bzw. Mauer. In Ulm konnte zwar ein zeitgleich mit dem Löwentor errichtetes, nördlich anschließendes Wehrmauerstück ergraben werden. Jedoch endet die Mauer, welche offenkundig die ehemalige Franziskanerklosterkirche zur Feldseite hin zusätzlich schützen sollte, bereits nach etwa 12 Metern, während sich der zugehörige Stadtgraben nach Nordosten weiter fortsetzt. Da sich südlich des Löwentores keinerlei Spuren einer Stadtmauer vorfanden, wird angenommen, dass der Torturm einst in eine Wallanlage integriert war, auf der anschließend die älteste Wehrmauer errichtet wurde.<sup>40</sup> Die Befunde scheinen somit die Überlieferung in der ältesten Ulmer Stadtchronik, dem 1488 von dem Dominikanermönch Felix Fabri verfassten „tractatus de civitate ulmensi“, zu belegen: Nach Ansicht des Chronisten sei Ulm „bis 1300 ohne Mauern gleichsam ein Dorf gewesen. [...] Als nun die Gräben fertig waren, begannen sie allmählich die Mauer zu bauen, und viele Jahre stand die Stadt mit unvollendeter Mauer, und an den Stellen, wo noch keine Mauer war, schlugen sie Pfähle und Holz ein [...]“<sup>41</sup> Vielleicht deuten die Befunde am Tübinger Tor auf eine ähnliche Genese der Stadtbefestigung hin.

<sup>40</sup> Neuere Befunde im Gebäude Frauenstraße 2 in Ulm werden dahingehend interpretiert, dass die im Grabungsbefund fehlende Stadtmauer auf bzw. in die Wallfüllung gesetzt war. Diese Interpretation ist aus statischen Gründen allerdings stark zu hinterfragen. Siehe dazu Doris Schmid: Stadtarchäologie in Ulm (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Heft 54), Esslingen 2007, S. 45 f. Dass Stadtmauern auch ohne Fundament unmittelbar auf einer Humusauflage (oder der abgetragenen Wallaufschüttung?) errichtet wurden, kann anhand der Stadtbefestigung von Neuffen/Lkr. Esslingen hingegen archäologisch bestätigt werden (Neuffen, Paulusstraße 2, baubegleitende Untersuchung durch den Verfasser 2005, unpubl.).

<sup>41</sup> Zitat übernommen aus A. Bräuning, Um Ulm herum (wie Anm. 30), S. 57, Anm. 90.



Abb. 21a und 21b: Ostseite des Turmaufsatzes vor und nach der Freilegung des Fachwerks bei der Renovierung 1909/10.

### Der hölzerne Oberstock von 1330 (d)

Zu den bauhistorisch wichtigsten Erkenntnissen bei den Untersuchungen gehört der Nachweis, dass der markante hölzerne Oberstock mitsamt Dachwerk in die Frühphase des mittelalterlichen Torturms gehört (*Abb. 21a und b*). Die im Rahmen der dendrochronologischen Untersuchung beprobten Hölzer der spätmittelalterlichen Holzkonstruktion ergaben einheitlich Fälldaten im Winter 1329/30, woraus sich eine Bauerrichtung im Laufe des Jahres 1330 ableiten lässt.

Das Ergebnis unterscheidet sich diametral von der bislang in der Literatur vertretenen Datierung, welche ohne jegliche Quellenkritik aus der Oberamtsbeschreibung von 1893 übernommen wurde.<sup>42</sup> Darin war man aufgrund der Jahreszahl „1528“ am Sturz einer Schießscharte der Westseite<sup>43</sup> davon ausgegangen, dass „die oberen Stockwerke des Turms [...] aus jüngerer Zeit“ stammen. Dementsprechend schwer wiegen die Schlüsse, die aus diesem späten Zeitansatz gezogen wurden. So wurde der hölzerne Oberstock gar als ein charakteristisches Beispiel für den allmählichen Bedeutungsverlust der Stadtbefestigung seit Erfindung des Schießpulvers interpretiert.<sup>44</sup>

<sup>42</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen, hrsg. vom K. Statistischen Landesamt Stuttgart 1893, Teil 2, S. 12.

<sup>43</sup> Die Inschrift ist durch das westliche Ziffernblatt der Turmuhr verdeckt.

<sup>44</sup> G. Domes, Befestigungsanlagen (wie Anm. 4), S. 52.



Abb. 22: Das als Plattform des Turmaufsatzes dienende Deckengebälk von 1330 (d) über dem 4. Obergeschoss (Blick nach Westen). Deutlich sichtbar ist die Brandrötung des älteren Mauerwerks bis an die Mauerkrone und der abgesprengte Querunterzug eines späteren Umbaus (16. Jh.?).

### Das Deckengebälk über dem 4. Obergeschoss

Die „Plattform“, auf welcher der hölzerne Oberstock errichtet wurde, bildet das Deckengebälk über dem 4. Obergeschoss (Abb. 22). Die aus Eichenholz gefertigten Deckenbalken sind auf 25 cm breiten, jedoch nur 12 cm hohen Mauerlatten aufgeköhmt und stehen nördlich und südlich etwa 40–45 cm über den massiven Unterbau vor. Zur Bildung des feldseitigen Überstandes wurde am 15. Balken (von Osten her gezählt) Stichgebälk angesetzt, das knapp über 70 cm vorkragt. Die Ecküberstände erzielte man auf außerordentlich fortschrittliche Weise mittels langer Diagonalstichbalken, an welchen jeweils kürzere Stichbalken eingezapft wurden.

Die an der Außenseite überstehenden Deckenbalken unter den tragenden Bundachsen des darüber errichteten Stockwerks erhielten zur Unterstützung eichene Stützstreben, die im 20. Jahrhundert überwiegend durch neue Exemplare ersetzt wurden. Die beiden einzigen original erhaltenen Streben an der Nord- und Südseite zeigen ein abknickendes Profil mit nach außen gewölbtem, durch leichte Versätze betontem Mittelfeld (Abb. 23). Die Deckenbalken unter den tragenden Gerüstachsen waren einst auch im Turminnern durch lange Streben unterstützt, wie entsprechende Zapflöcher an der Unterseite

der Balken belegen. Die Streben wurden später (um 1530?) durch den erhaltenen abgesprengten Querunterzug ersetzt.

### Konstruktive Gliederung des Oberstocks

Über dem an allen drei Feldseiten (Nord, West und Süd) stark vorkragenden Deckengebälk des 4. Obergeschosses wurde nun der Oberstock mit seinem Vollwalmdach aufgeschlagen. Das tragende Gerüst besitzt einen regelmäßigen Aufbau. So ist bereits von außen anhand der 25/25 bis 30/25 cm starken eichenen Bundständer die durch vier Längs- (LA A–D) und vier Querbundachsen (QA 1–4) gebildete konstruktive Gliederung des Tragegerüsts in drei Längs- und drei Querzonen ablesbar. Im stark umgebauten Inneren der ehemaligen Türmerwohnung ist die Gerüstgliederung seit dem Entfernen sämtlicher innerer Bundständer nur noch an den im Dachraum teilweise freiliegenden Rähmhölzern und den Bundständern der Außenwände nachvollziehbar.

Der konstruktive Aufbau des tragenden Holzgerüsts begegnet uns gleich am Fußpunkt mit innovativer Bautechnik. So wurde direkt über dem Deckengebälk des 4. Obergeschosses ein Schwellkranz verlegt, dessen Einzelhölzer in einer Ebene liegend abgezimmert wurden (*Abb. 24*). An den Enden sind die Schwellen miteinander verblattet. Schwellkränze dieser Form, die hierzulande eigentlich erst wieder im Laufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (!) üblich werden, bilden die konstruktive Umschaltstelle für einen Wechsel der Gebälkausrichtung: Tatsächlich ist das Deckengebälk über dem 4. Obergeschoss Nord-Süd-, das Dachgebälk jedoch Ost-West-orientiert.

Die Kopfenenden der Schwellen wurden seitlich zu Blattsassen verjüngt, so dass die witterungsanfälligen Blattverbindungen vollständig von den ehemaligen Fußblättern<sup>45</sup> der Eckständer überdeckt waren (siehe auch Erläuterungen



*Abb. 23:* Original erhaltene Stützstrebe (Bug) des Turmaufsatzes von 1330 an der Nordseite. Deutlich erkennbar sind die hölzernen Blendbohlen, mit denen 1909/10 und um 1950 die älteren Hölzer verkleidet oder teilweise ersetzt wurden.

<sup>45</sup> Von „Fußblättern“ wird hier deshalb gesprochen, weil die Ständerfüße bündig in Aussparungen (Blattsassen) an den Schwellhölzern eingepasst wurden und weder eine Verdickung

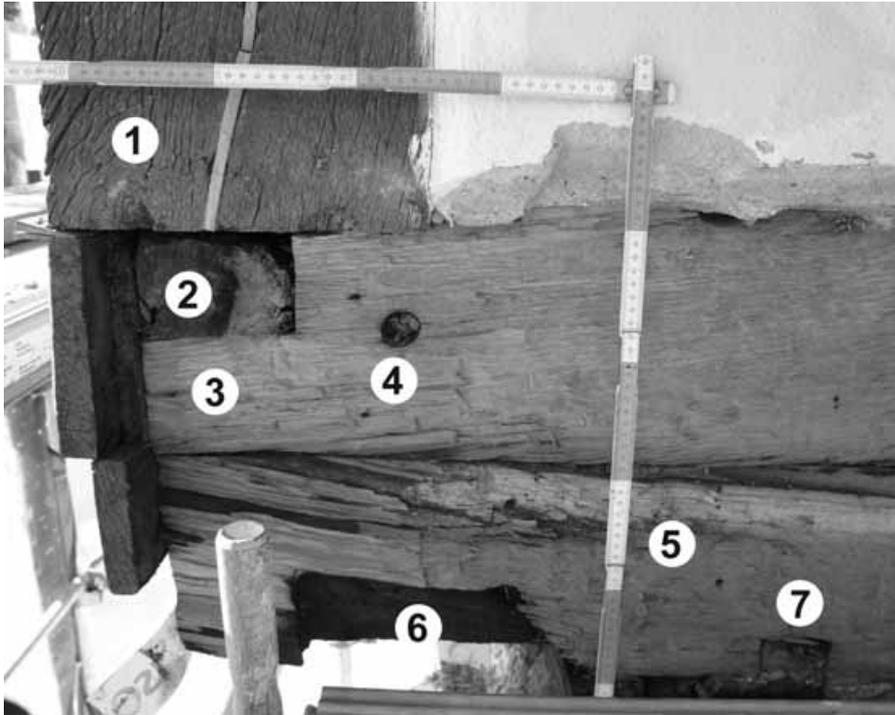


Abb. 24: Schwellverband von 1330: 1 südöstlicher Eckständer, 2 südliche Wandschwelle, 3 östliche Wandschwelle, 4 Holznagelsicherung des abgearbeiteten Ständerfußblattes, 5 östlicher Deckenbalken, 6 Zapfloch der ehemaligen Stützstrebe, 7 Kammstasse der Mauerlatte.

zu Abb. 24, 25 und 31). Nach Aussage von historischen Aufnahmen des Tübinger Tores zwischen 1907 und 1910<sup>46</sup> besaßen auch alle übrigen Bundständer Fußblätter, erhalten blieben sie aber nur an der Ostseite (Abb. 25).

Den oberen Abschluss der firstparallelen Gebinde bildeten relativ schwach dimensionierte Rähmhölzer, die in die Bundständer eingehälst wurden (Abb. 26 mit Erläuterung der Fachausdrücke). Die Aussteifung des Gerüsts erfolgt an allen Bundständern durch symmetrisch angeblattete Kopf- und Fußbänder. In den meisten Fällen sind sie an der Außenseite abgearbeitet und durch formgleiche oder zumindest annähernd formgleiche Bohlen ergänzt. Die Bänder besitzen zeittypisch flache Neigungswinkel von etwa 45° (Abb. 26).

---

aufweisen noch mit ganzem Querschnitt vor die Bundebene treten (→ Fußschale). Vgl. dazu Hermann Phleps: Alemannische Holzbaukunst, Wiesbaden 1967, S. 155–160.

<sup>46</sup> Alt-Reutlingen (wie Anm. 13), S. 22 f. und 54 f.

Zum ursprünglichen Wandaufbau liegen derzeit nur bei den Außenwänden aussagekräftige Befunde vor. Als bei der jüngst abgeschlossenen Renovation einzelne Gefache ausgetauscht werden mussten, kamen sowohl an der Oberseite der Schwellen als auch an der Unterseite der Rähmhölzer kastenförmig eingetiefte, etwa 4 cm breite und ebenso tiefe Nuten zum Vorschein. Da sich an den Bundständern keine entsprechenden Eintiefungen vorfanden, können die Nuten ehemaligen Holzwänden mit senkrecht stehenden Brettern zugeordnet werden. Derartige Wände sind im regionalen Hausbau allerdings in zwei unterschiedlichen Ausführungsformen bekannt. Die einfachste Variante stellen reine Bretterwände dar, deren Einzelbretter stumpf gestoßen oder durch keilförmige Nut und Feder verbunden wurden. Eine solche Bretterwand aus der Zeit um 1348 (d) ist in geringen Resten im 2. Obergeschoss des Hauses Oberameistraße 30/32 in Reutlingen erhalten geblieben. Wesentlich aufwendiger sind sogenannte Spundwände, deren stehende Bretter zwischen Spundständer eingenetet wurden. Eine dementsprechende Außenwand konnte ebenfalls in Reutlingen im Erdgeschoss der straßenseitigen Fassade von Pfäfflinshofstraße 4 für das Jahr 1364 (d) indirekt nachgewiesen werden. Im Innern des Schilling'schen Schlosses in Neuffen (Lkr. Esslingen) sind noch zwei Spundwände von 1363 (d) weitgehend original vorhanden.<sup>47</sup>

Für eine Rekonstruktion der Außenwände als hölzerne Spundwände sprechen kräftige Holznägel, die an der Außenseite aller Bundständer, jeweils am Kopfende der Fußbänder vorgefunden wurden. Sie sind außenseitig, ohne Blatteintiefung aufgenagelten Horizontalleisten zuzuordnen, die vermutlich als Brüstungshölzer für Fensteröffnungen oder Schießscharten fungierten. Die Ausführung als einfache Bretterwand hätte einen wenig praktikablen Abstand zwischen den Brettern und den bundseitig aufgenagelten Leisten zur



Abb. 25: Erhaltenes Ständerfußblatt an Bundständer der Ostseite (Schwelle ist zur Verkleidung mit Holzbrett um etwa 4 cm abgearbeitet).

<sup>47</sup> Tilmann Marsteller: Das Haus Pfäfflinshofstraße 4 – Bauen und Wohnen am Rande der Reutlinger Altstadt, in: Barbara Scholkmann, Werner Ströbele (Hrsg.): Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie. Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4, Reutlingen 1999, S. 57–106, hier: S. 72.

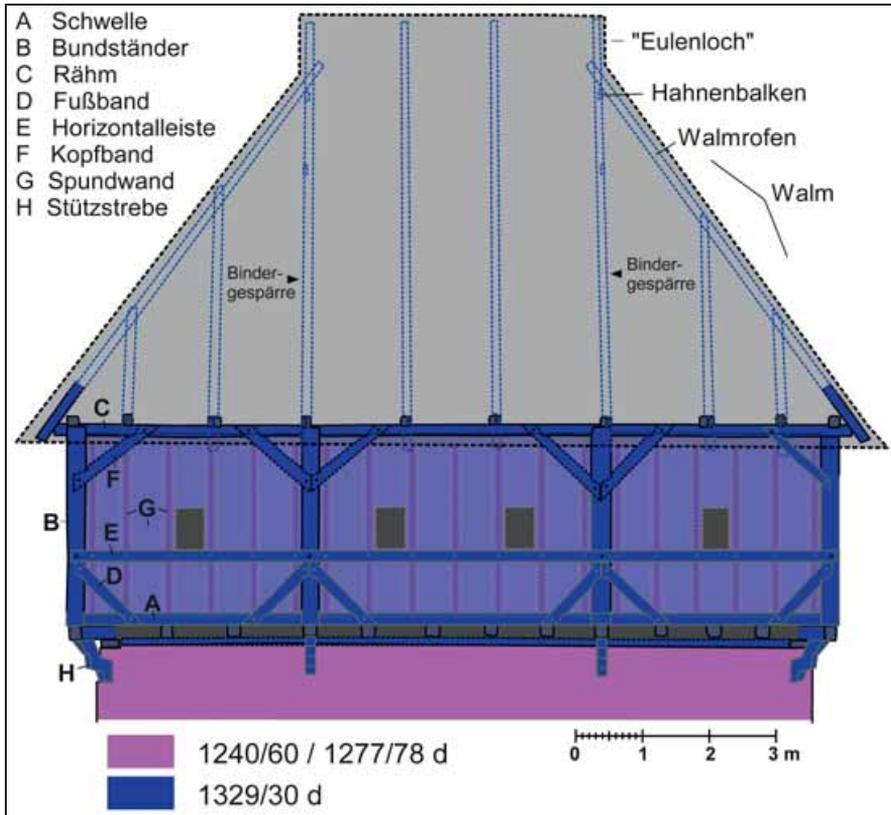


Abb. 26: Westseite des Turmaufsatzes: Rekonstruktionsversuch des Zustands um 1330.

Folge gehabt. Dagegen bot sich bei Spundwänden mit bündig zur Außenflucht der Bundständer angelegten Spundständern durch Aufnagelung der Brüstungsleisten die Möglichkeit einer zusätzlichen Wandversteifung.

Zur Frage nach einer möglichen räumlichen Unterteilung des hölzernen Oberstocks liegen keine sicheren Anhaltspunkte vor. Innen verlaufende Schwellhölzer, die für einen Wandaufbau unabdingbar sind, können derzeit nur für die Querachsen plausibel gemacht werden: So zeigte sich an der vorübergehend freigelegten östlichen Schwelle – verdeckt von den Fußblättern der Bundständer – jeweils das Stirnholz innen verlaufender, mit der östlichen Schwelle verblatteter Querswellen. Allerdings findet sich nur am westlichen Außenständer der nördlichen Querachse ein eindeutiger Hinweis auf eine fußzonige Aussteifung, die wiederum eine Querschwelle voraussetzt. Da an der Unterseite der nach oben abschließenden Hölzer (Dachbinderbalken) weder Bretternuten noch Keilnuten oder Löcher für einen Wandaufbau mit

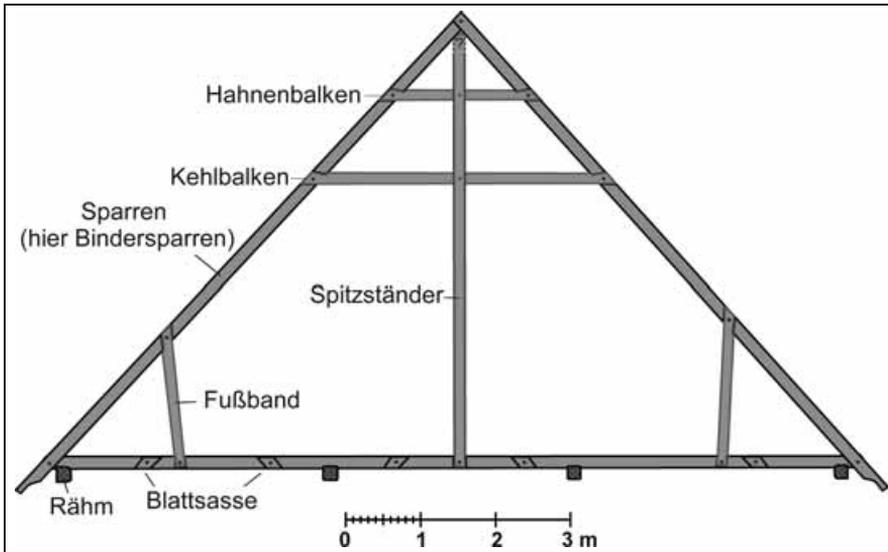


Abb. 27: Südliches Bindergesparre im Dachwerk des Tübinger Tors: Rekonstruktionsversuch des Zustands von 1330.

Flechtwerkstakung vorhanden sind, kommen allenfalls seitlich auf die Schwellen und Rähmhölzer aufgenagelte Brettverschläge in Frage.<sup>48</sup> Doch letztlich sind auch hierfür keine konkreten Befunde vorhanden. Demnach scheint der hölzerne Oberstock ursprünglich eine offene Halle gebildet zu haben. Offenkundig war eine (beheizbare) Türmerstube zunächst nicht vorgesehen.

### Das älteste Reutlinger Dachwerk – eine „windige“ Angelegenheit

Das in aussagekräftigen Teilen erhaltene Walmdach des Tübinger Tores mit seinen malerischen „Eulenlöchern“, den dreieckigen Lüftungsöffnungen über den oberen Walmansätzen, stellt derzeit das älteste datierte Dachwerk im Reutlinger Stadtgebiet dar. Bei der 1330 abgezimmerten Konstruktion handelt es sich um ein sogenanntes „binderloses“ Sparrendach, das also keine unterstützenden und aussteifenden Stuhleinbauten besaß (Abb. 27). Das zugehörige Ost-West-verlegte Dachgebälk ist den Längsrähmen aufgekämmt und steht so weit über die Flucht der Außenwände über, dass die an die Dachbalken geblatteten Sparren einen kräftigen Dachüberstand ergaben. Die Sparren-

<sup>48</sup> Massive Gefachfüllungen sind m. W. im regionalen Hausbau des 14. Jahrhunderts bislang nicht nachgewiesen.



Abb. 28: Dachkonstruktion nach Nordwest und Bauteile 1330 (Rekonstruktion).

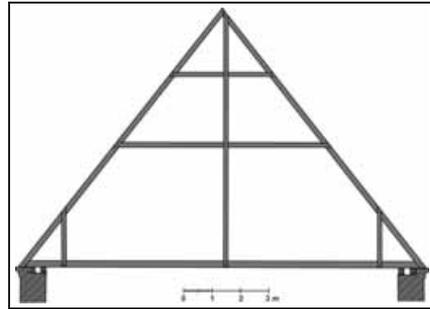
dreiecke sind nur im Bereich der mittleren Querzone voll ausgebildet und besitzen einen Abstand von bis zu 1,60 m! Alle Sparrengebände erhielten zur Aussteifung steile Fußbänder (Abb. 28). An die Sparren geblattete Kehlbalken finden sich nur in den beiden Binderquerachsen. Hier bestanden außerdem mittig an die Bindergespärre geblattete, senkrecht verlaufende Hölzer, die vermutlich für zusätzliche Winkelsteifigkeit sorgen sollten. Sie reichten von den Dachbinderbalken bis zum Firstpunkt, wo sich noch kurze Stummel erhalten haben. Am Fußpunkt zeugen noch die zugehörigen Blattsassen von ihrer einstigen Länge. Ob die Hölzer am Kopfende eine Firstpfette trugen oder – wahrscheinlicher – als Spitzständer<sup>49</sup> ausgeführt waren, konnte im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht geklärt werden.

Die Hahnenbalken der Bindergespärre bilden das Auflager für die ursprünglich radial angeordneten Walmrofen (vgl. Abb. 26). Dies führte

<sup>49</sup> Gut vergleichbar mit der Situation am Tübinger Tor ist Pfarrstraße 16 in Leonberg von 1347/48 (d). Hier sind in beiden Giebelgebänden Spitzständer vorhanden, die am Fußpunkt an die Dachbinderbalken geblattet wurden (Bauhistorische Untersuchung Armin Seidel, Ostfildern 1997, und Burghard Lohrum, Ettenheimmünster 2000; Unterlagen u. a. im Stadtarchiv Leonberg).

oberhalb der Hahnenbalken zur Bildung der für mittelalterliche Walmdächer so charakteristischen „Eulenlöcher“, die zunächst der Dachbelüftung dienten und in späterer Zeit auch als Rauchabzugsöffnung genutzt wurden. Da die Walmrofen sowohl an den Hahnenbalken als auch am Fußpunkt an den Querrahmen des Stockwerkgerüsts mit kräftigen Holznägeln befestigt wurden, konnten sie ein gewisses Maß an Druckkräften aufnehmen. Im Zusammenspiel mit der Dachlattung sorgten die Walmdächer folglich für die erforderliche Längsaussteifung des Dachwerks. Zur ursprünglichen Eindeckung des Dachwerkes liegen leider keinerlei Hinweise vor. Aufgrund der militärischen Bedeutung des Tübinger Tores ist von einer Hartdeckung auszugehen, wohl in Form einer Mönch-Nonne-Deckung.<sup>50</sup> Sie vermochte der Dachkonstruktion zusätzliche Stabilität gegen den enormen Winddruck in dieser Höhe zu verleihen.

Für die Dachkonstruktion des Tübinger Tores existiert in dem 1335 (d) gezimmerten Dachwerk über dem Sommerrefektorium des Klosters Bebenhausen ein besonders zeitnahes Vergleichsbeispiel (*Abb. 29*).<sup>51</sup> Wie beim Tübinger Tor sind in allen Gespärren steile Fußbänder zur Aussteifung und Entlastung der Sparrenfußpunkte angelegt. Die nördlichen Binderespärre im Dachwerk des Sommerrefektoriums sind denen des Tübinger Tores sogar so ähnlich, dass man fast an dieselbe Zimmermannswerkstatt denken möchte.



*Abb. 29:* Tübingen-Bebenhausen, Sommerrefektorium des Zisterzienserklosters: Binderespärre im Norden des Dachwerks von 1334/35 (d).

### Zur bauhistorischen Einordnung des hölzernen Oberstocks

Mit dem hölzernen Aufsatz von 1330 (d) besitzt das Tübinger Tor eine weit über die Kreisgrenzen hinaus bedeutsame Rarität. Die große Bedeutung erhält er aber weniger wegen seines hohen Alters von derzeit fast 680 Jahren – der hölzerne Aufbau dürfte damit bundesweit zu den ältesten erhaltenen Bei-

<sup>50</sup> Flachziegel mit Biberschwanz- oder Spitzschnitt kommen in der Region um Reutlingen offenbar erst im Laufe des 15. Jahrhunderts auf.

<sup>51</sup> Matthias Köhler: Die Bau- und Kunstgeschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen bei Tübingen. Der Klausurbereich (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 124), Stuttgart 1995, S. 231 u. 244 f.



Abb. 30a–30c: Hölzerne Aufbauten auf massiven Wehrmauern: a) Schloss Gomaringen 1309 (d) und 1500 (d); b) Pfullendorf, Schoberhaus von 1358 (d); c) Weilheim an der Teck, Ostflügel des ehemaligen Stadtschlusses von 1469 (d).

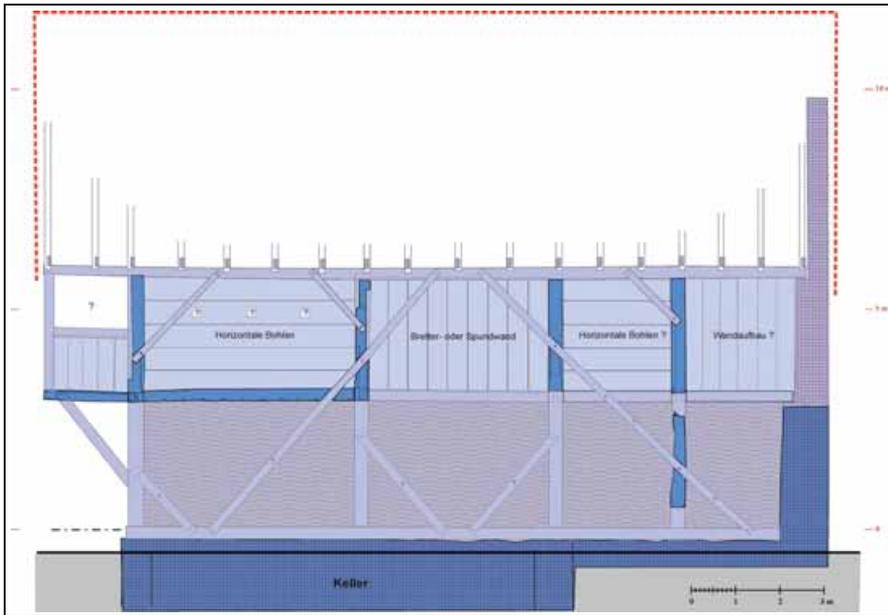


Abb. 31: Reutlingen, Kanzleistraße 24: Rekonstruktionsversuch der südlichen Traufseite im Zustand von 1267 (d).

spielen zählen<sup>52</sup> –, sondern vielmehr durch seine Entstehung mitten in der Blütezeit der mittelalterlichen Stadtanlage. Zur lange Zeit vorherrschenden Meinung, dass derartige hölzerne Aufbauten als brennbare Bauteile in Widerspruch zur Wehrfähigkeit einer Befestigungsanlage stehen und damit den Anfang von deren Ende markieren, liegt hier nun ein aufschlussreiches Gegenbeispiel vor. Am Tübinger Tor wird deutlich, dass der für das 16. Jahrhundert angenommene Wandel der Türme von reinen Verteidigungsanlagen hin zu städtischen Repräsentationsobjekten eine völlige Fehleinschätzung war. Gerade in der frühen Phase der Stadtbefestigung bildeten die Türme der Stadtbefestigung ein weithin sichtbares und deshalb auch auf Sicht angelegtes Zeichen für die militärische Qualität der Stadtbefestigung. Die Ausführung von Turmaufsätzen in der feuergefährdeten Holzbauweise ist unter diesem Gesichtspunkt geradezu metaphorisch zu verstehen: Die bewusste Präsentation einer vermeintlichen Schwachstelle führte dem Gegner das hohe Selbstbewusstsein und damit die Stärke der Stadt vor Augen.

<sup>52</sup> Leider ist der Forschungsstand und vor allem der Publikationsstand zu vergleichbaren Turmaufbauten mehr als dürftig, so dass kaum Vergleichsdaten vorliegen. Die Recherchen für diesen Aufsatz haben zumindest keine älteren Beispiele zutage gefördert.

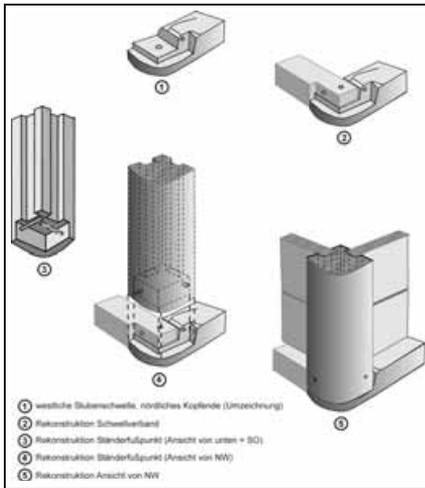


Abb. 32: Reutlingen, Pfäfflinhofstraße 4, Rekonstruktion der Ständerfußblattverbindung an Stubeneckständer 1. Obergeschoss von 1364 (d).

In dieser Hinsicht steht das Tübinger Tor keineswegs alleine da. Vielmehr zählt dies zu den charakteristischen Merkmalen herrschaftlicher Architektur. Dementsprechend häufig sind hölzerne Bauteile, die über die massive Wehrmauer hinausragen, sowohl bei Burgen als auch bei Bauten der städtischen Oberschicht anzutreffen. Zu den eindrucksvollsten Beispielen in der näheren Umgebung gehört Schloss Gomaringen, wo ein 1309 (d) abgezimmerter, um 1500 (d) erweiterter Holzgerüstbau mit seinem Oberstock weit über die Süd- und Ostseite des älteren Mauerrings vorkragt.<sup>53</sup> Analoge Verhältnisse zeigen das sogenannte Schoberhaus in Pfullendorf<sup>54</sup> von 1358 (d) und das ehemalige Spital in Schelklingen<sup>55</sup> von 1382 (d), aber auch noch der 1469

(d) errichtete Ostflügel des Stadtschlusses in Weilheim an der Teck<sup>56</sup> (Abb. 30 a–c).

Die Konstruktionsweise des hölzernen Turmaufsatzes mit den zunächst fremdartig erscheinenden Außenwänden mit stehenden Brettern (Spundwänden?) ist innerhalb der regionalen Hauslandschaft nicht unbekannt. Schon alleine in Reutlingen, das einen ungewöhnlich großen Bestand an erkannten Hausbauten des 13. und 14. Jahrhunderts vorzuweisen hat, sind für nahezu alle Konstruktionsdetails zeitnahe Vergleichsbeispiele vorhanden. Die bislang eher als ein oberschwäbisches Phänomen betrachteten Ständerfußblätter konnten hier auch bei Oberamteistraße 30/32 von 1320 (d), Deckerstraße 4<sup>57</sup>

<sup>53</sup> Stefan Uhl: Eine Fachwerkkonstruktion des frühen 14. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen, in: *Le bois dans le château de pierre au Moyen Âge. Actes du colloque de Lons-le-Saunier, 23–25 octobre 1997*, Besancon, PUFC, 2003, S. 343–358.

<sup>54</sup> Günther Binden; Udo Mainzer; Anita Wiedenau: *Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbau*, Darmstadt 1989, S. 91–93.

<sup>55</sup> Burghard Lohrum: Vom städtischen Adelssitz zum Spital. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchungen am alten Spital in Schelklingen, in: *Stadt Schelklingen* (Hrsg.): *Spital zum „Hl. Geist“ in Schelklingen*, Ehingen 1992, S. 7–14.

<sup>56</sup> Tilman Marstaller: *Weilheimer Häuser als Zeugnisse von über 500 Jahren Stadtgeschichte*, in: Manfred Waßner (Hrsg.): *Weilheim. Die Geschichte der Stadt an der Limburg, Weilheim an der Teck 2007*, S. 617–648.

<sup>57</sup> Bauhistorische Untersuchung durch den Verfasser 2004/2005 (Unterlagen bei der Stadt Reutlingen).

von 1358 (d) und Pfäfflinshofstraße 4<sup>58</sup> von 1364 (d) beobachtet werden (*Abb. 32*). Hinweise auf stehende Bretter- oder Spundwände fanden sich bereits beim ältesten Reutlinger Bürgerhaus, Kanzleistraße 24<sup>59</sup> (*Abb. 31*) von 1267 (d), ebenso bei Oberamteistraße 30/32<sup>60</sup>, hier sowohl im 1. Obergeschoss von 1320 (d) als auch bei der Aufstockung 1348 (d). Eindeutige Belege für bauzeitliche Spundwände konnten bei Pfäfflinshofstraße 4 von 1364 (d) dokumentiert werden.<sup>61</sup> Einzigartig in der Region ist hingegen die Kombination von bündig abgezimmertem Holzgerüst südwestdeutscher Prägung mit ehemals außen auf die Bundständer aufgenagelten Brüstungshölzern. Für dieses im 14. Jahrhundert außergewöhnliche Baudetail scheint es in Südwestdeutschland derzeit lediglich Parallelen am Oberrhein zu geben.<sup>62</sup>

## Spätere Baumaßnahmen am Tübinger Tor

### Dachstuhl einbau 1375 (d) und Spitzbogen der Schalenturmöffnung

Nach Aussage der Fälldaten der verwendeten Eichenhölzer im Winter 1374/75 wurde im Laufe des Jahres 1375 (d) im Dachwerk eine merkwürdige Stuhlkonstruktion eingebaut, deren Wirkungsweise sich aus dem erhaltenen Bestand nicht so recht erschließen lässt. Es handelt sich dabei um zwei firstparallel orientierte, separat abgezimmerte Rahmengerüste, die auf Schwellen angelegt sind (*Abb. 33*). Die drei Ständer der beiden gleichartig aufgebauten zweizonigen Längsgebände wurden reichlich mit Kopf- und Fußbändern ausgesteift. Merkwürdigerweise besaßen die Gebände ursprünglich offenbar weder eine Querverbindung noch eine entsprechende Queraussteifung. Die beiden Querhölzer, die heute die beiden Stuhlgebände an deren Enden gegeneinander abstützen, sind offenkundig eine spätere Zutat: Im Unterschied zu den

<sup>58</sup> T. Marstaller, Pfäfflinshofstraße 4 (wie Anm. 47), S. 74.

<sup>59</sup> Tilmann Marstaller: Kanzleistraße 24 in Reutlingen von 1267 (d). Ein Fachwerkgerüst aus der Frühzeit der Reichsstadt, in: Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege; Arbeitskreis für Hausforschung, Regionalgruppe Baden-Württemberg (Hrsg.), Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung, Band 7, Esslingen 2007, S. 9–27.

<sup>60</sup> Markus Wolf; Tilmann Marstaller: Archäologie und Bauforschung in Reutlingen – das Gebäude Oberamteistraße 30/32, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001, Stuttgart 2002, S. 219–221.

<sup>61</sup> T. Marstaller, Pfäfflinshofstraße 4 (wie Anm. 47), S. 73.

<sup>62</sup> Vergleichbare Befunde wurden kürzlich erst von Burghard Lohrum, Ettenheimmünster, in Straßburg dokumentiert. Am Gebäude 1, rue du Presbytère in Weißenburg/Elsass von 1307 (d) sind ebenfalls aufgenagelte Brüstungshölzer belegt. Im Unterschied zu den Befunden in Reutlingen sind sie jedoch in gering eingetieften Blattsassen eingelassen. Siehe dazu Burghard Lohrum: 1, rue du Presbytère und 34, rue Neuve. Zwei mittelalterliche Fachwerkhäuser in Wissembourg, in: Maison et bâtiments à Wissembourg, à Bouxwiller et en Alsace: du Moyen-Age au 16<sup>e</sup> siècle. L'Outre-Forêt. Revue Trimestrielle Nr. 139 (III-2007), S. 43–54.



Abb. 33: „Jüngere“ Dacheinbauten: im Hintergrund stehendes Stuhlgebäude mit Stuhlständer und Kopfband von 1375 (d), im Vordergrund abgestrebtes Hängholz des westlichen Sprengbundes von 1527 (d).

Beispielen sind sie jedoch schräg gegen die Sparren gestellt und können damit Druckkräfte aufnehmen. Stuhlkonstruktionen mit Längs- und Querverband treten erstmals im ausgehenden 13. Jahrhundert in Erscheinung.<sup>63</sup> In der mit Reutlingen eng verbundenen Reichsstadt Esslingen sind stehende Stühle spätestens seit 1331 (d) bekannt.<sup>64</sup> Insofern erwecken die Einbauten im Dachwerk des Tübinger Tors den Eindruck, als habe der damalige Zimmermann die eigentliche Bau- und Funktionsweise des stehenden Stuhles entweder nicht gekannt oder nicht richtig verstanden.

In Zusammenhang mit dem Umbau des Dachwerks entstand möglicherweise auch der Spitzbogenschluss der stadtseitigen Schalenturmöffnung, der

vollständig aus Eichenholz gefertigten Rahmengerüsten bestehen sie aus Nadelholz. Noch erstaunlicher ist, dass keine Kehlbalke vorhanden ist, so dass die beiden Gebinde offenbar als direkt unter die Sparren gestellte Stützen konzipiert waren. Da aber auch keine Verbindung der Sparren mit den jeweiligen Stuhlpfeuern, z. B. durch Aufnagelung oder durch Aufklauung vorgefunden wurde, gibt die statische Wirkung, die mit dem Einbau der Rahmengerüste bezweckt werden sollte, einige Rätsel auf.

Die eigentümliche Konstruktion im Dachwerk des Tübinger Tors erinnert entfernt an die vermutlich noch aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert stammenden Stuhlgebäude im Dachwerk über dem Mittelschiff der Klosterkirche St. Peter und Paul in Wissembourg/Elsass. Dabei handelt es sich ebenfalls um separat abgezimmerte Rahmengerüste, die keinerlei Querverbindungen besitzen. Im Unterschied zu den Reutlinger

<sup>63</sup> Bad Windsheim, Weinmarkt 6 von 1296 (d). Vgl. hierzu Konrad Bedal: Über 700 Jahre alt: Ein Fachwerkhaus aus dem Ende des 13. Jahrhunderts in Bad Windsheim entdeckt – das älteste in Mittelfranken, in: AHF-Mitteilungen Nr. 65, 2005, S. 14 f.

<sup>64</sup> Burghard Lohrum: Bemerkungen zum südwestdeutschen Hausbestand im 14./15. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Hausforschung 33, 1983, S. 241–297, hier: S. 255 f.

eventuell als Unterstützung des Deckenbalkens unter der Ostwand des hölzernen Turmaufsatzes dienen sollte. Jener war zuvor frei zwischen den gerade nach oben geführten Wangen der Schalenöffnung gespannt (s. Abb. 11). Der Spitzbogen lagert auf beiden Seiten auf Konsolen, die als sorgfältig geflächte Werksteine einen seltsamen Kontrast zu den Buckelquadern der seitlichen Wangen bilden. Das Gewände des Spitzbogens ist sowohl an der Innen- wie auch an der Außenseite einfach gekehlt, wobei die äußere Hohlkehle durch die später darunter eingefügte Fachwerkwand vollständig verdeckt ist. Als oberer Abschluss der nach oben nunmehr geschlossenen Wandseite dient ein mit Hohlkehle unterschrittenes Gesims, das, neben deutlich erkennbaren Baufugen an der Ostseite des 4. Obergeschosses, den entscheidenden bauchronologischen Hinweis gibt. Durch das leicht übereck geführte Gesims mussten die zuvor abstützenden Bügen unter der Ostwand des hölzernen Oberstocks von 1330 (d) aufgegeben werden (vgl. Abb. 24).

### Die Modernisierung des Torturms 1527 bis 1531 (d)

In den Jahren nach dem Überfall Herzog Ulrichs von Württemberg auf die Reichsstadt im Jahre 1519 wurden an der Reutlinger Stadtbefestigung zahlreiche Maßnahmen zur Modernisierung durchgeführt. So erlebte auch das Tübinger Tor über vier Jahre hinweg eine Reihe von Umbauten.

Den Beginn der Baumaßnahmen markiert der 1527 (d) erfolgte Einbau eines zweifachen Sprengwerks im Dachgeschoss (Abb. 33). Der Zweck der in der Flucht der inneren Längsgebäude des hölzernen Oberstocks von 1330 (d) angelegten Sprengbünde bestand offenkundig in der Entlastung der Längsunterzüge, die mittels Eisenbändern an den Ständern der Sprengbünde aufgehängt wurden. Die einzige logische Erklärung für diesen Aufwand ist die Auflösung des inneren Tragegerüsts zur Anlage einer vollkommen unverstellten Halle im Innern des hölzernen Oberstocks. Die von Bundständer zu Bundständer durchlaufenden Riegel an der Ostwand des Oberstocks, welche als einzige die Turmsanierungen des 20. Jahrhundert überdauert haben, sprechen dafür, dass auch die hölzernen Außenwände des mittelalterlichen Turmaufsatzes in jener Zeit zu ausgeriegelten Fachwerkwänden umgestaltet wurden.

Der veränderten Waffentechnik tragen die Veränderungen an den drei feldseitigen Außenwänden des Turmschaftes Rechnung. So wurden mit Ausnahme des 1. Obergeschosses in allen Nutzebenen des Turmes Schießscharten für Hakenbüchsen eingefügt – im 2. Obergeschoss nur südlich und westlich, sonst an allen drei Feldseiten. Die einzige zweigeteilte Scharte des Turms, die sich an der Westseite des 2. Obergeschosses findet, trägt an ihrer Außenseite die Jahreszahl 1528 (Abb. 34). Die Inschrift war bei der jüngsten Renovation vorübergehend sichtbar, ist nun aber (leider) wieder vom Ziffernblatt der Turmuhr verdeckt.



Abb. 34: Jahreszahl am Sturz der untersten, inzwischen wieder vom Ziffernblatt der Turmuhr verdeckten Schießscharte der Turmwestseite.

Die letzte sicher datierbare Maßnahme dieses Umbaus bildet die markante Fachwerkwand, die in die hohe Spitzbogenöffnung an der Stadtseite eingefügt wurde. Die Fällung des eichenen Bauholzes konnte dendrochronologisch auf Winter 1530/31 datiert werden. Der ursprüngliche Bestand wurde zwar im Zweiten Weltkrieg durch die Druckwelle einer Bombe auf die beiden oberen Ebenen (3./4. Obergeschoss) reduziert, anhand von älteren Fotografien, vor allem aus der Zeit nach der Freilegung des Fachwerks beim Umbau 1909/10, ist die ursprüngliche Gestalt der Fachwerkwand aber vollständig rekonstruierbar (Abb. 35).<sup>65</sup> Das durchwegs verzapft ausgeführte, stockweise gegliederte Fachwerk zeigt aufgrund der großen Geschosshöhe des Turmes eine ungewöhnliche Aussteifungsform: Die Feldständer im dreifach verriegelten 3. Obergeschoss erhielten zu den üblichen langen, geschwungenen Fußstreben ebenso lange und ebenfalls geschwungene Kopfstreben.<sup>66</sup> Im zweistöckig gegliederten Spitzbogenfeld des 4. Obergeschosses zeigt das Fachwerk wieder die übliche Form mit symmetrisch den Ständern zugeordneten kurzen ( $\frac{1}{3}$ -wandhohen) und langen ( $\frac{2}{3}$ -wandhohen), konkav geschwungenen Fußstreben. Die kurzen Fußstreben besitzen dabei den für die frühneuzeitlichen Fachwerkgefüge in Reutlingen charakteristischen Fußknick.<sup>67</sup>

<sup>65</sup> Vgl. dazu die Ansicht des Tores von der Stadtseite nach der Freilegung des Fachwerks um 1910 in: Alt-Reutlingen (wie Anm. 13), S. 54.

<sup>66</sup> Eine Parallele dazu findet sich an der Ostgiebelseite der 1491 errichteten „Oberen Kelter“ in Markgröningen.

<sup>67</sup> Weitere Beispiele finden sich hier bei Kanzleistraße 28 (Friedrich-List-Gymnasium) von 1540–42 (i), Untere Gerberstraße 14 von 1554 (d), Obere Gerberstraße 14 von 1556 (d)

Im 1. Obergeschoss weisen an der Nord- und Südwand Putzbefunde und nachträglich in die Wände eingelassene Steinkonsolen ehemaliger Streichbalken auf den Einbau von Räumen hin. Diese dienten vermutlich als Wach- und Rüstkammern für die Wachmannschaften der Wehrgänge. Im südlichen Putzfeld zeigt sich (wie an der nach wie vor geöffneten Nordseite) das Steingewände einer später vermauerten Rechtecktür, die mit Sicherheit den Zugang zum Wehrgang der Stadtmauer bildete. Die scharfe seitliche Begrenzung der Putzfelder weist darauf hin, dass unter der Zwischendecke Fachwerkwände angelegt waren. Sie begrenzten einen Flur zwischen den neu eingerichteten Räumen und gewährleisteten so den ungehinderten Durchgang von Wehrgang zu Wehrgang.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit geht auch der später sicher mehrfach erneuerte Dachreiter auf diesen Umbau zurück. So ist er bereits auf der ältesten bekannten Ansicht des Tübinger Tores in der Stadtansicht von Braun/Hogenberg von 1617 in dieser Form dargestellt (s. Abb. 3).<sup>68</sup> Nach dem Stadtchronisten Gayler sollen während des Reutlinger Bildersturms im Zuge der Reformation die Glocken der später abgebrochenen Kirche St. Peter und Paul und der Nikolauskapelle auf die drei Haupttore verteilt worden sein.<sup>69</sup> Die nun vorliegenden Daten zum Umbau des Tübinger Tores stehen mit dieser Überlieferung vollkommen in Einklang.



Abb. 35: Ostseite des Tübinger Tores mit der Schalenöffnung des 13. Jahrhunderts, dem Spitzbogenschluss von 1375 (?) und der Fachwerkfüllung von 1531 (d) um 1910.

sowie bei dem bislang undatierten, sicher ebenfalls in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörenden Gerberhaus Katharinenstraße 28.

<sup>68</sup> Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 15.

<sup>69</sup> Christian Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, zzt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen vom Ursprung an bis zu Ende der Reformation 1577, Reutlingen 1840, S. 420.

## Veränderungen im 18. und 19. Jahrhundert

Auf einen weiteren Umbau des Turmaufsatzes weisen die drei feldseitigen Fachwerkwände hin. Angesichts der Erwähnung eines Brandes des Tübinger Tores im Jahre 1626 in der Chronik des Lorentius Hoffstetter hätte man an eine Erneuerung in diesem Zusammenhang denken können.<sup>70</sup> Allerdings ist der Aufbau der Fachwerkwände mit kurzen, nur von Bauteil zu Bauteil reichenden Riegeln und geraden Diagonalstreben charakteristisch für das ausgehende 18. oder frühe 19. Jahrhundert, so dass keine baulichen Spuren auf diesen offensichtlich nur wenig Schaden anrichtenden Brand hindeuten. Das rein technisch, ohne jegliche Gestaltungselemente angelegte Fachwerk wurde mit Sicherheit zu diesem Zeitpunkt verputzt.<sup>71</sup> Ein Zusammenhang des Umbaus mit der Einrichtung der 1814 erstmals erwähnten Hochwächterwohnung und den Arrestzellen ist dagegen gut möglich.<sup>72</sup> Die starke Rußschwärzung der vor 1950 verbauten Hölzer im Dachwerk belegt eine zunächst offene Rauchführung. Noch 1866/67 ist das Tübinger Tor von zwei Hochwächtern bewohnt, deren Feuerstellen aber bereits vor 1850 geschlossen nach außen geführte Kamine erhalten hatten.<sup>73</sup>

## Renovation 1909/10: Wiederentdeckung des Torturms als Stadtsymbol

Nach der endgültigen Entscheidung, das Tübinger Tor als stadthistorisches Zeugnis zu bewahren, erfolgte 1909/10 eine umfassende Sanierung. Dabei wurden beide Portale restauriert und erhielten die markanten Radabweiser. Prägend für das optische Erscheinungsbild des Turmes war jedoch vor allem die Freilegung des Fachwerks am Turmaufsatz sowie unter dem hohen Spitzbogen der Stadtseite. Dabei erhielten die Fensterläden des Turmaufsatzes ihre jüngst wiederhergestellte Farbfassung. An der Westseite wurde im Bereich eines zuvor schon vorhandenen Putzfeldes ein großer Reichsadler aufgemalt, der bis Ende der 1950er Jahre Bestand hatte. Ihm ging offensichtlich ein älteres Wandgemälde voraus, das vielleicht schon im Zuge des Umbaus 1528–31 hier angelegt oder vorgesehen war. Dafür sprechen die ohne erkennbaren Grund aus der Mittelachse des Turmes verschobenen oberen Schießscharten der Westseite. Möglich wäre auch, dass die im 19. Jahrhundert auf dem Putzfeld

<sup>70</sup> Lorentius Hoffstetter: Reutlinger Chronic von Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691 (bearb. von Paul Schwarz), in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 20/21 (1981/82), S. 33–456, hier: S. 76: „Den 3. December [...] hat das Epesthor allhier auch angefangen zu brennen.“

<sup>71</sup> Vgl. historische Aufnahmen kurz vor 1910 in: Alt-Reutlingen (wie Anm. 13), S. 22, 55, 70, 71.

<sup>72</sup> A. Schneider, Archäol. Stadtkataster Reutlingen (wie Anm. 5), S. 135 f. Wo sich das bereits im 17. Jahrhundert mehrfach genannte Gefängnis im Tübinger Tor befand, ist heute nicht mehr zu klären. Siehe dazu L. Hoffstetter (wie Anm. 70), S. 172, 183, 201, 203 f.

<sup>73</sup> Vgl. historische Darstellungen in: Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 97 und 106 ff.

erkennbaren Malereireste auf die angeblich 1671 erfolgte Bemalung der Haupttore zurückgehen.<sup>74</sup> Wahrscheinlicher ist jedoch eine dritte Möglichkeit: In der sehr detaillierten Federzeichnung der Westfassade von Karl Weys-  
ser aus dem Jahr 1862 glaubt man ein Wappenfeld zu erkennen, das von zwei Fahnen schwenkenden Personen flankiert wird.<sup>75</sup> Einem Hinweis Friedrich Launers in dessen Nachlass zufolge soll es sich um das württembergische Königswappen gehandelt haben, das folglich frühestens 1806 aufgemalt worden sein kann.<sup>76</sup> Demnach erscheint ein Zusammenhang der Entstehung der Malereien mit den oben erwähnten Umbaumaßnahmen am Fachwerkaufsatz in der Zeit kurz vor 1814 als naheliegend.

### Die Behebung der Kriegsschäden 1945–1955

Die Druckwelle einer Sprengbombe, die den unteren Teil der stadtseitigen Fachwerkwand von 1531 (d) zerstörte, führte zu einer durchgreifenden Sanierung des Torturms, die auch statische Sicherungsmaßnahmen beinhaltete. Zunächst wurden am Westportal einzelne Steinmetzarbeiten durchgeführt, wie die Bauinschrift am nördlichen Strebepfeiler „1945/46“ belegt. Dabei wurden an der Westseite u. a. die Strebepfeiler erneuert und vermutlich der alte Wimperg durch einen neuen, mit offenkundig nach Vorbild gearbeiteten Krabben ersetzt. An der Ostseite wurden im Laufe des Jahres 1946 die zerstörten Wandbereiche durch erfreulich zurückhaltend gestaltetes Fachwerk ersetzt. In Höhe des 1. Obergeschosses wurde eine Turmuhr eingefügt, um deren Ziffernblatt sich vier halbplastisch gearbeitete Handwerkerfiguren scharen.

Spätestens in den 1950er Jahren, als man die Sanierung des Turmaufsatzes in Angriff nahm, wurden die Türmerwohnungen und deren Trennwände aufgelöst und durch neue, unabhängig von den mittelalterlichen Bundachsen verlaufende Innenwände ersetzt. Die mittelalterlichen Bundständer der Außenwände wurden mittels einer klammerartigen Zugverbindung gesichert. Die Zugklammern bestehen jeweils aus zwei seitlich am Kopfende der Bundständer eingepasste, durch Schrauben miteinander verbundene Balken. Die Klammerbalken laufen bei den Bundständern der inneren Querbundachsen in voller Gebäudebreite durch, während sie bei den Bundständern der inneren Längsbundachsen als Stichbalken und bei den Eckständern als Diagonalstichbalken an den Querachsen angesetzt wurden.

Im Dachwerk wurden ein reichhaltig verstrebttes Innengerüst eingebaut und die östlichen Sparren weitgehend ersetzt.

---

<sup>74</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen (wie Anm. 42), S. 12; danach auch G. Domes, Befestigungsanlagen (wie Anm. 4), S. 52.

<sup>75</sup> Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 107 f.

<sup>76</sup> StadtA Reutlingen, Nachlass Fr. Launer Nr. 35, S. 71.



*Abb. 36:* Das Tübinger Tor von Südwest nach Abschluss der Renovierung 2007.

## Zusammenfassung

Das Tübinger Tor gehört zu den elementarsten und stadthistorisch bedeutendsten Baudenkmälern der Reutlinger Altstadt. Der massiv errichtete Schaft des Torturms entstand vermutlich in der Zeit um 1250/60 und reicht damit zurück in die Frühzeit der Stadtgründung. Die damals hochmoderne gotische Baugestaltung weist auf eine besonders enge Beziehung zu den ersten nachromanischen Bauteilen der Marienkirche hin, wo sich zahlreiche bis ins Detail übereinstimmende Bauelemente vorfinden. Treffen die Vermutungen zur Baugeschichte der Marienkirche zu und der dortige Wechsel von romanischen hin zu gotischen Bauformen fällt mit deren legendärem Bau als Dank für die erfolgreiche Abwehr einer Belagerung 1247 zusammen, kann das Tübinger Tor ebenfalls in den Kontext dieser kriegerischen Auseinandersetzung eingeordnet werden: Die außergewöhnlich fortschrittliche, betont nach außen gerichtete gotische Formensprache des Westportals und die enorme Höhe des Tübinger Tores sollte offenkundig dem sich nähernden Freund oder Feind die militärische Stärke und Modernität der noch jungen Stadt monumental vor Augen führen. Erst 1278 (d) erhielt der Turm seine hölzernen Inneneinbauten, so dass dem modernen Äußeren offenbar ein längerfristig beibehaltenes Provisorium im Innern entgegenstand.

Die Grundform des Turmes, ein mit Eckbuckelquadern besetzter Schalenturm, gehört zum üblichen Formenrepertoire bei Befestigungsanlagen des 13./14. Jahrhunderts. Was dennoch das Tübinger Tor zu einem überregional bedeutenden Bauwerk macht, ist allem voran sein hölzerner Oberstock, der mit seinem Baudatum von 1330 (d) zu den bundesweit ältesten erhaltenen Beispielen zählen dürfte.<sup>77</sup> Entsprechende Fachwerkaufsätze waren im Mittelalter zwar die Regel, erhalten blieben derartig frühe Beispiele jedoch nur äußerst selten, geschweige denn in der Vollständigkeit wie am Tübinger Tor.

Die frühe Entstehungszeit des Fachwerkaufsatzes ist von unschätzbarem Wert für die Forschung zur Befestigungsbaukunst. Ging man bislang eher davon aus, dass derartige Holzkonstruktionen bereits den allmählichen Niedergang der Befestigungsanlagen kennzeichnen, so gehört der Fachwerkaufsatz des Tübinger Tores in die Blütezeit der freien Reichsstadt. Damit kann die Holzkonstruktion als Symbol der eigenen Stärke interpretiert werden. In diesem Punkt gleicht das Tübinger Tor zahlreichen Burgen und Stadtadelsitzen.

Das hohe Alter, die gute Bauerhaltung, die ungewöhnliche Vielzahl an bauhistorischen Besonderheiten, die sich daraus ergebende stadthistorische Be-

---

<sup>77</sup> Dem Verfasser ist nur ein weiteres Parallelbeispiel des 14. Jahrhunderts bekannt, der Rheintorturm in Konstanz, dessen hölzerner Aufsatz 1360 (d) abgezimmert wurde. Siehe: Marianne Dumittrache: Konstanz. Archäologischer Stadtkataster Bd. 1, Stuttgart 2000, S. 203.

deutung und nicht zuletzt die Formschönheit des Tübinger Tores machen es zu Recht zu einem der wichtigsten und schönsten Baudenkmäler der Reutlinger Altstadt.

## Schwören und Schwörtage in Reutlingen und in anderen Reichsstädten vor 1802<sup>1</sup>

Von Rainer Jooß

In einem Schreiben an den Reichshofrat in Wien 1767 beschrieb der Rat der Reichsstadt Heilbronn das Anliegen seiner innerstädtischen Opposition mit folgenden Worten: „Der glorwürdige Kaiser Karl V. hat mit höchster Weisheit die Zunftstuben zu Heilbronn abgeschafft und die gegenwärtige Verfassung begründet. Es bleibet aber der Appellanten unaufhörlicher Wunsch, dass die Verwaltung des Heilbronnisch gemeinen wesens wieder in die Hände des ganzen Volks gestellt und auf gut Reutlingisch der Weg eröffnet werden möchte, wo die Privatabsichten den ewigen Sieg über das bonum publicum behaupten und alles dem studio partium, dem einzigen Compaß der Demokratien, übergeben werden möchte.“<sup>2</sup> Der Heilbronner Rat lobte also zunächst die Entscheidung Karls V., die Zünfte abzuschaffen und die gegenwärtig noch gültige Verfassung einzurichten, nach der alle Macht in der Stadt in den Händen des sich selbst durch Zuwahl ergänzenden Rates lag. In Reutlingen gab es demgegenüber – so die Heilbronner – eine völlig andere Form des Regiments. Dort übte, wie in der Zeit vor Karl V., das „ganze Volk“ die Macht aus. Die Folgen dieses nach Heilbronner Auffassung verheerenden „Reutlinger Weges“ bestanden im Sieg von partikularen Absichten und von Privatinteressen über das Gemeinwohl, worin der Rat das alleinige Ziel demokratischer Bestrebungen sah. Diese reaktionäre Meinung teilten die Reutlinger nicht. Man wird also nach den Inhalten der

---

<sup>1</sup> Seit einigen Jahren bemüht man sich in Reutlingen mit Erfolg um eine Wiederbelebung der reichsstädtischen Schwörtagstradition in zeitgemäßer Form. Der Geschichtsverein hat in diesem Zusammenhang angeregt, zum Auftakt der Schwörtagsveranstaltungen einen stadteschichtlichen oder kommunalpolitischen Vortrag in das Programm aufzunehmen. Bei der „Premiere“ am 13. Juli 2007 war das Thema des Schwörtagsvortrags bewusst historisch ausgerichtet. In Zukunft sollen die Vorträge zwar stets in einer gewissen gedanklichen Verbindung zum Schwörtag stehen, in ihrem thematischen Spektrum aber relativ offen sein und durchaus auch Bezüge zu gegenwartsrelevanten Fragen herstellen. Dieser erste Schwörtagsvortrag von Herrn Prof. Dr. Rainer Jooß aus Esslingen wird hier in nahezu unveränderter Form, nur mit einigen Literaturhinweisen ergänzt, abgedruckt. Herr Professor Jooß hat der Redaktion der Geschichtsblätter das druckfertige Manuskript wenige Tage vor seinem völlig unerwarteten Tod am 3. Dezember 2007 übersandt.

<sup>2</sup> Zitiert nach Dirk Reuter: Von der heimlichen Symbiose zur offenen Assoziation. Stadtbürgerliche Führungsgruppen in Heilbronn 1770–1825, in: Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch 1780–1820 (Historische Zeitschrift, Beihefte NF 14), 1991, S. 528.

beiden Stadtverfassungen fragen müssen, um diese unterschiedlichen Bewertungen zu verstehen.

### **Was ist eine Reichsstadt?**

Alle Reichsstädte verdankten ihre Existenz dem Aufstieg der hochadligen Familie der Stauer zum Königtum. Die königlichen Stadtherren begünstigten ebenso wie ihre Konkurrenten im späten 12. und im frühen 13. Jahrhundert das Wachstum städtischer Siedlungen. Städte, das hieß Märkte, spezialisiertes Handwerk, vermehrter Geldumlauf, also zusätzliche Einnahmen für den Stadtherrn sowie durch Mauern befestigte Plätze, die eine militärische Sicherung und eine Beherrschung des Umlands ermöglichten. Stadt, das hieß für die Einwohner Freiheit von grund- und leibherrlichen Lasten und individuelle Rechte wie Freiheit der Berufswahl und der Eheschließung sowie die Möglichkeit, individuelles Eigentum zu erwerben und auch zu vererben. Mit diesen persönlichen Rechten in engstem Zusammenhang stand die individuelle oder korporative Mitwirkung kleinerer oder größerer Teile der Einwohnerschaft an der kommunalen Selbstverwaltung. Die Auswahl der mitwirkenden Personen traf der Stadtherr, d. h. in Reutlingen der König oder – in seinem Auftrag – der Vogt der Reichsfeste Achalm.

Nach dem Scheitern der staufischen Königsdynastie in Sizilien zog sich das 1273 neu etablierte deutsche Königtum im Laufe des 14. Jahrhunderts aus seinen südwestdeutschen Positionen zurück. Es gelang den Königsstädten – seit dem 15. Jahrhundert als Reichsstädte bezeichnet – allmählich, die stadtherrlichen Rechte wie Hochgerichtsbarkeit, Bündnis-, Wehr- und Steuerhoheit sowie das Recht, große Teile des Kirchenguts zu kontrollieren und ein Territorium zu bilden, an sich zu bringen. Damit erreichten sie ein Maß an Staatlichkeit, das dem der hochadligen Territorien gleichkam. Der Kaiser blieb zwar Stadtherr, spielte aber in der Tagespolitik der Reichsstädte meist nur eine geringe Rolle. Nur bei politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Städte trat er in Erscheinung. Die Abwesenheit des Kaisers aus den Reichsstädten hatte zur Folge, dass er oder seine Vertreter dort mehr in Symbolen und Bildern als in Bauten präsent waren, dies im Gegensatz zu den adeligen Stadtherren, wie etwa den Grafen und Herzögen von Württemberg, die in vielen ihrer Städte Schlösser und Amtssitze für sich selbst oder für ihre Beauftragten errichten ließen. Allerdings besaßen die landesfürstlichen Städte, wie z. B. Pfullingen, Tübingen oder Urach, eine längst nicht so weit gehende Autonomie, vor allem im finanziellen und im rechtlichen Bereich, wie die Reichsstädte.

## Was heißt „auf gut Reutlingisch“ regieren?

In Reutlingen ist seit 1282 ein Gremium von „consules“, also Räten bezeugt, die wohl ein Richterkollegium als Vorgänger hatten. Seit 1283 bezeichnete sich die Stadt auf ihrem Siegel als „Universitas de Riutelingen“, d. h. als Gemeinde Reutlingen, seit 1292 ist das Amt des Bürgermeisters belegt. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden in Reutlingen einzelne Familienverbände, zum Teil adeliger, zum Teil ministerialischer Herkunft, die sog. Geschlechter oder das Patriziat, aus denen die Ratsmitglieder kamen, d. h. die Leute, die Verantwortung in der Selbstverwaltung übernahmen, und das in steigendem Maße. Seit dem späten 13. Jahrhundert lassen sich vom Stadtherrn geduldete oder sogar initiierte Handwerkerbünde nachweisen, die im deutschen Südwesten im Allgemeinen als Zünfte bezeichnet werden und die zunehmend auf Beteiligung an der städtischen Selbstverwaltung drängten. Eine solche Vergrößerung der personellen Grundlage der Selbstverwaltung durch Aufnahme von Handwerkern, zu denen auch die Weingärtner gehörten, in die politischen Gremien vollzog sich in allen Reichsstädten, denn diese mussten nach Kräften ihre Selbständigkeit gegen die Angriffe des Hochadels verteidigen. Für Reutlingen und Esslingen galt das in besonderem Maße, da die Grafen von Württemberg zu den mächtigsten und aggressivsten Hochadelsfamilien im deutschen Südwesten gehörten.

Seit 1343 gab es daher auch Wahlen für den Rat, für den Großen Rat und für das Amt des Bürgermeisters. Die Zunftmitglieder durften aktiv und passiv an den Wahlen teilnehmen. 1374 bekam die Wahlordnung ihre endgültige Fassung. Ab jetzt gab es keine Zuwahl mehr in bestehende Gremien und keine lebenslängliche Zugehörigkeit mehr zum Rat. Beides besaß für die künftige Entwicklung der Stadtpolitik große Bedeutung. Zwar hatten die Zünfte keine Mehrheit im Rat, dennoch wählten sie außer den zünftischen auch die patrizischen Mitglieder dieses Gremiums. Im Großen Rat, der bei besonders wichtigen Entscheidungen wie z. B. der Führung eines Krieges oder später der Annahme der Reformation angerufen werden musste, gab es hingegen eine klare zünftische Mehrheit. Eine eigene Patrizierzunft oder Patriziergesellschaft wie in Esslingen oder Ulm existierte in Reutlingen nicht, wohl aber eine Anzahl von Patrizierfamilien, deren Angehörige immer im Rat saßen und die bis in die Reformationszeit hinein die Bürgermeister stellten. Dass die Zünfte auch Patrizier in den Rat wählten, mag auf den ersten Blick verwundern. Aber ehrenamtliches Wirken im Stadregiment erforderte zuerst Abkömmlichkeit von der Tagesarbeit, was Handwerkern schwerfiel, aber ebenso überregionale Familienbeziehungen und ein entsprechendes Auftreten, wollte man bei anderen Städten oder gar an Fürstenhöfen ernst genommen werden.

Mit dem Erlass der Ordnungen von 1374, d. h. mit der endgültigen Aufnahme der Zunftmitglieder in den Rat, begann in Reutlingen die Reihe der

regelmäßigen Schwörtage. Der jährliche Wechsel der Amtsträger verlangte eine jährlich erneuerte Legitimation, denn die Legitimation durch den Stadtherrn – wie zuvor – gab es nicht mehr. Reutlingens Verfassung beteiligte wesentlich mehr Bürger an der politischen Verantwortung, als das seit 1552 in den meisten Reichsstädten der Fall war. Man kann sie aus heutiger und auch aus der Heilbronner Sicht von 1767 als wesentlich demokratischer bezeichnen als das Regiment in anderen Reichsstädten. Das meinte man mit „auf gut Reutlingisch“ regieren.<sup>3</sup>

### Das Ritual des Schwörtages

Erst seit dem 16. Jahrhundert weiß man genauer, wie der Schwörtag in Reutlingen ablief. In der Woche, die auf den Sonntag nach Ulrich, d. h. auf den 4. Juli folgte, fanden die Wahlen statt. Am Samstag dieser Wahlwoche forderten die Stadtknechte die Bürgerschaft unter Androhung von Strafen dazu auf, am nächsten Tag vollzählig zum Schwören zu erscheinen. Um 5 Uhr morgens am Sonntag versammelten sich die an verschiedenen Tagen der Woche in komplizierten Verfahren neu gewählten Ratsherren, die Zunftvorstände und die Zunfttrichter, insgesamt etwa 174 Männer, im großen Saal des Schwörhauses (heutiges Friedrich-List-Gymnasium), dem sog. Rebental oder Refental. Dort wurden die neu gewählten Ratsherren den Anwesenden bekanntgemacht. Inzwischen hatten sich die Zunftmitglieder auf ihren Zunftstuben eingefunden und zogen, mit schwarzen Mänteln angetan und ihren Zunftfahnen folgend, in den Schwörhof, den heutigen Kanzleiplatz. Dort wurden die Namen der neuen Ratsherren bekanntgegeben. Dann wählte eine ebenfalls im Rebental tagende Versammlung von insgesamt 64 Personen den jährlich wechselnden, neuen Amtsbürgermeister. Sein Vorgänger händigte ihm den Schwörstab und das Amtssiegel aus. Der Stadtsyndikus als oberster Rechtsberater der Stadt vereidigte danach den neuen Bürgermeister. Anschließend gelobten alle Ratsmitglieder und – nach der Reformation – auch alle Geistlichen dem neu Gewählten je einzeln Treue und Gehorsam. Nach einer kurzen Rede und einer Vorstellung des neuen Amtsbürgermeisters sprach der Syndikus den mehr oder weniger geduldig im Hof Wartenden den Eid vor und diese hatten ihn mit aufgehobenen Fingern nachzusprechen. Nun zog die ganze Gemeinde zur Marienkirche zum Schwörtagsgottesdienst. Dabei wurden dem Bürgermeister das Statutenbuch, der Schwörstab, das Stadtsiegel und ein (ebenfalls heute noch erhaltener) Doppeladler aus getriebenem Blech vorangetragen.

---

<sup>3</sup> Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg. Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. II, Sigmaringen 1997, S. 323 ff.

Nach dem Gottesdienst geleitete der Rat den neuen Amtsbürgermeister feierlich nach Hause.<sup>4</sup>

Wie oben ausgeführt, fanden die Wahlhandlungen im sog. Rebental statt, einem großen Raum im Erdgeschoss des heutigen Friedrich-List-Gymnasiums. An der Stelle des bestehenden, 1539–1542 als Schwörhaus, Spital und Zeughaus errichteten Baus hatte zuvor das Franziskanerkloster gestanden, in dessen Refektorium wohl seit 1374 die Wahlen abgehalten worden waren. Die Bezeichnung Rebental oder Refental wurde vom klösterlichen Refektorium auf den Wahlraum des neuen Baus übertragen. Unter einem Rebental konnten sich die Reutlinger sicher mehr vorstellen als unter dem lateinischen Begriff Refektorium. Dass sich politische Gremien in Bettelordensklöstern trafen, darf nicht verwundern, denn es gab vor dem Bau der Rathäuser keine größeren Räume in den mittelalterlichen Städten, die für profane Zwecke zur Verfügung gestanden hätten.<sup>5</sup>

Die Schwörtage, die in den Reichsstädten bis zur Mediatisierung 1802/03 abgehalten wurden, liefen überall nach einem ähnlichen Ritual ab. In Esslingen zum Beispiel wurden nur die Inhaber des Bürgerrechts, die zugleich auch Zunftmitglieder sein mussten, aufgeboden. In Reutlingen und in Ulm hatten auch männliche und volljährige Nichtbürger und Handwerksge-sellen anwesend zu sein. Niemand durfte angetrunken oder bezechet erscheinen. Frauen und Kinder sollten nicht im Kreis der Schwörenden stehen. In Schwäbisch Gmünd wurden vor der Schwörzeremonie die Stadttore geschlossen und die Namen aller Steuerzahler und aller Steuer zahlenden Witwen vorgelesen.



Abb. 1: Der Schwörstab, der heute als wohlgehüteter „Schatz“ aus reichsstädtischer Zeit im Heimatmuseum aufbewahrt wird, wurde dem jeweils neugewählten Bürgermeister am Tag der Wahl als Zeichen seiner Amtshoheit überreicht.

<sup>4</sup> Oberamtsbeschreibung Reutlingen, Teil 2, 1893, S. 123 ff.; Rainer Jooß: Schwören und Schwörtage in süddeutschen Reichsstädten. Realien, Bilder, Rituale, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1993, S. 154–168, hier: S. 161–163.

<sup>5</sup> Artikel „Franziskaner“, in: Lexikon des Mittelalters Bd. 4, 1989, Sp. 804; Kreisbeschreibung Reutlingen (wie Anm. 2), S. 469.



Abb. 2: Im Schwörhaus, dem heutigen Friedrich-List-Gymnasium (hier eine Lithographie aus den 1840er Jahren), fand in reichsstädtischer Zeit alljährlich der Abschluss der einwöchigen Wahlzeremonien mit der Wahl des neuen Amtsbürgermeisters statt. Im Schwörhof erfolgte die Bekanntgabe und die gegenseitige Eidleistung der neuen Amtsträger und der Bürgerschaft.

Diese mussten ihre Anwesenheit durch den Zuruf „Hier“ oder „Bin da“ anzeigen.<sup>6</sup>

Zusammenfassend kann man Folgendes feststellen: Die wichtigsten Teile des Schwörtages bildeten die Eide der Amtsträger, die schworen, zum Wohle der Stadt zu wirken, und die Eide der Bürger, die dem Bürgermeister Gehorsam und Untertänigkeit gelobten. Verschiedene Symbole wie Siegel, Adler, Statutenbücher, aber auch das geschlossene Auftreten und die Fahnen der Zünfte, die einheitliche Kleidung, die gemeinsamen Gottesdienste sowie die Predigten nach vom Rat vorgeschriebenen Texten wie etwa „Suchet der Stadt Bestes“ oder „Durch den Segen der Frommen wird eine Stadt erhoben“ ließen den Schwörtag nicht nur zum zentralen verfassungspolitischen Ereignis werden, sondern auch zu einer in hohem Maße bewusstseinsbildenden, d. h. zu einer didaktischen Veranstaltung. Aber ebenso vermittelte man die Legitimation und die Tradition der Reichsstadt. Der Schwörtag trat als öffentliche Veranstaltung neben die mündlich und über Chronisten weitergegebene Geschichte der Reichsstädte, die in Reutlingen etwa die Belagerung von 1247, an die der Sturmbock in der Marienkirche und später am Rathaus erinnerte, sowie die Kämpfe gegen Württemberg von 1377, 1388 und 1519 einschloss. Auf

<sup>6</sup> R. Joof (wie Anm. 3), S. 154–164.

den geleisteten Eiden beruhten die Bürgerpflichten, die Geltung des Stadtrechts und des städtischen Friedens sowie die Gewalt des Rates und der Amtsträger in Gericht und Verwaltung. Die in Zünfte, d. h. Korporationen oder Genossenschaften, gegliederte Bürgerschaft präsentierte sich hier als jährlich erneuerte Schwurgemeinschaft, als *coniuratio reiterata*.<sup>7</sup> Eine vergleichbare Veranstaltung gab es in den landesfürstlichen Städten nicht. Deren Einwohner waren Untertanen, die ihrem Landesherrn bei seinem Regierungsantritt huldigten, d. h. Treue und Gehorsam schworen. Diese Städte bildeten keine selbständigen Schwurgemeinschaften, sondern Teile des landesherrlichen Untertanenverbandes.

In Reutlingen, Esslingen und Ulm endete der Schwörtag in einem Volksfest, nicht so in Schwäbisch Gmünd. In Esslingen gab es den Schwörtagswein auf Kosten der Zunftkassen: 1,6 Liter, also mehr als sechs Viertel, für jedes Zunftmitglied, 3,2 Liter, d. h. etwa 13 Viertel, für jeden Fahnenenträger. In Ulm wurde das Schwörtagsfest – Vorläufer des heutigen Fischerstechens und des Nabadens – so populär, dass es auch Bürger feierten, wenn sie sich in den entsprechenden Tagen fern der Heimat trafen, so geschehen 1684 in Batavia/Djakarta im heutigen Indonesien. Einer der Beteiligten berichtet darüber, dass sie zu dritt „unsern ulmischen Schwörtag mit freudigem Gemüt celebrirten und uns mit guten indianischen [= indonesischen] Schnapp-Bißlein ergötzten, so in die zwei Tage lang geäuert“.<sup>8</sup>

## Reutlingen ist anders

Wie schon angedeutet, hatten die Reichsstädte im Laufe des 14. Jahrhunderts Wahlordnungen erlassen. Diese hatten durchweg Bestand bis 1552. Damals veränderte Kaiser Karl V. die Stadtverfassungen. Überall wurden neue Ratsgremien eingesetzt. Die Mitwirkung der Zunftmeister hörte auf und zudem wurden die Zünfte unter die strenge Aufsicht des Rates gestellt.<sup>9</sup> An die Stelle der komplizierten direkten und indirekten Wahlverfahren trat meist das reine Zuwahlprinzip. Dieses begünstigte die Entstehung von Ratsaristokratien, die aus wenigen, „la famille“ genannten, eng versippten Familienverbänden be-

<sup>7</sup> Wilhelm Ebel: Der Bürgereid als Geltungsgrund und Gestaltungsprinzip des deutschen mittelalterlichen Stadtrechts, Weimar 1958, S. 15; R. Jooß (wie Anm. 3), S. 153; Karl-Ernst Jeismann: Geschichtsbewusstsein – Theorie, in: Handbuch der Geschichtsdidaktik, hrsg. von Klaus Bergmann u. a., Seelze-Velber<sup>5</sup> 1997, S. 42–44.

<sup>8</sup> Christoff Frikens: Ost-Indianische Raysen und Kriegs-Dienste, Ulm 1692, S. 177 (frdl. Hinweis von Herrn Bibl.-Dir. i. R. Dr. Ulrich Sieber, Stuttgart/Leonberg).

<sup>9</sup> Eberhard Naujoks (Hrsg.): Kaiser Karl V. und die Zunftverfassung, Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten 1547–1556 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 36), 1986, S. 232–240.

standen, die gegenseitig ihre Söhne, Schwiegersöhne, Schwäger und Vettern in die Ratsgremien zuwählten und so unter sich blieben. Schließlich dürften den um die Stadt hoch verdienten Familien – so der Esslinger Bürgermeister Weinland 1794 – keine Nachteile entstehen und außerdem seien Handwerker unfähig, eine Stadt zu regieren.<sup>10</sup> Eine derart abgehobene Ratsoligarchie verstand sich zunehmend als Obrigkeit, die viel regierte und vorschrieb und sich selbst seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts gute Dotationen aus dem Stadtsäckel zukommen ließ. Unbezahlte Ehrenämter im Stadtreiment gab es jetzt nicht mehr, d. h. der Rat bestand eigentlich nur noch aus städtischen Beamten, zum meist studierten Juristen. Obwohl also die meisten Bürger auf die Zusammensetzung der Ratsgremien keinen Einfluss mehr hatten, wurden die Schwörtage weiterhin begangen, weil nach wie vor jährlich neue Legitimation geschaffen werden musste. In der großen Mehrzahl der Reichsstädte galten diese 1552 oktroyierten Verfassungen bis zum Jahr 1802/03.

Reutlingen ging einen anderen Weg. Die Stadt kehrte, weil es inzwischen hier kein Patriziat mehr gab, mit Genehmigung Kaiser Maximilians II. im Jahr 1576 zur Verfassung von 1374 zurück, und blieb dabei bis 1803. Selbst wenn in Reutlingen, wie schon ausgeführt, viel mehr Leute die Möglichkeit hatten, an der Stadtpolitik mitzuwirken, entwickelte sich jedoch auch hier eine Oligarchie aus Handwerker- und Kaufmannsfamilien, die sich gleichfalls als Obrigkeit ansahen, in kleinliche Vielregiererei verfielen und vor allem niemand in die Verwaltung der städtischen Kassen schauen ließen. Noch gab es ja keine Gewaltenteilung und deshalb auch keine wirksame Kontrolle der Exekutive. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen: Dreimal wurden während des 18. Jahrhunderts Teile der bisherigen regierenden Führung aus Unzufriedenheit abgewählt, aber jedes Mal gelang es den aus dem Amt Gedrängten mit Hilfe des Schwäbischen Kreises oder des Reichshofrats später wieder in ihre alten Positionen zu gelangen. 1741 beklagten sich die Reutlinger Bürger in Wien darüber, dass nach dem Stadtbrand von 1726 mit den von auswärts eingegangenen Spenden zu viele städtische Schulden getilgt und zu viele öffentliche Bauwerke errichtet worden seien, während die geschädigten Bürger nur wenig davon bekommen hätten. Bei den einzelnen Kassenverwaltungen – einen Gesamtetat gab es noch nicht – wurden die vielen „Trünke und Zehrungen“ und auch das überbesetzte Personal beanstandet. Auch erhob man seit 1741 die Forderung, die Leiter dieser einzelnen Kassenverwaltungen sollten wenigstens lesen, schreiben und rechnen können, um in der Lage zu sein, ihre Ämter ordnungsgemäß wahrzunehmen. Die fortwährende Undurchsichtigkeit des städtischen Finanzgebarens führte dazu, dass sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts immer wieder oppositionelle Gruppen an den Reichshofrat

---

<sup>10</sup> Rainer Jooß: Reichsstädtisches Bürgertum am Ende seiner Epoche. Der Esslinger Bürgermeister Andreas Friedrich Weinland (1720–1796), in: *Die Alte Stadt* 16 (1989), S. 315–326, hier: S. 323 f.

in Wien wandten und darum baten, Einsicht in die städtische Rechnungsführung zu bekommen – ohne jeden Erfolg.<sup>11</sup>

Aber trotz dieser auch in Reutlingen vorhandenen Mängel gab es wichtige Unterschiede zu den übrigen Reichsstädten: Die Stadt stand am Ende des 18. Jahrhunderts dem Prinzip der Volkssouveränität wesentlich näher als die anderen Reichsstädte, wie auch die eingangs zitierte Stimme aus Heilbronn zeigt oder die Feststellung des Esslinger Aufklärers Christian Gottlieb Steudel aus dem Jahr 1798, wonach die Stadt Esslingen als Ganzes noch undemokratisiert sei. Dagegen kam Johann Jakob Fetzer, der fortschrittliche Bürgermeister Reutlingens, im selben Jahr 1798 bei der Konstituierung eines neu gewählten Bürgerausschusses, Zwölferrat genannt, zu folgendem Urteil: „So wählt das Volk hier seinen Magistrat jährlich selbst aus der Mitte der Bürgerschaft nach eigenem Wohlgefallen. Der Magistrat übt seine ihm von der Bürgerschaft übertragene Gewalt ein Jahr lang aus, tritt sodann wieder in die Reihe der Bürger zurück und wird entweder wieder gewählt oder übergangen. Die Bürgerschaft ist folglich die Quelle aller rechtmäßigen Gewalten.“<sup>12</sup>

### **Warum feiern wir heute wieder Schwörtag?**

Mit seiner Sicht auf Reutlingen stand Fetzer nicht allein. Friedrich List, 1789 geboren, erlebte als Kind noch die letzten Schwörtage in der Reichsstadt und sah später diese alljährlich wiederkehrenden Zeremonien als Tag des „contrat social“ an. Seiner Ansicht nach hätte Rousseau sich für seine Vorstellungen vom contrat social eine süddeutsche Reichsstadt wie Reutlingen zum Vorbild nehmen können. Die jährlichen Feiern zur Unabhängigkeitserklärung in den USA erinnerten ihn ebenfalls an die Schwörtage seiner Kindheit. List sah aus der sicher verklärenden Rückschau eher die genossenschaftlich-demokratischen als die obrigkeitlich-huldigenden Elemente der reichsstädtischen Verfassung.<sup>13</sup> Der 1813 in Reutlingen geborene Hermann Kurz hielt seine Heimatstadt vor 1802 für ein „seltenes Beispiel der reinsten Demokratie“, die sich vom württembergischen Obrigkeits- und Schreiberstaat des Vormärz erheblich unterschied. In seinen späteren Jahren sprach er mit seiner Tochter Isolde über die Vorfahren ihrer Mutter Marie von Brunnow, die aus kurländischem

---

<sup>11</sup> Sibylle Stähle: Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Reutlingen zwischen 1740 und 1770. Aspekte reichsstädtischer Geschichte im 18. Jh., in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 23 (1984), S. 7–207, hier: S. 47 ff.; Uwe Schmidt: Südwestdeutschland im Zeichen der Französischen Revolution. Bürgeropposition in Ulm, Reutlingen und Esslingen (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 23), 1993, S. 58 ff.

<sup>12</sup> Zitiert nach U. Schmidt (wie Anm. 11), S. 110.

<sup>13</sup> Friedrich List und seine Zeit. Nationalökonom, Eisenbahnpionier, Politiker, Publizist 1789–1846. Katalog und Ausstellung zum 200. Geburtstag (hrsg. von Stadtarchiv und Heimatmuseum), Reutlingen 1989, S. 26–30.

Adel stammte, und über seine eigenen: „Du bist schief gewickelt, liebes Kind, wenn du dir viel auf deine mütterlichen Vorfahren einbildest, die als Raubritter auf ihren festen Burgen saßen und harmlose Wanderer plünderten. Da waren deine Ahnen väterlicherseits ganz andere Leute: regierende Bürgermeister und Senatoren einer kleinen Republik, die über Leben und Tod, über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten.“<sup>14</sup>

Lässt man die romantische Verklärung bei Fetzer, Kurz und List beiseite, so kann man ihre Ausführungen als Hinweise ansehen auf die im Bewusstsein der Reutlinger ausgeprägt vorhandene Tradition der Mitwirkung von Bürgern in öffentlichen Angelegenheiten. Reutlingen gehörte in besonderem Maße zu den Gemeinden, die dem frühen Liberalismus als Erfahrungsraum genossenschaftlich-republikanischer Politik galten. Die Stärke der liberalen Bewegung im Südwesten hatte ihre Ursachen u. a. darin, dass es hier zahlreiche Städte – nicht nur Reichsstädte – mit einem verhältnismäßig breiten, oft sogar dominierenden Handwerk gab.<sup>15</sup> Mit der jahrhundertelangen Beteiligung der Handwerker an den Ratsgremien hing es sicher zusammen, dass die Gründer der Reutlinger Industrie aus dem hiesigen Handwerk kamen, deren Familien noch bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein die Wirtschaft in der Stadt bestimmten, während zum Beispiel die Angehörigen der Esslinger Ratsoligarchie aus der Stadt wegzogen und das Feld anderen, von auswärts zuziehenden Unternehmern überließen.<sup>16</sup>

Die große Teilnahme der Reutlinger Bürgerschaft an der 1848er Revolution dürfte sicher im Zusammenhang stehen mit den reichsstädtischen Traditionen und der anderen Wirtschaftsstruktur. Aber ungeachtet dessen, ob sich solche örtlichen Kontinuitäten schlüssig aufzeigen lassen – für Persönlichkeiten wie List und Kurz und andere politisch und literarisch Engagierte des Vormärz und darüber hinaus bildete die Geschichte der Stadt des Mittelalters und auch der frühen Neuzeit einen Teil ihres Geschichtsbewusstseins, aus dem heraus sie politisch handeln wollten. Und in der Tat: Wenn wir hinter den sicher oft oligarchisch geprägten Alltag der Reichsstädte schauen, so finden wir bei ihnen in besonderem Maße Grundelemente republikanischer Autonomie vor wie

<sup>14</sup> Zitiert nach Otto Borst: Hermann Kurz, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 8, 1962, S. 212–254, hier: S. 215 u. 221.

<sup>15</sup> Heinz Schilling: „Republikanismus“? Zur politischen Kultur des alteuropäischen Stadtbürgertums, in: Helmut G. Koenigsberger (Hrsg.), Republik und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 11), München 1988, S. 101–144, hier: S. 136 ff.; Paul Nolte: Bürgerideale, Gemeinde und Republik, in: Historische Zeitschrift 254 (1992), S. 636 f.

<sup>16</sup> Gert Kollmer-von Oheimb-Loup: Grundzüge der wirtschaftlichen Entwicklung Esslingens vom 18. Jh. bis zum Ersten Weltkrieg, in: Birgit Hahn-Woernle (Hrsg.): Esslingen am Neckar. Aspekte der Geschichte, Esslingen 2007, S. 149–175, hier: S. 158.

- Persönliche Freiheit
- Rechtssicherheit
- Keine Alleinherrschaft eines einzelnen wie im Fürstenstaat. Hier entscheidet eine größere oder kleinere Anzahl von Personen oder Genossenschaften über politische und rechtliche Fragen.
- Regierende und Regierte sind an Regeln und Ordnungen gebunden, die für alle gelten. Niemand steht jenseits der Gesetze, alle haben Rechte und Pflichten, wenn auch nicht immer die gleichen.
- Das Stadtreghiment ist dem „Gemeinen Besten“, nicht dem Befehl eines einzelnen verpflichtet.
- Allgemeine und private Interessen müssen getrennt sein, sonst entsteht Unmut, Widerspruch und Opposition.

Diese Grundsätze gelten in eingeschränkter Weise auch für die landesfürstlichen Städte, denn diese verfügten ebenso über die Möglichkeit, selbständige, verantwortliche Entscheidungen, allerdings innerhalb der landesherrlichen Vorgaben, zu treffen.

Die republikanisch-demokratischen, besonders reichsstädtischen, aber auch allgemein städtischen und überhaupt nicht finsternen mittelalterlichen Traditionen waren dem liberalen Bürgertum des Vormärz und der 1848er Revolution durchaus noch geläufig. Sie sind in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert hinter den Vorstellungen eines nationalen, autoritären Machtstaates in den Hintergrund getreten. Sie verdienen es aber, immer wieder neu hervorgehoben und in Erinnerung gerufen zu werden. Dazu bietet ein alljährlicher Schwörtag eine gute Gelegenheit.



## Neue Funde zu Friedrich List (Folge VIII<sup>1</sup>)

Sulz a. N. 1814–1815:

Friedrich List als württembergischer Kommissar

Von Volker Schäfer

### 1. Einführung und Eckdaten

Nur als flüchtige Episode erscheinen heute die wenigen Monate, in denen Friedrich List von Mitte Oktober 1814 bis Ende April oder Anfang Mai 1815 in Sulz gearbeitet hat. Und doch war dieser Aufenthalt für seine Entwicklung auf der politischen Bühne von größter Bedeutung, fällt in diese kurze Phase seines Lebens doch die von ihm verfasste und als publizistische Initialzündung zu wertende sogenannte „Sulzer Adresse“, eine Petition vom März 1815. Sie entstand im Zusammenhang mit dem in Württemberg nach langer Zeit wieder einmal einberufenen Landtag, welchem die Annahme einer von königlichen Kommissaren konzipierten Verfassung zgedacht war und an welchen sich eine Flut ähnlicher Schriften richtete. Die Ablehnung der Konstitution und des geplanten Oktrois löste dann jenen Verfassungskampf um das „gute alte Recht“ aus, in welchem List 1817 als frühliberaler Publizist gegen die Alt-rechtler dezidiert Partei ergriff.

Mit der „Sulzer Adresse“ befasst sich der vorliegende Beitrag allerdings nicht, oder anders gesagt: Mit der „Sulzer Adresse“ braucht sich der vorliegende Beitrag nicht zu befassen, denn über sie hat Paul Gehring, dessen Forschungen auch zum Aufspüren der vorher verschollenen Handschrift im Hauptstaatsarchiv Stuttgart führten, akribischen Aufschluss ver-

---

<sup>1</sup> Folge I in: Reutlinger Geschichtsblätter, Jahrgang 1989, NF 28, S. 83–148; Folge II–V in: Ebd., Jahrgang 1991, NF 30, S. 251–276; Folge VI in: Ebd., Jahrgang 1996, NF 35, S. 183–220; Folge VII in: Ebd., Jahrgang 2000, NF 39, S. 53–116. – Die Editionsgrundsätze aus Folge I der Serie gelten auch hier. Unter ggf. notwendiger Anpassung der Interpunktion werden demnach Quellentexte diplomatisch getreu wiedergegeben, sie erscheinen in Kursive ohne Anführungszeichen, welche Zitaten aus Büchern vorbehalten sind. Abkürzungen werden aufgelöst, soweit es sich nicht um gängige Abkürzungen handelt, und stehen zwischen spitzen Klammern. Stillschweigend in Doppelkonsonanten umgewandelt sind dagegen die Reduplikationsstriche über dem Minuskel-m und -n. Ebenfalls stillschweigend entfällt der Punkt hinter Zahlen, wenn er keine Ordnungsfunktion hat. Eckige Klammern kennzeichnen Zusätze des Bearbeiters. – Folgende Abkürzungen und Siglen werden verwendet: Apostroph hinter Blattzahl = verso; Bü = Büschel; Fasz. = Faszikel; fl (auch f in Vorlagen) = Gulden; HStA = Hauptstaatsarchiv; Qu. = Quadrangel; sr = Simri (Getreidehohlmaß, in Württemberg damals 22,153 l); StA = Staatsarchiv; UnivA = Universitätsarchiv; x = Kreuzer.

schaft.<sup>2</sup> Dennoch gebot es der Respekt vor diesem souveränen und gewissenhaften List-Biographen, der dem gebürtigen Reutlinger in einem großen Wurf vor vierundvierzig Jahren ein Denkmal gesetzt hat, wobei er sich freilich oft mit Auskünften Dritter begnügte, in Ermittlungen vor Ort die Archive auch auf Nachrichten über Lists beruflichen Einsatz in der malerischen früheren Oberamtsstadt am Neckar zwischen Oberndorf und Horb systematisch abzuklopfen. Unter die Lupe genommen wurden dabei die Überlieferungen von Kabinett, von den Ministerien des Inneren, der Finanzen und der Justiz, insbesondere der eine Abteilung des Innenministeriums bildenden Sektion der Kommunverwaltung, ferner der Landvogtei am mittleren Neckar zu Rotenburg, der Regierung des Schwarzwaldkreises in Reutlingen, des Oberamts Sulz, des Kameralamts Oberndorf sowie der Reutlinger und vor allem der Sulzer Stadtverwaltung.

Aus der Literatur ist bekannt, dass der fünfundzwanzigjährige List, der das württembergische Aktuarexamen soeben mit Bravour abgelegt hatte, als Kommissar vom Innenministerium nach Sulz abgeordnet wurde, um Klarheit in die unter dem erst vor kurzem verstorbenen Oberamtman Schaffer im Laufe der Zeit „zu einer ungeheuren Höhe“ angewachsenen Steuerausstände der Sulzer Amtskörperschaft zu bringen. Diese *unglaublich vielen Schulden* betragen nach Lists Ermittlungen nicht weniger als 100 000 Gulden, eine Summe, bei der es sich versteht, dass Stuttgart dafür einen Zahlungsaufschub einräumte.<sup>3</sup>

„Kommissionen solcher Art waren um jene Zeit des Aufbaus einer gefestigten Verwaltung eine häufige Erscheinung, meist veranlaßt durch Unfähigkeit oder Nachlässigkeit der ihren Aufgaben nicht gewachsenen unteren Stellen, insbesondere in der Rechnungsführung. Die Kosten mußten die betreffenden Gemeinden oder Ämter tragen.“<sup>4</sup> Die Kommissare übten ihr Amt gegen ein Tagegeld aus und hatten Anspruch darauf, ihre Vergütung vom Verursacher der Sondereinsätze zu erhalten. Aber die Kommissionskosten waren nur ein Teil des von der Untersuchung ausgelösten Geldflusses. Er bestand außerdem aus der Rückerstattung unrechtmäßig bezogener Einkünfte an die Herkunftskasse durch die Betroffenen oder ihre Erben sowie aus Strafgeldern. Das alles war eine langwierige, in der Regel mehrjährige Prozedur. Bei den Kommissionskosten gilt es sich auch klarzumachen, dass sie in der Regel von mehreren

<sup>2</sup> Vgl. Paul Gehring: Friedrich List. Jugend- und Reifejahre 1789–1825 (künftig: Gehring), Tübingen 1964. Der Abschnitt „In Sulz a. N. (1814/15)“: S. 52–72, die Sulzer Adresse: S. 55–63, Edition der Adresse: S. 379–383.

<sup>3</sup> Gehring, S. 64–66; das Zitat auf S. 65. – Die archivalische Überlieferung dazu: Eine Königliche Commission habe den Schuldenstand neuerlich untersucht und in Gemeinschaft des Oberamts von der Staatskasse Frist erhalten. (HStA Stuttgart, L 14, Unterfasz. Sulz, Libell, Bl. 26', 14. 4. 1815.) – Andere Steuernachlassgesuche aus Sulz an den Geheimen Rat 1816–1819 in: HStA Stuttgart, E 31 Bü 1505.

<sup>4</sup> Gehring, S. 64.

Quellen gespeist wurden. Hier ist von vornherein zwischen der öffentlichen und der privaten Hand zu unterscheiden. Im vorliegenden Fall sind daher im öffentlichen Sektor konsequenterweise die Kosten dem Bürgermeisteramt aufgebürdet worden, soweit sich die Misswirtschaft innerhalb der Sulzer Kommunalverwaltung abgespielt hatte; lag die Verantwortung dagegen bei der Oberamtei, dann musste die Sulzer Amtspflegekasse für den Schaden aufkommen.

Neben weiteren Verwaltungsgeschäften gehörte es zu dem anspruchsvollen Aufgabenbereich des jungen Kommissars in Sulz aber auch, und das ist neu, die schon lange schwelenden Grenzstreitigkeiten zwischen dem Königreich Württemberg und dem Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen über den Weiherhof bei Mühlheim am Bach beizulegen. Darüber später mehr.

Von biographischem Interesse sind natürlich zunächst die genauen Eckdaten von Lists Kommission in Sulz. Nach Gehring war sie eingebettet zwischen einem kurzen Gastspiel in der Stuttgarter staatlichen Innenverwaltung und einer ebenfalls kurzen Tätigkeit als Gehilfe im württembergischen Armeeministerium. Begonnen habe sie vor dem 2. November 1814 und geendet ausgangs April 1815.<sup>5</sup> Allerdings kommt der vorliegende Aufsatz in dieser Hinsicht nur zum Teil über die vagen Angaben Gehrings hinaus. Dabei nimmt eine Eingabe des Wankheimer Bürgermeisters Schäfer vom 6. Oktober 1814 an das Innenministerium wegen des ungerechten Steueransatzes seines Hofes, die von der Hand Lists stammt,<sup>6</sup> eine merkwürdig unklare Stellung ein, weil sie nahelegt, dass an diesem Tag der Schreiber noch als Aktuar des Oberamts Tübingen fungierte, in dessen Verwaltung er vor drei Jahren eingetreten war. Da jedoch das Innenministerium bereits am 2. Oktober Lists Aufstellung als *Commissair* zu Sulz beantragte, die das Kabinett, wie gleich zu sehen, am 5. Oktober genehmigte, ist nicht auszuschließen, dass es sich bei dem Wankheimer Schriftsatz um eine private Gefälligkeit gehandelt hat, denn reine Schreibarbeiten des Oberamts gehörten ohnehin nicht zu den Obliegenheiten seines Aktuars.<sup>7</sup>

Lists Königliches Ernennungsinstrument scheint erst am 13. Oktober abgesandt worden zu sein. Einige Tage Dienst des frisch examinierten Verwaltungsaktuars in der Stuttgarter Zentrale zur Vorbereitung auf seinen Sonderauftrag sind durchaus plausibel, zumal auch seine Vorgesetzten Wert darauf gelegt haben mussten, keinen in der Sache Ahnungslosen an den Kommissionsort zu delegieren. So dürfte also der junge Mann erst Mitte Oktober in Sulz eingetroffen sein, das mit seiner wirtschaftlich bedeutenden Saline und

<sup>5</sup> Gehring, S. 63, 66 und 72, wo es sogar heißt: „Ende in Sulz (April/Mai 1815)“.

<sup>6</sup> StA Ludwigsburg, D 49 a Bü 209, Box 4,5 (List-Autograph).

<sup>7</sup> Ohne hier auf verwandtschaftliche Beziehungen einzugehen, sei daran erinnert, dass Lists Mutter eine geborene Schäfer war, die den Vater allerdings schon mit sechs Jahren verlor (Gehring, S. 8).

der ebenfalls vergangenheitsträchtigen Burgruine Albeck aus der Stauferzeit ihm bisher wahrscheinlich fremd gewesen war. Für seine Unterkunft wird ihm vermutlich in dem mächtigen Oberamteigebäude eine Kammer eingeräumt worden sein, wo sich vielleicht auch ein Bedienter um sein leibliches Wohl gekümmert hat.

Vom 20. Oktober 1814 datiert die erste Nachricht über Lists Amtshandlungen, als er zum Bearbeiten eines Vorgangs in Vöhringen offensichtlich wegen der Unordnung in der Sulzer Oberamtsregistratur beim Innenministerium um dessen Kanzleiakten nachsuchen musste, so wie es auch gleich zwei Tage später beim Weiherhof der Fall war.<sup>8</sup> Gut fünf Monate später zeichnet sich dann das Ende seines Kommissariats ab. Seinen – leider nicht erhaltenen – Abschlussbericht erstattet er unter dem 27. März 1815, dem Ostermontag, kurz nach dem Verlust seiner Mutter, und auf den 6. April fällt sein letzter momentan erkennbarer Kommissionsakt. An diesem Tag quittiert der *Commissarius List* der Sulzer Amtspflege den Empfang von 307 Gulden 14 Kreuzer an Steuerexekutionskosten.<sup>9</sup> Damit erlöschen, zumindest derzeit, Lists archivalische Spuren in Sulz, sieht man davon ab, dass er noch am 19. April in Reutlingen die Teilungsakte des mütterlichen Erbes als *OberamtsCommissarius* in Sulz beurkundet.<sup>10</sup> Am 4. April dürfte er sich in Stuttgart aufgehalten haben, wo er allem Anschein nach wie ein Geldbote seinem Quasi-Vorgänger im Kommissariat den Restbetrag für dessen bereits 1813 abgeschlossene Untersuchung der Sulzer Stadtökonomie in bar überbrachte, wie unten noch gezeigt wird.

In neuer Eigenschaft fungiert List dann spätestens anfangs Mai 1815. Zwischen dem 3. und 10. jenes Monats verfasst er für das Stuttgarter Armeeministerium eine „Deduction über die Verbindlichkeit Österreichs, dem Königreich Württemberg [...] Ersatz zu leisten“ für die erbrachten „Subsistenzmittel für die österreichische Armee“.<sup>11</sup>

Diese Schrift lenkt den Blick auf den Durchzug fremder Truppen durch württembergisches Gebiet und damit schlagartig ins Weite, ja, wenn man so will: auf die Weltgeschichte, die auch an Sulz nicht spurlos vorübergegangen sein kann. Gerade in den Monaten, in welchen List in Sulz arbeitete, neigten sich die Befreiungskriege gegen die europäische Hegemonie Napoleons, der

<sup>8</sup> Vöhringen: StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 39\*, 8. 11. 1814, Nr. 7355 (nur Protokollnotiz); Weiherhof: Ebd., D 49 Bü 48, Qu. 10 (Ausfertigung).

<sup>9</sup> Datum des Abschlussberichts: StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 41\*, Protokoll zum 22. 4. 1815, Sulz, Nr. 2798. – Quittierung: Stadtarchiv Sulz, A/V/3/60, Beilagen zur Stadt- und Amtspflegerechnung 1816/17, Nr. 421.

<sup>10</sup> Stadtarchiv Reutlingen, Eventual- und Realteilungen vom Jahr 1815, Bd. 45, Bl. 151–230'. Bezeichnung *OberamtsCommissarius*: Bl. 151; Unterschrift: Bl. 228. – Vgl. auch Gehring, S. 56.

<sup>11</sup> Gehring, S. 72. – Der Titel aus: Nachlese, [...] Schriften und Reden, [...], hrsg. v. Edgar Salin, Neudruck der Ausgabe Berlin 1935, Aalen 1971 (Friedrich List: Schriften, Reden, Briefe; Bd. 9), S. 273.

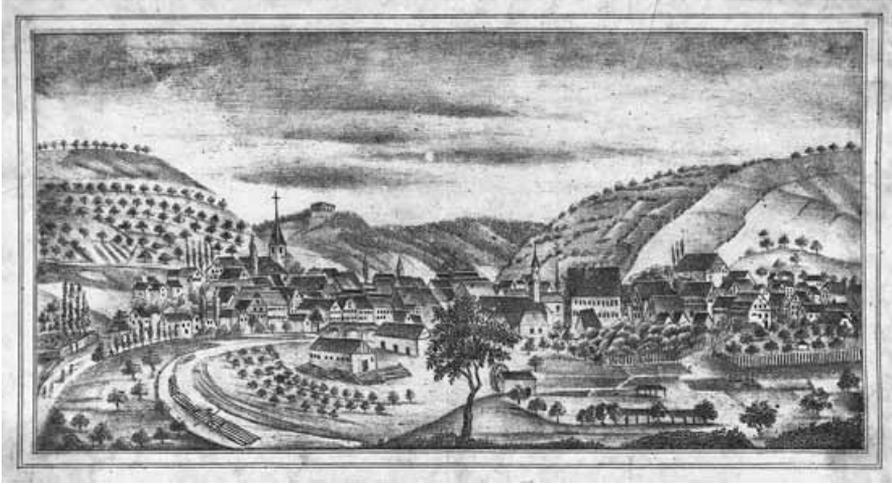


Abb. 1: Sulz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

mit dem Fiasko seines Rußlandfeldzugs 1812 und der verlorenen Völkerschlacht von Leipzig 1813 schon drastische Einbußen erlitten hatte, ihrem Ausgang zu. Nach der Schlacht bei Waterloo im Juni 1815 und der Verbannung des selbstgekrönten Kaisers von Frankreich auf die abgelegene Insel St. Helena orientierten sich rund 200 Staaten des Kontinents auf dem Wiener Kongress neu und schufen die Grundlagen für eine lange Friedensperiode in Europa.

Von ihr war man allerdings noch weit entfernt, als List 1814 nach Sulz kam. Das Jahr hatte mit der Verlagerung des Kriegsgeschehens auf das linke Rheinufer begonnen, die durch Blüchers in der Neujahrsnacht bei Kaub vollzogenen, aber durch Eisgang sowie starke Strömung erschwerten Rheinübergang eingeleitet wurde. Und weit entfernt war man in Sulz sicher auch von den technischen und kulturellen Errungenschaften der Zeit, wie etwa der Straßengasbeleuchtung in London, was jedoch nicht heißt, dass sich die gebildeten Kreise, sichtbar gemacht durch eine alte Lateinschule mit bedeutenden Absolventen,<sup>12</sup> nicht um mehr gekümmert hätten als um die Ereignisse rings um ihren Kirchturm herum. Dass im Theater der Residenzstadt Stuttgart etwa Mozarts Oper „Don Juan“, der „Hamlet“ von „Schakspear“ oder Lessings „Minna von Barnhelm“ aufgeführt wurden, mag am oberen Neckar freilich

<sup>12</sup> Vgl. Dieter-W. Mayer: Die Sulzer Lateinschule, in: Sulz. Alte Stadt am jungen Neckar, Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadtrechtsverleihung, bearb. v. Winfried Hecht, Paul T. Müller u. Peter Vosseler, Sulz 1984, S. 183–188. – Auf diese Festschrift mit ihren vielseitigen historischen Beiträgen, die noch über die Stadtverwaltung Sulz bezogen werden kann, sei hier ausdrücklich aufmerksam gemacht.

manchem Leser oder mancher Leserin des von Christian Gottfried Elben verfassten Periodikums „Schwäbische Chronik | Oder | des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung | welche Materialien zur neuesten Geschichte von Schwaben enthält“ einen neidvollen Seufzer entlockt haben.<sup>13</sup> Doch das Städtchen, dessen damals rund 2 000 Einwohner die Tatsache wohl mit Stolz erfüllte, dass ihr Gemeinwesen das Zentrum eines von 64 württembergischen Oberämtern war, und das der verheerende Stadtbrand von 1794 allenfalls kurzfristig zurückgeworfen hatte, hielt Schritt mit der allgemeinen Entwicklung im Lande, auch wenn die eben erwähnte „Schwäbische Chronik“ in ihren Artikeln über die Feier des Königsgeburtstags am 6. November 1814 eine Vielzahl von Städten, darunter auch das benachbarte Horb, berücksichtigte, nur nicht Sulz, das sich diesem traditionellen Fest sicher nicht entzogen hatte.

In diesem Monat – die in der „Schwäbischen Chronik“ kontinuierlich ausgedruckten Wetterdaten beziehen sich allerdings nur auf Stuttgart, und kleinräumige klimatologische Unterschiede waren auch damals keine Seltenheit – setzte nach einem oft heiteren Oktober, in welchem Lists Kommissariat begann, gegen Ende November Regen ein und am 7. Dezember sank das Thermometer erstmals unter 0 Grad Celsius. Das Jahr klang aus mit Schnee, der in diesem Winter jedoch nicht vor dem Weihnachtstag am 25. Dezember gefallen war. Von ungewöhnlichen Wetterlagen oder gar Naturkatastrophen, wie sie 1824 „das bisher höchste bekannte Extremhochwasser der letzten 300 Jahre“ am Neckar verursachen sollte,<sup>14</sup> blieben Sulz und sein junger Kommissar auch im neuen Jahr verschont, in welchem im März durch Napoleons unerwarteten Handstreich mit seinem Marsch nach Paris und den „Hundert Tagen“ noch einmal Waffengetöse und Diplomaten-Hektik ausbrachen.<sup>15</sup>

## 2. Lists Kommissionsauftrag

Die früheste Erwähnung von Friedrich Lists Sulzer Aufgabenbereich findet sich im Diarium des württembergischen Kabinetts. Dieses Geschäftstagebuch überliefert am 4. Oktober 1814 den Eingang eines Anbringens des Innenministeriums vom 2. Oktober unter dem Betreff *Die Aufstellung eines*

<sup>13</sup> Schwäbische Chronik von 1814, z. B. 4.9.: Lessing (S. 389), 7.10.: Mozart (S. 437), 5.12.: Shakespeare (S. 519).

<sup>14</sup> Rüdiger Glaser: Klimageschichte Mitteleuropas, Darmstadt 2008, S. 238. (Den Hinweis auf dieses meteorologiehistorische Standardwerk verdanke ich meinem Kegelbruder Prof. Dr. Dr. h. c. Karl-Heinz Pfeffer, Mössingen.)

<sup>15</sup> Die lokalen Truppendurchmärsche und Einquartierungen des frühen 19. Jahrhunderts sind in den „Quartier-Akten“ des Stadtarchivs Sulz eingehend dokumentiert. Vgl. z. B. den Unterfasz. *Fourage-Rechnungs-Acten [..] über die an Rußisch-Oestreichisch-Preußisch-Baierisch-Badisch und Württembergisches Militaire abgegebene Fourage, 1805/15* in: A/XII/2/26.

*Commissärs zu Entfernung der in der Registratur und den AmtsGeschäften des OberAmts Sulz vorhandenen Unordnung und Retardaten.* Die dadurch ausgelöste Verfügung des Kabinettsministers an das Staatsministerium vom 5. Oktober 1814 enthält die Formulierung:

*2. wird die Aufstellung des O(ber)Amtsactuars List von Reutlingen als Commissairs zu Herstellung der Ordnung in der O(ber)AmtsRegistratur von Sulz und Ausarbeitung des Retardats angetragenermaßen genehmigt und ist wegen beyder Gegenstände von dem K(öniglichen) Ministerium des Innern mit dem K(öniglichen) FinanzMinisterium zu communiciren.*<sup>16</sup>

Vom selbem Tag datiert auch Lists Königliche Bestallung zum württembergischen Kommissar. Erhalten hat sich das offenbar am 13. Oktober expedierte Schreiben nicht, wohl aber aus dem Innenministerium das Konzept einer Note der Kommunverwaltungssektion vom 26. Oktober an die Sektion der Innern Administration *wegen Aufstellung eines eigenen Kommissairs für die Einrichtung der Oberamts-Registratur zu Sulz, Bearbeitung der Geschäfts-Retardate bei dem dortigen Oberamt und Eintreibung der Steuer-Reste in Stadt und Amt Sulz.*<sup>17</sup>

Übrigens forderte List schon kurz nach Antritt seiner Stelle im Oktober 1814 nicht ohne Selbstbewusstsein und möglicherweise ohne Plazet des neuen Oberamtmanns, ihm einen Assistenten beizugeben. Doch lehnte die Sektion des Kommunadministrationswesens dieses Ansinnen anfangs November als übertrieben ab. Allerdings verteilte sich die Ermittlung der Steuerausstände, welche die Oberamtsgemeinden der Amtspflegekasse schuldeten, ohnehin auf mehrere Personen.<sup>18</sup>

Angesprochen ist hier gleichzeitig die nicht unwesentliche Tatsache, dass List als Sonderbeauftragter nicht dem Sulzer Oberamtmannt unterstellt war.<sup>19</sup> Spannungen, die sich aus diesem Hierarchieverhältnis hätten ergeben können, sind jedoch nicht zu erkennen, auch wenn der Verweigerung eines Assistenten eine Anfrage des Innenministeriums bei Schäffers Nachfolger im Amt vorausgegangen sein dürfte.

Dieser neue Oberamtmannt war der seit 1810 bei den württembergischen Truppen tätige Oberauditor Ludwig Otto Gmelin (1786–1855). Er wurde be-

<sup>16</sup> Anbringen: HStA Stuttgart, E 15 Bd. 7\*, Nr. 137. – Verfügung: Ebd., E 10 Bü 141, Unterfasz. 7.

<sup>17</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 39\*, Protokoll zum 26. 10. 1814, Sulz, Nr. 7153.

<sup>18</sup> Ablehnung: StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 39\*, Protokoll zum 3. 11. 1814, Sulz, Nr. 7340. – Andere namentlich bekannte Ermittler: Kommunrechnungsrevisor Stotz (ebd., Protokoll zum 1. 12. 1814, Nr. 7898), Amtmann und Amtsschreiber zu Dornstetten Walker (ebd., Protokoll zum 30. 12. 1814, Nr. 8742), Steuerrat Zeller (StA Sigmaringen, Wü 136/2 T 1, Kame-ralamt Oberndorf, Bd. 2223, Jahresrechnung 1814/15, Bl. 517').

<sup>19</sup> Vgl. Vedit-Vermerk der Rottenburger Landvogtei auf Lists Bitte vom 22. 10. 1814 um die ministerialen Kanzleiakten, die erst am 31. 10. in Stuttgart eintraf: StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 10.

reits am 6. September 1814, also nur wenige Tage nach Schäffers Ableben, auf sein neues Amt berufen. Die Sulzer Position verließ er jedoch schon nach fünf Jahren wieder, um Oberamtsrichter in Leonberg zu werden.<sup>20</sup>

## 2.1. Zu den Schäfferschen Retardaten

Die Untersuchungen, die List im Sinne des Königlichen Befehls vom 3. September 1814 fortzuführen hatte und die auch das Aufarbeiten der Schäfferschen Geschäftsrückstände, der *Retardaten*, einschlossen, richteten sich teilweise *expressis verbis gegen den verstorbenen Oberamtmann Schäfer und den Magistrat, Illegalitäten und Unordnungen im GemeindeAdministrations-Wesen betreffend*.<sup>21</sup> Aus dem Kostenzettel, den der Sulzer Dekopist Heinrich Kopp am 29. März 1815 einreichte, lässt sich der Umfang dieser Untersuchungen ermesen, für die das *Protocoll* respektable 27 Blatt und die *Relation* sogar 32 Blatt benötigten.<sup>22</sup>

Auf das Bild, das sich die Nachwelt von Georg Jakob Schäffer gemacht hat, werfen diese Aufgaben zweifellos einen Schatten, doch die Lebensleistung des zu seiner Zeit hoch angesehenen Sulzer Oberamtmanns vermögen die Untersuchungsergebnisse nicht zu schmälern. In einer Epoche, als die öffentliche Sicherheit besonders schwer unter der organisierten Kriminalität litt,<sup>23</sup> rückte er im Kampf gegen das Räuberunwesen, für den bereits sein Schwiegervater und unmittelbarer Amtsvorgänger Johann Friedrich Müller (1718–1780) wirksame Grundlagen geschaffen hatte,<sup>24</sup> dieser Landplage zu Leibe. Mit der Publikation seiner für die Strafrechtspflege bedeutsamen Jauner-, d. h. Gauerlisten, deren letzte noch 1813 erschien, und durch unerschrocken nicht selten unter Lebensgefahr geleitete Einsätze machte „der kleine Oberamtmann aus der württembergischen Provinz“ in Wahrnehmung der „Aufgaben einer – nicht existent – württembergischen zentralen Kriminalbehörde“ Jagd auf die unter Ausnutzung der territorialen Zersplitterung ganze Gegenden terrorisierenden Vaganten. Seine Effizienz dokumentierte nicht zuletzt der Fall des

<sup>20</sup> Berufung: HStA Stuttgart, E 15 Bd. 7\*, Nr. 3908, 6./8. 9. 1814. – Gmelin trat seine Stelle am 8. 9. 1814 an. Von diesem Tag datiert sein Ernennungsreskript (Schwäbische Chronik, 11. 9. 1814, S. 399) und am selben Tag setzen seine Bezüge ein, ausbezahlt vom Kameralamt Oberndorf (StA Sigmaringen, Wü 136/2 T 1, Bd. 2223, Jahresrechnung 1814/15, Bl. 416). – Leonberg: Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972, Redaktion Wolfram Angerbauer, Stuttgart 1996, S. 278 f.

<sup>21</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 41\*, Protokoll zum 13. 4. 1815, Sulz, Nr. 2409.

<sup>22</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, ad Nr. 276.

<sup>23</sup> Dazu generell Gerhard Fritz: Eine Rotte von allerhandt rauberischem Gesindt. Öffentliche Sicherheit in Südwestdeutschland vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des Alten Reiches (Stuttgarter historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte; Bd. 6), Ostfildern 2004, und speziell der Abschnitt „Die Fahndungsmethoden Schäffers“ (S. 588–591).

<sup>24</sup> Siehe die biographische Skizze von Kurt Schuler über Müller in: Sulz (wie Anm. 12), S. 297 f.

Räuberhauptmanns Hannikel, der mit drei Komplizen 1787 in Sulz vor 12 000 Schaulustigen am Galgen endete.<sup>25</sup>

Unter solchen naturgemäß oft ortsfernen Aktivitäten mussten die Amtsgeschäfte zwangsläufig leiden. Aber Schäffer sah den Schwerpunkt seines Wirkens ohnehin eindeutig auf dem Gebiet der Kriminalistik, wie es Winfried Hecht in seinem einfühlsamen Lebensbild herausgearbeitet hat, das die posthumen Vorwürfe aus Stuttgart gegen den engagierten und kompetenten Beamten mit dem bemerkenswerten Organisationstalent relativiert.<sup>26</sup>

Das Ungemach kündigte sich durch eine amtliche Untersuchung an, welche nach einer Anzeige des Sulzer Schlossers Daniel Danner in Gang gesetzt worden war. Auf die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten reagierte Schäffer vermutlich Ende 1813 mit einem Entlassungsgesuch. In dem wohlwollenden Anbringen, mit dem Württembergs Innenminister Graf v. Reischach den Antrag dem König am 6. Januar 1814 vorlegte, kommt zwar die administrative Wertschätzung zum Ausdruck:

*OberAmtmann Schaefer in Sulz, schon 34 Jahre lang auf diesem Posten, hat sich einst durch Aufspürung, Verfolgung und Gefangennehmung von Jauernern und Vaganten ein wirk(liches) Verdienst um jene Gegend mit mancher Aufopferung und Gefahr für ihn selbst erworben: Aber seit einigen Jahren äußert sich bei ihm immer mehr Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte, welche er jetzt in einem Alter von 69 Jahren aus Veranlassung der Kriegszeiten und eingetretener Krankheit selbst bekennt, und worauf er sein allerunterthänigstes Entlassungs-Gesuch gründet, dessen Gewährung sowol ihm als dem Amte, das eines thätigen Mannes sehr bedarf, zu gönnen wäre.*

Einer Entlassung stünde daher *unter Vorbehalt der Verantwortlichkeit für seine frühere Amtsführung*, die den Ersatz seiner *ungebühr(lich) bezogene[n] Emolumente und Nutzungen* bedeute, *kein Hinderniß entgegen*, zumal die durch Danners Eingabe veranlasste Untersuchung, *soviel CommunAdministrationsGegenstände betrifft, geendet* sei, während sie in puncto *FinanzGegenstände* von dem damit beauftragten Landvogteisteuerrat wegen anderer dringenderer Geschäfte noch nicht habe abgeschlossen werden können.

König Friedrich schlug die Supplik jedoch brüsk ab mit dem Bemerkten, solange jemand in Untersuchung stehe, könne er keine Entlassung erwarten. So befand sich Schäffer nominell noch im Amt, als ihn der Tod, von dem es in ei-

<sup>25</sup> Vgl. Eduard Eggers: Oberamtman Schaeffer von Sulz. Ein Zeit- und Lebensbild aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts (Württembergische Neujahrsblätter, N. F. 2), Stuttgart 1897, Zitat S. 68. – In zum Teil enger Anlehnung daran Wilhelm Böhm: Oberamtman Georg Jakob Schaeffer in Sulz a. N. 1745–1814, Sulz a. N. [1935], und Uli Rothfuss: Schaeffer, Räuberfänger, Tübingen 1997. – Das Zitat aus Fritz (wie Anm. 23), S. 589.

<sup>26</sup> Winfried Hecht: Oberamtman Georg Jakob Schaeffer (1745–1814), in: Sulz (wie Anm. 12), S. 331–334. – Kurzer Artikel auch bei Angerbauer: Amtsvorsteher (wie Anm. 20), S. 487.

nem späteren Anbringen des Innenministers hieß, er werde aus Nachlass der Natur *in wenigen Tagen erfolgen*, am 1. September 1814 in Sulz erlöste.<sup>27</sup> Dennoch war der Sterbende am 17. August, vielleicht unter Bezug auf den Besuch des Königs in Sulz im Monat Juli, noch einmal um die Entlassung von seiner Stelle eingekommen.<sup>28</sup>

Über die Untersuchung selbst und die sich daraus ergebenden Weiterungen sind nur noch indirekte Zeugnisse vorhanden; die Akten, welche sowohl kommunale Verwaltungsmaterien ebenso wie Finanzgegenstände betrafen und somit in unterschiedliche Zuständigkeitsbereiche fielen, wurden offensichtlich im Laufe der Zeit von den Behörden vernichtet.<sup>29</sup> Doch lässt sich Wesentliches aus eben diesen Sekundärzeugnissen rekonstruieren, zumal im kommunalen Dokumentationsbereich zum Glück noch manches sichtbar wird, was auf staatlicher Ebene nicht mehr überliefert ist.

Als Hauptquelle für die Vorgeschichte von Lists Kommissionstätigkeit dient ein siebenseitiger Kostenzettel, den ein anderer Kommissar am 1. Mai 1813 parallel zu seinem Abschlussbericht der für die Anordnung der Auszahlung zuständigen Behörde vorlegte und der dann nach der am 4. April 1815 in Stuttgart erfolgten Quittierung durch den Empfänger – so lange währte die Bearbeitung – in der Sulzer Bürgermeisterrechnung des Jahrgangs 1814/15 schließlich verbucht wurde. Der Kostenzettel, der auch den Namen des Untersuchungsführers enthüllt, beginnt mit folgender Darlegung:

<sup>27</sup> Anbringen mit dem Randvermerk des Königs: HStA Stuttgart, E 10 Bü 43, 6. 1. 1814; das spätere Anbringen vom 16. 8. 1814: Ebd. – Das Innenministerium bedient sich durchgehend der Namensform Schaefer/Schäfer. – Laut Auskunft von Frau Kollegin Dorothea Reuter, Landeskirchliches Archiv Stuttgart, war der Todesort Sulz (Sterberegister, Film KB 1960 II Bd. 14, S. 49, Nr. 47), im Gegensatz zu dem in der Literatur auch auftauchenden „Tuttlingen“. Die Todesanzeige in der „Schwäbischen Chronik“ vom 5. 9. 1814, S. 391: „Sulz. Unsern Verwandten, Freunden und Bekannten ertheilen wir hiemit die schmerzliche Nachricht, daß unser herzlich geliebter Gatte, Vater und GroßVater, der OberAmtmann Georg Jakob Schäffer dahier, in dem 70. Jahre seines Lebens an Nachlaß der Natur heute dahin geschieden ist. Wir empfehlen uns alle in die Fortdauer Ihrer Freundschaft und Gewogenheit, und verbitten uns, von Ihrer Theilnahme zum Voraus überzeugt, alle BeileidsBezeugungen. Den 1. Sept. 1814. – OberAmtmännin Schäffer, eine geb. Müller, nebst 4 Kindern, einem TochterMann und 4 Enkeln.“ (Dort am 4. 9., S. 389, auch die Pressemeldung unter „Gestorbene“: „den 1. Sept. zu Sulz, der dasige OberAmtmann Georg Jakob Schäffer, 70 Jahre alt.“)

<sup>28</sup> Zum zweiten Entlassungsgesuch: HStA Stuttgart, E 15 Bd. 7\*, Nr. 3562, Präsentatum 19. 8. 1814. – Königsbesuch: Stadtarchiv Sulz, A/V/3/55, Stadt- und Amtspflegerechnung 1814/15, Bl. 275’.

<sup>29</sup> Nachzuweisen ist z. B. die 1868 erfolgte Kassation einschlägiger Sachakten der 1819–1821 in Rottenburg tätigen Justizretardatenkommission über Prozesse zwischen der württembergischen Oberfinanzkammer wie auch dem Kastenknecht Wörner und den Schäfferschen Relikten in beiden Richtungen: StA Ludwigsburg, E 358 Bd. 3 und 5. – Die Kassation ist in der Vorbemerkung des Repertoriums erwähnt. Den Hinweis auf diesen Bestand verdanke ich Herrn Kollegen Wolfgang Schneider, StA Ludwigsburg.

*Unterzeichneter Stadt-Rechnungs-Revisor Binder erhielt p(er) decretum) augustissimum) de 18. Janr. a(nno) c(urrente) den allergnädigsten Auftrag von König(lich) Hochprei(ß)lichem) Departement des Innern, Section der Commun-Verwaltung, sich nach Sulz zu begeben und sich der Untersuchung der – von dem dortigen Bürger und Schlosser Daniel Danner S<sup>er</sup> Königlichen Majestät immediate übergebenen Klag-Puncten die Stadt-Oeconomie betr. allerunterthänigst zu unterziehen und er hat nun, nachdem das Geschäft beendigt ist und die allerunterthänigste Relation über die Untersuchung übergeben werden kann, folgende Regulativ-mäßige Anrechnungen zu machen.*

Binders *Anrechnungen* beliefen sich auf 347 Gulden 36 Kreuzer und 3 Heller. Bei einer solchen Summe sind, wie es die Gattung verlangt, alle geschäftlichen Aufwendungen penibel aufgeführt. Wenn auch die Akten auf Empfängerseite nicht mehr erhalten sind, so vermitteln doch die Zahlen im Kostenzettel einen nachhaltigen Eindruck von dem Umfang und der Intensität der Untersuchung. Man sieht zum Beispiel, dass Binder in den neun Wochen zwischen dem 29. Januar und 3. April 1813 sieben Berichte erstattet hat, dass allein die *alleru(nterthänigste) Relation*, also der Abschlussbericht, gigantische 151 Folienseiten umfasst, ferner 50 das *KlagProtocoll* und nicht weniger als 167 das *Untersuchungs-Protocoll*, und dass für die Beilagen 119 Bogen aufgewendet werden mussten. Man erfährt aber auch, dass die Hinreise von Stuttgart nach Sulz *bei einer Entfernung von 24 Stunden und den kurzen Januar-Tagen vom 26. bis 28. Janr.* 1813 drei Tage dauerte und dass es auf dieser Fahrt stark schneite.<sup>30</sup>

Von dem in vier Tranchen ausbezahlten Gesamtbetrag lief übrigens die letzte über Friedrich List, wie dessen eigenhändige Aufstellung vom 29. März 1815 bezeugt. Es heißt darin: *Den 29. März an Herrn Revisor Binder geschickt p(er) Commissarius List 58 fl 51 x.*<sup>31</sup> Daraus ergibt sich, dass höchstwahrscheinlich er selber es war, der den Barbetrag am 4. April, so Binders Quittungsdatum, dem Destinatär in Stuttgart aushändigte.

Schon ein Anbringen des Innenministeriums vom 11. November 1814 enthält im Grunde zumindest ein Teilergebnis des durch den neuen Kommissar List von dem früheren übernommenen Verfahrens:

*Eure Königliche Majestät haben unterm 3. Sept. d. J. auf die allerunterthänigste Anzeige von dem Tode des OberAmtmanns Schäfer von Sulz zu be-*

<sup>30</sup> Kostenzettel, geringfügig heruntermoderiert auf 345 fl 15 x: Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 278. – Die entsprechende Verbuchung: Ebd., A/V/2/95, Bürgermeisterrechnung 1814/15, Bl. 421'-423. – Carl Friedrich Binder als Buchhalter in der Kameralrechnungskammer des Finanzdepartements in: *Königlich Württembergisches Hof- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1815*, S. 178.

<sup>31</sup> 29. 3. 1815: Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 279 (List-Autograph). Ferner: Ebd., A/V/2/95, Rapiat, Bl. 209.

*fehlen geruht, daß die Untersuchung der gegen diesen Beamten angebrachten Delaten fortgesetzt werden solle. Diese Untersuchung ist nun beendigt und das Resultat derselben geht dahin, daß zwar einige der vorgebrachten Denuntiationen ungegründet erscheinen, oder unerwiesen blieben, dem OberAmtmann Schäfer jedoch manche eigenmächtige und ordnungswidrige Handlungen zur Last fallen, welche, wenn nicht sein Tod erfolgt wäre, ein Straf-Erkenntniß gegen denselben begründen würden. Dieses fällt nun zwar durch den Tod des zu Bestrafenden hinweg; hingegen sind von der Verlaßenschaft des OberAmtmanns Schäfer manche illegal von demselben bezogenen Posten zu ersetzen und wird dieser Verlaßenschaft auch der größte Theil der Untersuchungskosten zur Bezahlung zuzuscheiden seyn. Da jedoch hierbei mancherlei RechtsVerhältnisse zur Sprache kommen; so dürfte die Erledigung dieser Punkte dem Königlichen Justiz Departement zu übertragen seyn.*<sup>32</sup>

Die Kommissionsuntersuchung in Sachen Schäfer galt also, wie hier berichtet, im November 1814 als beendigt. Diese Beurteilung war allerdings verfrüht. Das beweist ein Kostenzettel vom 29. März 1815, auf den noch einzugehen ist.

Seinen abschließenden Schriftsatz hat List erst mit Datum vom 27. März 1815 erstattet.<sup>33</sup> Diese *Executionsrelation* ist mit den zahlreichen Beilagen, deren Zählung mindestens bis zum Buchstaben N ging, recht umfangreich gewesen: Nach der Abrechnung des Dekopisten umfasste sie 32 Blatt.<sup>34</sup> Ihr Inhalt bleibt jedoch unbekannt, da auch sie sich offenbar nicht erhalten hat. Ebenso verloren gingen die *Akten über die Retardate des vormaligen OberAmtmanns Schäfer zu Sulz*, die auf der Dokumentationsebene der Regierung für den Schwarzwaldkreis in Reutlingen 1824 noch existierten.<sup>35</sup> Aus dem Protokoll der Kommunverwaltungssektion und vor allem aus ihrem in Kopie erhaltenen Anbringen an das Innenministerium vom 21. April 1815 ist aber immerhin zu erfahren, dass die

*von List getroffenen Verfügungen wegen des Einzugs der SteuerRückstände in Sulz auch in den übrigen Orten des Oberamtsbezirks in Anwendung gebracht werden sollten. Auch seien durch die von dem Commissär List vorgenommene weitere Untersuchungen [...] gegen die OrtsVorsteher in Sulz*

<sup>32</sup> HStA Stuttgart, E 10 Bü 43, Anbringen des Innenministeriums vom 11. 11. 1814. – In der Tat sind die Untersuchungsakten dem Justizministerium zur vorläufigen Verfügung übergeben worden. (StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 39\*, Protokoll zum 3. 12. 1814, Nr. 8079.)

<sup>33</sup> Das Datum ist überliefert in StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 41\*, Protokoll zum 22. 4. 1815, Sulz, Nr. 2798.

<sup>34</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, ad Nr. 276.

<sup>35</sup> HStA Stuttgart, E 150 Bü 1467, Unterfasz. Sulz, Qu. 24. – Sie könnten zu den Akten des Oberamts Sulz gehört haben, die 1844 im Gewicht von 14 Zentnern und 42 Pfund zu 5 fl 12 x verkauft worden sind. (Ebd., Bü 1472/1, Unterfasz. Sulz, 3. 7. 1844.)

*keine weitere Verfehlungen erhoben worden, u. da überhaupt denselben bei der ganzen Untersuchung durchaus keine betrügliche Handlungen, sondern blos Nachläs[s]igkeit u. Eigenmächtigkeiten zur Last gefallen sind, welche überdiß in der [gestrichen: schlaffen] sorglosen und willkührlichen Geschäftsführung des verstorbenen Oberamtmanns Schäfer ihren ersten u. vorzüglichen Grund gehabt haben, so möchte es bei dem ihnen bereits zuerkannten Antheil an den Commissionskosten sein Bewenden haben können.*<sup>36</sup>

Während also die *Nachläs[s]igkeit u. Eigenmächtigkeiten* der Ortsvorsteher außer dem *Antheil an den Commissionskosten* keine weiteren finanziellen Restitutionen zur Folge haben sollten, wurden die *Schäfferschen Relicten*, wie die Erben in den Quellen wiederholt apostrophiert werden, zum Ersatz widerrechtlich bezogener Einkünfte ihres Familienoberhaupts herangezogen.

Diese Personengruppe bestand beim Tod des Hausvaters, der am 28. 6. 1745 in Ottenhausen bei Neuenbürg in einer Pfarrersfamilie zur Welt gekommen war, aus dessen am 28. 5. 1746 geborener Witwe Eberhardine Luise geb. Müller, mit der er am 11. 4. 1780 sofort nach seiner Bestallung zum Sulzer Oberamtmann die Ehe eingegangen war, sowie aus den drei damals noch ledigen Kindern Charlotte (\* 11. 4. 1784), Carl (\* 17. 4. 1791) und Ludwig (\* 19. 3. 1797). Die älteste Tochter Louise (\* 14. 2. 1782) war schon seit 1802 mit dem *Associé der Ziegelfabrik in Heydenheim* Christian Friedrich Mebold verheiratet und wohnte seit 1809 in Heidenheim.<sup>37</sup> Den Inventur- und Teilungsakten<sup>38</sup> lässt sich entnehmen, dass der Sohn Carl, welcher 1814 Oberamtsaktuar in Heidenheim, 1819 Oberamtsgerichtsverweser in Leutkirch und 1828 Oberamtsrichter in Künzelsau war, die Richter- und der jüngste Sohn Louis,

<sup>36</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 41\*, Protokoll zum 22. 4. 1815, Sulz, Nr. 2798, Lists Verfügungen: Punkt 1, Ortsvorsteher: Punkt 2 (Dr. Oeffingers Referentenkonzept des am 24. 4. 1815 expedierten Anbringens).

<sup>37</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Familienregister Sulz, Film KB 1961, Bd. 22, S. 760. Hier auch der Nachweis, dass Carl Schäffer 1819 und sein Bruder Ludwig 1822 heirateten. – Die Eheschließung ihrer Schwester Lotte von 1820 dagegen bei Ferdinand Friedrich Faber (Hrsg.): Die Württembergischen Familien-Stiftungen [...], 3. Heft, Stuttgart 1853, S. 157, § 528. (Bei Faber auch weitere genealogische Angaben zur Familie Schäffer.)

<sup>38</sup> Stadtarchiv Sulz, A/III/5/118 vom 17. 10. 1814 (für den Oberamtmann) und A/III/5/123 vom 29. 9. 1819 (für dessen am 13. 9. 1819 verstorbene Witwe). – Für angenehme Benutzungsmöglichkeiten im Stadtarchiv Sulz habe ich Herrn Kollegen Paul T. Müller sehr zu danken, der auch die Vorlage für die Abb. 1 freundlichst zur Verfügung stellte und sich an der zuletzt unter Zeitdruck stehenden Fahndung nach List-Spuren in den Bürgermeisterrechnungen engagiert beteiligte, was auch auf seinen Mitarbeiter Herrn Herwart Kopp zutrifft. – An dieser Stelle eine Bemerkung zur Terminologie der Sulzer Primärquellen: In der maschinenschriftlichen Beständeübersicht des Stadtarchivs von 1952 wird die Serie A/V/2 als „Bürgermeisterrechnungen“ und die Serie A/V/3 als „Stadt- und Amtspflegerechnungen“ bezeichnet. Der vorliegende Beitrag verwendet zum leichteren Auseinanderhalten der beiden Serien auch die Begriffe „Stadtpflege“ für A/V/2 und „Amtspflege“ für A/V/3.

zunächst Leutnant in der Garnison Ulm, dann Oberleutnant in Esslingen, die Militärlaufbahn eingeschlagen haben.

Dass sich Schäffers Erben gegen die Rückzahlungsaufgaben wehrten, wie übrigens auch andere Beschuldigte,<sup>39</sup> ist nicht weiter verwunderlich. Über ihre Höhe schweigen sich die eingesehenen staatlichen Quellen aus, aber man wird nicht fehlgehen, die 6 000 Gulden, die 1814 in der Inventur- und Teilungsakte des verstorbenen Oberamtmanns als nicht näher spezifizierte *Passiva* vom gemeinschaftlichen, 32 666 Gulden 24 Kreuzer betragenden Erbe abgezogen wurden, als vorsorgliche Reserve für die zu erwartenden Forderungen Württembergs zu werten. Von dem beachtlichen Vermögen hatte die Familie also fast ein Fünftel dafür vorgehalten. Dies kann durchaus als Schuldeingeständnis gesehen werden, für welches der rechtskundige Sohn Carl – er hatte in Tübingen ein sechssemestriges Jurastudium absolviert<sup>40</sup> – bei Mutter und Geschwistern um Verständnis erworben haben mochte.

Zur Abwehrstrategie der *Schäfferschen Relikten* überliefert ist zum Beispiel die Tatsache eines Nachlassgesuchs von 1815 sowie einer Eingabe von 1816 wegen des an die Geist- u. Erlachersche Armenstiftung in Sulz zu leistenden Ersatzes.<sup>41</sup> Von ihren Prozessen mit der Oberfinanzkammer war schon kurz die Rede. Weiteres kann dem Rechnungenbestand im Stadtarchiv Sulz entnommen werden und Details sind auch aus den Unterlagen der Sektion der Krondomänen im Finanzministerium zu erschließen.<sup>42</sup> Mit Friedrich List hatten diese Auseinandersetzungen freilich nichts mehr zu tun.

## 2.2. Die chaotische Oberamtsregistratur

Eine der sicher unangenehmsten Überraschungen, die auf den jungen Kommissar in Sulz warteten, lag in der *grosen Confusion* der Oberamtsregistratur. Dieser Zustand war höheren Orts bekannt, denn Lists Auftrag erstreckte sich wörtlich, wie bereits zitiert, auch auf die *Herstellung der Ordnung in der O(ber)AmtsRegistratur*.

<sup>39</sup> So lehnte das Innenministerium die Bitte des Sulzer Bürgermeisters Silberradt kategorisch ab, *ihn von der Theilnahme an den Oberamtmann Schäfferschen Untersuchungskosten freizusprechen*. (StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 42\*, Protokoll zum 29. 7. 1815, Sulz, Nr. 3245.)

<sup>40</sup> Immatrikulation am 27. 10. 1808: Die Matrikeln der Universität Tübingen, Bd. 3: 1710–1817, bearb. v. Albert Bürk u. Wilhelm Wille, Tübingen 1953, S. 444, Nr. 40406. – Laut Auskunft meiner stets hilfsbereiten früheren Mitarbeiterin Frau Irmela Bauer-Klöden weisen ihn die Studentenverzeichnisse bis einschließlich Sommersemester 1811 nach (UnivA Tübingen, 5/51). Das Abschlussexamen an der Juristenfakultät bestand er am 14. 3. 1812 (ebd., 73/1, Bl. 267 und 277).

<sup>41</sup> 1815: HStA Stuttgart, E 221 II Bd. 232\*, Direktorium des Finanzministeriums, Bl. 145. – 1816: Ebd., Bl. 211. – 1815 auch ebd., Bd. 87\*, Diarium des Finanzministeriums, Bl. 525<sup>r</sup>.

<sup>42</sup> StA Ludwigsburg, D 37 II, Bd. 241, z. B. Tagebuchnummern 2908, 3583, 3766, 4677, 4902, 6970, 8106; Bd. 243, Nr. 3507, 5889.

Für diese Aufgabe war der junge Mann bestens gewappnet, denn schon an seiner voraufgehenden Stelle in der Oberamtei Tübingen, an der er von 1811 bis 1814 tätig war, erwarb er sich Meriten bei dieser Einrichtung, deren Funktion als Gedächtnis der Verwaltung nicht immer richtig eingeschätzt wurde. Kurz vor Antritt seiner neuen Stelle in Sulz ist in den Akten die Rede von Lists Remuneration für die Ordnung der zerrütteten Tübinger Oberamtsregistratur.<sup>43</sup> Und kurz nach Aufnahme seiner Sulzer Verwaltungsgeschäfte muss er, wie bereits eingangs erwähnt, in einem bestimmten Fall die vorgesetzte Dienststelle um ihre Kanzleiakten bitten, da er die örtlichen Vorakten *wegen der Confusion in der Registratur [...] nicht finden kann*.<sup>44</sup> Unter diesen unhaltbaren Verhältnissen hatte auch schon Lists Vorgänger auf dem Posten eines Kommissars gelitten. Dies ist aus Binders Kostenzettel vom 1. Mai 1813 zu ersehen, in welchem ausdrücklich kritisiert wird, die Untersuchung sei wegen der *in den Sulzer Registraturen herrschenden großen Unordnung sehr beschwerlich* geworden.<sup>45</sup>

Mit gewohnter Verve muss sich List dann diesem Auftrag gewidmet haben. Jedenfalls brachte er in den wenigen Monaten trotz vieler anderer Verpflichtungen ein achtbares Ergebnis zustande. Davon zeugen ein elfseitiges Verzeichnis *Registratur des OberAmts Sulz a/N, wie sie im Jahr 1814 eingerichtet und bis 1822 vervollständigt wurde*,<sup>46</sup> und von List eigenhändig beschriftete, noch vorhandene Aktenumschläge.<sup>47</sup> Belegt ist auch der Abschluss eines Akkords des Sulzer Oberamtmanns Gmelin und des Kommissärs List mit dem Acciser Kopp von Sulz über das Anfertigen von Namensregistern aus allen Unterlagen zwischen 1800 und 1815<sup>48</sup> sowie die *Belohnung des Oberamtsactuars List für die Einricht(ung) der O(ber)AmteiRegistratur in Sulz*.<sup>49</sup>

Noch im April 1815, und das hat sicher mit List zu tun, befasst sich das Finanzministerium mit der *OberamteiRegistraturEinrichtung*, für welche zwei neue Registraturkästen anzuschaffen beantragt wird.<sup>50</sup> Über diese Einrich-

<sup>43</sup> HStA Stuttgart, E 146 Bü 218, 5, Nr. 7947.

<sup>44</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 10. – Hier auch der Ausdruck von der *grosen Confusion*.

<sup>45</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 278.

<sup>46</sup> HStA Stuttgart, E 150 Bü 1467, Unterfasz. [I], Nr. 16, Sulz, 10. 12. 1822.

<sup>47</sup> So in: StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 17, 55 und 56.

<sup>48</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 22, Nr. 2, 28. 3. 1815. Der Acciser ist offensichtlich mit Heinrich Kopp identisch, der tags darauf als Dekopist von Lists Untersuchungsunterlagen in den Akten auftritt (vgl. Anm. 22).

<sup>49</sup> HStA Stuttgart, E 221 II Bd. 87\*, Bl. 314', Nr. 4201, 22./24. 4. 1815. – Analog auch: StA Sigmaringen, Wü 136/2 T 1, Kameralamt Oberndorf, Bd. 2224, Jahresrechnung 1814/15, Bl. 331. – Die Titulierung Oberamtsaktuar kann nichts mit Sulz zu tun haben, wo diese Funktion damals von Lists Freund Johannes Schlayer ausgeübt wurde; vielmehr bezeichnet sie den in Tübingen innegehabten Posten, für dessen offizielle Führung List allerdings erst mit dem Aktuarexamen vom September 1814 die vorgeschriebenen Voraussetzungen geschaffen hatte.

<sup>50</sup> StA Ludwigsburg, D 37 II, Bd. 243, 18. 4. 1815, Tagebuchnummern 4946 und 4974.

tung heißt es viele Jahre später in einer Relation der Kreisregierung Reutlingen an das Innenministerium:

*[A]us den früher verhandelten Akten ergibt sich: daß die Registratur zu Sulz, welche von dem verstorbenen Oberamtmann Schæffer daselbst im Jahr 1813 in großer Unordnung zurückgelassen wurde, im Jahr 1815 durch einen Commissarius List systematisch geordnet, jedoch kein Repertorium von demselben, sondern blos eine Uebersicht der Rubriken an dessen Stelle gefertigt worden ist.*

*Die Kosten für die Ordnung der Registratur wurden theils von den Relicten des vormaligen Oberamtmanns Schæffer, theils von der StaatsCasse bestritten, wie einem hohen Ministerium aus den dießfalls erstatteten früheren Berichten bekannt ist.<sup>51</sup>*

### 2.3. Grenzstreitigkeiten

Unter den Retardaten, zu deren Aufarbeitung nach Schäffers Ableben eigens ein Kommissar bestellt worden war, lag bei dem einzigen Fall, welcher internationale Hoheitsfragen betraf, eine besondere Dringlichkeit vor. Es ging um die Berichtigung der Grenzen bei dem Weiherhof auf der heutigen Gemarkung Mühlheim am Bach. Zu der Vorgeschichte äußerte sich List am 24. November 1814 in einem ersten Bericht wie folgt:

*Euer Königlichen [sic] Majestät haben per Resc(riptom) d(e) d(ato) 24. Decbr. 1813 dem verstorbenen OberAmtmann Schæffer dahier den Auftrag ertheilt, in Betreff der durch das KameralAmt Horb in Anregung gekommenen TerritorialStrittigkeit mit dem Fürstenthum Sigmaringen über einen Theil des Königlichen DomainenGuts Weiherhof nähern allerunterthänigsten Bericht zu erstatten.*

*Diese allerunterthänigste BerichtsErstattung wurde indessen unterlassen und als ich, zu Erledigung der GeschäftsRückstände des verstorbenen Oberamtmanns Schæffers [sic] allergnädigst beauftragt, hieber kam, fand ich, daß in dieser Sache durchaus nichts geschehen war. Die Wichtigkeit der Sache veranlaßte mich, dieselbe vor andern dringenden Geschäften vorzunehmen, zumal da sie neuerlich wiederholt allergnädigst monirt wurde.<sup>52</sup>*

<sup>51</sup> HStA Stuttgart, E 150 Bü 1472/1, Sulz, Qu. 1, 27. 1. 1832.

<sup>52</sup> Zitiert nach der Ausfertigung (mit Lists Unterschrift): StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 12, Libell. – Lists 28 Seiten umfassender eigenhändiger Entwurf: StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 9, Unterfasz. 1 (Streit der württembergischen Krone gegen Sigmaringen/Hohenzollern wegen des Domänenguts Weiherhof, 1806–1830), Qu. 16 (List-Autograph). – Oberamtmann Schäffer hatte allerdings am 14. 7. 1814 um eine vierwöchige *Dilation zur Bericht-erstattung* gebeten, die am 26. 7. auch bewilligt wurde: StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 1, und StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 9, Unterfasz. 1, Qu. 12.

Mit der Mahnung war die am 21. Oktober 1814 eingegangene ultimative Berichts-anforderung des Innenministeriums vom 11. des Monats gemeint, worauf List, der *wegen der Confusion in der Registratur* die Ämterakten nicht finden konnte, anderntags zuerst, wie bereits erwähnt, die Kanzleiakten erbiten musste, die denn auch aus dem *HauptActenDepot* in Stuttgart ausgehoben und ihm schließlich unter dem 20. Februar 1815 übermittelt wurden.<sup>53</sup> Aus ihnen war ersichtlich, dass die Gemeinde Mühlheim und ihretwegen das Haus Württemberg als Landesherrschaft *verschiedene Waidgangs- und Bann- oder GränzIrrungen* sowohl mit dem inzwischen aufgehobenen Frauenkloster Kirchberg, das früher von dem Erzhaus Österreich vertreten wurde, als auch mit den sigmaringischen Gemeinden Empfingen und Weildorf hatte, weshalb es 1795 auch zu einer Konferenz der Beteiligten gekommen war.

Die demnach schon länger anhängige Sache konnte allerdings auch List während seines kurzen Einsatzes in Sulz nicht abschließen. Dass er sich ihrer jedoch intensiv annahm, lag in seiner Natur des energischen Zupackens, das die Quellen in vielen Einzelheiten widerspiegeln. Nachdem er dem Ministerium am 14. Dezember 1814 unter Berufung auf seinen ersten Bericht zwei ältere Aktenstücke übersandt hatte, die ihm erst am Vortag vom Kameralamt Oberndorf als Sulzer Oberamtsprovenienzen zugestellt worden waren,<sup>54</sup> brachte er nach mehreren Lokalterminen, unter anderem mit dem Horber Kameralverwalter Dibold, einen zweiten Bericht an die Sektion der Innern Administration von sage und schreibe 61 Folioseiten zu Papier, dessen Ausfertigung er am 10. März 1815 unterzeichnete. Bei dem enormen Aufwand in der Sache liegt übrigens die Annahme nahe, dass er für dieses spezielle Betätigungsfeld die Diäten, wie die Tagegelder auch genannt wurden, der württembergischen Krondomänensektion in Rechnung stellte.<sup>55</sup> Schon aus dem Rubrum über diesem Bericht lässt sich ein Bild der Materie gewinnen:

*OberAmtsCommissarius List zu Sulz legt in Folge allergnädigsten Decrets vom 20. Febr. d. J. et præs(ertirt) d(en) [folgt Lücke für das Datum] eine Aktenmäßige geschichtliche und rechtliche Darstellung der Gränzstrittigkeiten zw(ischen) der Krone Württemberg und dem Fürstenthum Sigmaringen in der Gegend der König(lichen) Domainen Güter Weiherhof u. der ehemals vorgewalteten Waidgangsstrittigkeit zwischen der Gemeinde Mühlheim*

<sup>53</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 16.

<sup>54</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 9, Unterfasz. 1, Qu. 18 (List-Autograph).

<sup>55</sup> Die Durchsicht der Diarien beider Abteilungen dieser Sektion des Finanzministeriums im StA Ludwigsburg (D 37 II, Bd. 241 und 243) zwischen Februar und Juni 1815 führte freilich zu keinem Nachweis.

*am Bach u. dem aufgehobenen Frauenkloster Kirchberg allerunterthänigst vor.*<sup>56</sup>

An dieser überaus detaillierten Relation bemängelte das Ministerium fast anderthalb Jahre später, man habe den Oberamtsbericht über den Stand der Grenzdifferenzen mit Sigmaringen und insbesondere hinsichtlich einer von dem vormaligen Kommissar List gar nicht erwähnten Gipsgrube für *nicht genügend* gefunden.<sup>57</sup>

List blieb mit den unerledigten Territorialangelegenheiten auch nach seiner Sulzer Zeit noch befasst. Das belegen zwei Dokumente von seiner Hand, geschrieben 1816 zu Stuttgart. Mit dem einen, einer Anzeige an die Ministerialabteilung der Innern Administration, wies der inzwischen zum Rechnungsrat im Innenministerium Avancierte als vormaliger Commissarius auf den früheren Ehinger Oberamtsrat und jetzigen württembergischen Oberregierungsrat Johann Thaddäus von Entreß hin, von dem als ehemaligem österreichischem Kommissar der älteren Verhandlungen der meiste Aufschluss zu erhalten sein dürfte.<sup>58</sup> Das andere, eine an *S(ein)e Wohlgebohren / Herrn Dr. Pistorius / in Sulz* adressierte und von dem Empfänger in der Sulzer Oberamtei zu den Akten genommene Mitteilung, enthüllt darüber hinaus eine bislang unbekannte Freundschaft.

Dieses Schreiben mit seiner sympathischen Selbstpersiflage und den diskreten Anspielungen des mittlerweile bald siebenundzwanzigjährigen Junggesellen auf das schöne Geschlecht hat folgenden Wortlaut:

*Stuttgart den 24. Jun. 1816*

*Mein lieber Freund!*

*Wenn ich noch wäre wie ich gewesen bin, so hätte ich Dir längst Deinen Brief beantwortet. Aber ich muß Dir gestehen, seit man RechnungsRath geworden ist, hat man sich in den bedächtlichen wohlüberlegten KanzleyGeschäftsgang allbereits dergestalt eingewöhnt, daß man nicht vermag irgend eine Antwort von sich zu geben, bevorab u. dann allerwenigst 4 Wochen verfloßen sind.*

*Die befragliche Sache (: rükantwortlich zu erwidern :) steht eigentlich noch in gar keinen Terminis. Ich habe in der erwähnten Grenzstrittigkeit einen Brief und eine sehr detaillirte Deduction geschrieben. Als ich solches*

<sup>56</sup> Ausfertigung: StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 17, Libell (von Schreiberhand mit Lists Unterschrift). – Entwurf: StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 9, Unterfasz. 1, Qu. 20 (List-Autograph). – Fehlanzeige bei Hugo Pawlecki: Ortschronik von Mühlheim am Bach, Horb 1972.

<sup>57</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 9, Unterfasz. 2 (Ausgleichung des Staatsgebiets zwischen Württemberg und Hohenzollern, 1812–1859), Qu. 3, 14. 8. 1816. – Wesentlich dürfte gewesen sein, dass mit der Gipsgrube eine Gipsmühle zusammenhing.

<sup>58</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bü 48, Qu. 36, 4. 10. 1816 (List-Autograph). – Entreß hatte übrigens Lists Prüfungszeugnis vom 29. 9. 1814 mitunterzeichnet (Gehring, S. 50).

*schrieb, vermeinte ich um meiner in causa erworbener Verdienste u. aufgewendeter vieler Gelehrsamkeit willen zum wenigsten OberAmtmann u. Ritter zu werden. Es ist aber bis anjezo nichts erfolgt u. scheint beydes unbeachtet geblieben zu seyn. Ich habe alles gethan, um die Sache klar u. erschöpft darzustellen, die OberRegierung aber – hat alles liegen lassen. Die Akten werden sich in der Registratur in dem Fach Verhältnisse mit angränzenden Staaten – Gränzstrittigkeiten vorfinden.*

*Es wäre also an die Sect(ion) der innern Administr(ation) zu berichten: daß die Sache bey ihro, der innern Administration selbst, in terminis stehe.*

*Grüße mir alles herzlich, was sich meiner erinnert. Die ungeduldigen Schönen wirst Du hoffentlich zu entschädigen u. zu trösten wissen. Lebe wohl.*

*Dein Fr(eun)d*

*List*<sup>59</sup>

Der Adressat war zweifelsfrei Carl Friedrich Pistorius. Am 30. Mai 1789, mit-hin im selben Jahr wie List, zu Stuttgart als Sohn eines Regierungssekretärs geboren, studierte er von 1807 bis 1811 die Rechte in Tübingen – der von List in der Außenadresse gebrauchte Dokortitel war jedoch ein schmeichelhaftes, der Realität nicht entsprechendes Attribut –, bekleidete anschließend bis 1813 in Herrenberg, wo er offenbar seine spätere Frau Caroline Roser kennenlernte, die Stelle eines Oberamtsaktuars, diente dann bis 1814 im württembergischen Militär als Auditor und war 1816 *OberamtsAssistent zu Sulz*, womit sich auch Lists Brief erklärt. Pistorius wurde nach Stationen in Aalen, Heidenheim und Esslingen 1819 Oberamtsrichter in Neuenbürg, von wo er 1831 in gleicher Eigenschaft nach Leonberg wechselte. Gestorben ist er am 24. Februar 1862 in Stuttgart.<sup>60</sup>

## 2.4. Andere Verwaltungsaufgaben

Ein Schlüsselerlebnis politischer Art dürfte Friedrich List am 4. Februar 1815 gehabt haben. An diesem Sonnabend traf beim Oberamt Sulz aus Rottenburg folgender Befehl der Landvogtei des mittleren Neckars vom Vortag ein:

<sup>59</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 9, Unterfasz. 1, Qu. 21 (List-Autograph; Hervorhebungen in der Vorlage durch Unterstreichen).

<sup>60</sup> Die Vita, einschließlich des Zitats: HStA Stuttgart, E 301 Bü 908 (Nationallisten des Justizministeriums), Buchstabe P, Bl. 7. – Zum Studium: 1) Matrikel Tübingen (wie Anm. 40), S. 437, Nr. 40282, Immatrikulation 22. 10. 1807; 2) Abschlusszeugnis der Juristenfakultät vom 4. 2. 1811 (UnivA Tübingen, 73/1, Bl. 250). – Sterbedatum und -ort bei Ernst Hahner: Ortssippenbuch der ehemaligen Oberamtsstadt Neuenbürg, Pforzheim 1997, S. 376, worauf mich freundlicherweise Herr Kollege Michael Bing vom Landeskirchlichen Archiv Stuttgart aufmerksam machte.

269. *Zinn*  
 Königlich Lößlichen Oberamt  
 Pölg.

præs. von 4. febr.

Am 4. Febr. ist  
 die hiesig. Ordlung mit  
 der Kräftung überein diese  
 of. Mündt. in. besondt.  
 Gesandte beauf. zu  
 unse. hies. Lande  
 vürke merkwürdige. Ueber  
 hie von dem Aufseher  
 post. i. hiesigen. des. hiesigen  
 des. hiesigen. publie.

Dem Königlichen Lößlichen Oberamt wird in Gemäßheit des allerhöchsten Rescripts des Königlichen Ministerium[s] des Innern d(e) d(at)º 1<sup>ten</sup> et præsentirt) den 3<sup>ten</sup> d. M. in dem Anschlusse eine Anzahl von Exemplarien von dem allerhöchsten GeneralRescript, die Wahl der Repräsentanten zur Stände-Versammlung betreffend mit dem Auftrage zugestellt, daß an jedem Ort des Oberamts oder nach Beschaffenheit der Umstände mehrere Exemplarien abgegeben werden sollen, und das Königliche Lößliche Oberamt sich auf das Genaueste nach diesem allerhöchsten GeneralRescript zu benehmen habe.

Pölg den 4. Febr. 1815  
 Landrath Hermann  
 v. H.

Abb. 2: Lists Randvermerk über die Verlesung des Königlichen Manifests zur Einberufung des Landtags.

Dem Königlichen Lößlichen Oberamt wird in Gemäßheit des allerhöchsten Rescripts des Königlichen Ministerium[s] des Innern d(e) d(at)º 1<sup>ten</sup> et præsentirt) den 3<sup>ten</sup> d. M. in dem Anschlusse eine Anzahl von Exemplarien von dem allerhöchsten GeneralRescript, die Wahl der Repräsentanten zur Stände-Versammlung betreffend mit dem Auftrage zugestellt, daß an jedem Ort des Oberamts oder nach Beschaffenheit der Umstände mehrere Exemplarien abgegeben werden sollen, und das Königliche Lößliche Oberamt sich auf das Genaueste nach diesem allerhöchsten GeneralRescript zu benehmen habe.

Auf dieses Begleitschreiben setzte List in der ihm eigenen schwungvollen, unverkennbaren Handschrift<sup>61</sup> den von ihm signierten Randvermerk:

*Den 4. Febr. 15.*

*An sämt(liche) OrtsVorsteher mit dem Auftrag übergeben, dieses a(ller)b(öchste) Manifest der versammelten Gemeinde bekannt zu machen. Hier wurde dieses merkwürdige Aktenstück von dem Rathause herab in Beyseyn des Magistrats der Bürgerschaft publicirt.*<sup>62</sup>

Bei dem Manifest handelte es sich um das Generalreskript des Königs vom 29. Januar. Es ist nicht ausgeschlossen, dass List das *merkwürdige Aktenstück* – „merkwürdig“ im Sinne von „denkwürdig“ – von der Altane des Sulzer Rathauses herab selber verlesen durfte. Wie auch immer, jedenfalls markiert die öffentliche Publikation der Bestimmungen über die Wahl der Repräsentanten in den einzelnen Oberamtsbezirken zur bevorstehenden Ständeversammlung höchstwahrscheinlich den Beginn von Lists Arbeit an der eingangs erwähnten „Sulzer Adresse“.<sup>63</sup>

Ferner gehörten zu den im Oberamt von List bearbeiteten Fällen Konskriptionsverhältnisse, Straßenbaufragen, Reisepassangelegenheiten, ein Kassenrest zu Vöhringen, die Allmendnutzung in Weiden sowie Heimatrechtsfragen in Gundelshausen und Rosenfeld.<sup>64</sup>

Eindeutig auf Lists Initiative ging jedoch nicht lange nach Antritt seines Kommissariats die Einberufung einer Amtsversammlung zurück, die am 2. November 1814 in Sulz stattfand. Im Zusammenhang mit einer Reise-

<sup>61</sup> Vgl. den paläographischen Abschnitt „Ein methodischer Neuanatz: Lists Autographen“ in: Volker Schäfer: *Neue Funde zu Friedrich List* (Folge VII: Blaubeuren 1805–1809, Friedrich Lists erste Station im württembergischen Verwaltungsdienst), wie Anm. 1, S. 86–93.

<sup>62</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 17, Unterfasz. 5. (Hervorhebung in der Vorlage durch Unterstreichen.)

<sup>63</sup> Für Spezialforschungen hier der Hinweis, dass der Innenminister am 10./11. 3. 1815 dem Konferenzministerium zwei Exemplare einer zu Sulz verbreiteten Flugschrift vorlegte, von denen *das eine Exemp(lar) [...] S. K. M. ad Manus behalten* habe. (HStA Stuttgart, E 15 Bd. 8\*, Nr. 1322.) – In der Sulzer Stadt- und Amtspflegerechnung 1814/15 sind 1 fl 21 x verbucht für 3 Abschriften einer 9 Folien starken *Petitio zur Ständeversammlung*. (Stadtarchiv Sulz, A/V/3/55, Beilagen zur Stadt- und Amtspflegerechnung 1814/15, Nr. 254.)

<sup>64</sup> Konskription: Gehring, S. 436, Anm. 183; Straßen: Ebd., S. 65 (hinter dem Wort „Passivposten“ ist zu ergänzen „nunmehr“, Quelle: Stadtarchiv Sulz, A/V/3/55, Beilagen zur Stadt- und Amtspflegerechnung 1814/15, Nr. 317); Verzeichnis der Reisepässe: StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 80, 31. 10. 1814 u. ö.; Vöhringen: StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 39\*, Protokoll zum 8. 11. 1814, Nr. 7355; Weiden: StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 59, Unterfasz. 1814, 29. 12. 1814; Gundelshausen: Ebd., Unterfasz. 1815, 25. 1. 1815; Rosenfeld: Ebd., Unterfasz. 1816, 22. 12. 1814. – Die wenigen Inserate, die das Oberamt Sulz zwischen Oktober 1814 und Mai 1815 in die „Schwäbische Chronik“ einrückte, sind ohne erkennbaren Bezug zu List.

kostenrechnung des Leiters der Landvogtei am mittleren Neckar schrieb nämlich der neue Oberamtmann Gmelin am 14. Januar 1815 aus Sulz:

*Euer Königliche Majestät haben allergnädigst den RechtsCandidaten List als Commissarius theils zu SteuerExekutionen theils zu andern oberamtlichen GeschäftsRetardaten hieher zu beordern geruht. In der ersten Eigenschaft hat derselbe eine AmtsVersammlung abhalten lassen, um seine Unternehmungen über diesen allerhöchsten Auftrag derselben bekannt zu machen, und die OrtsVorsteher zu kräftiger Mitwirkung zu erinnern. Um dieser Verhandlung mehr Nachdruck zu geben, hat das OberAmt und der Commissarius den Landvogt, Kammerherrn v. Stain in Rottenburg requirirt, dieser AmtsVersammlung anzuwohnen und miteingreifenden Vortrag zu machen.<sup>65</sup>*

Schon in der dieser Zusammenkunft unmittelbar vorausgehenden Amtsversammlung vom 16. September 1814, welche nicht der bereits ernannte neue Oberamtmann leitete, sondern der noch amtierende Oberamtsverweser Schmid, war den Stadt- und Amtsdeputierten ganz im Sinne des späteren Kommissionsauftrags die ihnen für den Steuereinzug zur Verfügung stehenden Mittel und ihre persönliche Verantwortung *eindringendst* vor Augen geführt worden:

*Bei den in dem hiesigen Oberamt so sehr hoch gestiegenen Steuer-Ausständen wurde von Seiten des Königlichen) Oberamts den samt(lichen) Stadt und AmtsVorsteher die eindringendste Vorstellung gemacht, alle Fleiß u. Aufmerksamkeit zu verwenden, um diese zum Nachtheil des gesamten Stadt u. Amts hinhengende Ausstände zum Einzug zu bringen. Insbesondere wurde denselben nachdrücklich insinuirt, ohne alle persönliche Rücksicht von denjenigen Mittel Gebrauch zu machen, die ihnen als Vorsteher bei SteuerAusständen zu Gebott stehen, nemlich wann der GüterVerkauf nicht zu dem gewünschten Zweck führen sollte, mit dem Verkauf der Mobilien, Früchten, Vieh u. andern verkäuflichen Objecten vorzugehen, bei Verkäufen, GeldAufnahmen, Vermiethungen u. dergl. die Gelder mit Arrest zu belegen, u. immer einen verhältnißmäßigen Theil zu Tilgung des SteuerRückstands zu verwenden, u. dadurch den Einzug mit Ernst u. Nachdruck um so mehr ins Werk zu sezen, als die Vorsteher persönlich dafür verantwortlich sind, u. das Oberamt alle Zeit an sie zu recurriren genötiget ist.<sup>66</sup>*

Die fragliche Sitzung vom 2. November im Beisein von *Herrn LandVogt v. Stains Gnaden, (Herrn) Oberamtmann Gmelins Wolgeborn, (Herrn) Com-*

<sup>65</sup> StA Ludwigsburg, D 49 a Bü 205, Nr. 16.

<sup>66</sup> Stadtarchiv Sulz, B/III/3, Amtsversammlungsprotokoll 1811–1820, Bl. 50–51'.

*missarius Lists Wolgeborn* und von 31 Ortsvorstehern, die ihre Präsenz alle per Unterschrift dokumentierten, operierte bemerkenswerterweise mit dem angedrohten Einrücken eines württembergischen Militärkommandos, wie es das Ergebnisprotokoll überliefert:

*Bei der Anwesenheit einer König(lichen) Commission wegen Eintreibung der SteuerAusstände wurde vordersamst eine AmtsVersammlung veranstaltet, durch Herrn LandVogts Gnaden in einer angemessenen Rede die ganze Lage der Umstände dargelegt, u. samt(liche) Amtsvorsteher aufgefordert, dass sie nicht nur für sich sogleich alle Mittel anwenden, um den gewünschten Zweck zu erreichen, sondern dass sie auch in der Folge, wenn der Eintritt der König(lichen) Commission in einzelne Orte statt finden wird, ihren DienstEifer vereinigen, um diejenige Wirkungen herbeizuführen, welche dem vorgesezten Ziel angemessen seyn werden. Die OrtsVorsteher wurden darauf aufmerksam gemacht, dass es an ihnen liege durch schleunige Vorschritte nicht nur bedeutende Kosten, sondern auch die zu gewartende Militairische Execution abzuwenden.<sup>67</sup>*

Auch am 20. Januar 1815 saß List unter den Teilnehmern, als das Gremium die in der vorigen, von ihm nicht besuchten Amtsversammlung vom 26. November aus Zeitmangel vertagte *Deliberation* über die *AmtsVergleichung* behandelte und auf Vorschlag des Oberamts ihre Änderung beschloss.<sup>68</sup> Während der sogenannte Amtsschaden aus den Korporationslasten für die oberamtsbezogenen Aufgaben, wie etwa den Straßen- und Brückenbau, bestand und durch jährliche Umlagen auf die Gemeinden verteilt wurde, diente dieser andere Lastenausgleich, eben die Amtsvergleichung, dazu, weitere Pflichtausgaben, etwa für Einquartierungen, Vorspanndienste oder Postritte, ebenfalls gerecht aufzugliedern, um die einzelnen Gemeinden nicht zu überbürden.<sup>69</sup>

Ein seltsamer Sachverhalt zeigt sich jedoch in puncto Vermögenssteuer, in welcher Sache die Amtsversammlung am 17. November 1815 beriet. Aus dem Protokoll ist zu erfahren, dass hier die kommissarische Untersuchung einen Berechnungsfehler beging:

<sup>67</sup> Ebd., Bl. 52'-53'. Lists Unterschrift auf Bl. 55'. – Das dazugehörnde Büschel „Beilagen, gebündelt, 1811–1826“ (B/III/9), in dem Listiana vermutet werden können, befand sich laut Auskunft des Stadtarchivs Sulz am 18. 7. 2008 nicht am Standort. – Gehring, S. 65, legt die Amtsversammlung irrtümlich auf den 3. 11.

<sup>68</sup> Ebd., Bl. 57'-58'. Lists Unterschrift auf Bl. 58. – Die nächste Amtsversammlung am 11. April 1815, die letzte in seiner Kommissarszeit, fand ohne ihn statt.

<sup>69</sup> Vgl. Walter Grube: Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Bd. 1, Stuttgart 1975, S. 87.

*Das allerhöchste Resc(ri)pt v(om) 7. (Novem)br(is) 1815, nach welchem auf die vorangegangene commissarische Untersuchung an den Vermögenssteuer-Rückständen wegen des bei der Exekution begangenen Irrthums dem ganzen Oberamt – 2 000 f., dem Ort Binsdorf insbesondere – 400 f. nachgelassen, u. die Commissionskosten auf die VermögenssteuerCasse übernommen worden, wurde verlesen, u. beschlossen, diese 2 000 f. der AmtspfleegCasse zu überlassen, u. zu gemeinamtlichen Ausgaben zu verwenden.*<sup>70</sup>

Wahrscheinlich ist dieser Fehler List unterlaufen.

Um nochmals auf die Amtsversammlung vom 2. November 1814 zurückzukommen: Den Auslagenersatz des Kammerherrn v. Stain durch eine öffentliche Kasse lehnte die vorgesetzte Behörde übrigens ab, weil ein Landvogt Diäten und Reisekosten innerhalb des Landvogteibezirks nicht anrechnen dürfe und – so die unüberhörbare amtliche Skepsis – *man überdiß von der Nothwendigkeit der Anwohnung des Landvogts v. Stain bei der in Frage befangenen Amtsversammlung nicht überzeugt sei.*<sup>71</sup>

Welche Effekte die Aktivitäten der in der ersten Amtsversammlung zu *kräftiger Mitwirkung* aufgeforderten Ortsvorsteher beim Erheben der Steuern zeitigten, sei dahingestellt. Nachdem vom Oberamt Sulz am 6. Mai 1815 an die Kommunalverwaltungssektion ein einschlägiger Bericht erstattet worden war, wie am 30. Juni 1815, mithin Wochen nach dem Ende von Lists Sulzer Tätigkeit, das Protokoll dieser Sektion im Rubrum *Fortsetzung und Beendigung der Steuer Executionen im O(ber)Amte* Sulz festhält, der auf den Erfahrungen Lists beruht haben muss und für die weitere Abwicklung vermutlich eine Anregung des ehemals eigens zu diesem Zweck etablierten Kommissars aufgegriffen hat, wies die Sektion Ende Juli das Oberamt Sulz per Dekret an, *daß das Geschäft der SteuerExecution unter dem Namen des Oberamts durch einen Gehülffen zu besorgen sey.*<sup>72</sup> Die Angelegenheit war zu diesem Zeitpunkt also noch keineswegs abgeschlossen: 1817 betrug die auf den *Amtspfleeg- und CommunCassen* haftende *SchuldenMasse* 225 614 Gulden.<sup>73</sup>

<sup>70</sup> Stadtarchiv Sulz, B/III/3, Amtsversammlungsprotokoll 1811–1820, Bl. 79–80.

<sup>71</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 40\*, Protokoll zum 6. 2. 1815, Sulz, Nr. 763. – Vgl. aber den Vermerk in der Sulzer Stadt- und Amtspflegerechnung 1814/15: *Herr LandVogt Baron von Stain wohnte der Amtsversammlung zur Praesentation des K(öniglichen) Commiss(ärs) bei, und ließ sich die dießfalls verursachten Kosten von der Amtspfleeg bezahlen mit 53 f 24 x.* (Stadtarchiv Sulz, A/V/3/55, Bl. 258 f.)

<sup>72</sup> Zum Bericht vom 6. 5., der sich in den Akten des mit der *OberAmtmann Schäferischen Commissions Sache* befassten Sekretärs Steudel befand: StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 42\*, Protokoll zum 30. 6. 1815, Sulz, Nr. 4482. (Samson Steudel in: Königlich Württembergisches Hof- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1815, S. 155.) – Zum Dekret: Ebd., Protokoll zum 29. 7. 1815, Sulz, Nr. 3310.

<sup>73</sup> Stadtarchiv Sulz, B/III/3, Amtsversammlungsprotokoll 1811–1820, Bl. 167.

### 3. Lists Bezüge als Sulzer Kommissar

#### 3.1. Das Tagegeld

Einen recht verwirrenden Komplex stellt heute die Entlohnung des Kommissars List dar. Wie bekannt, war mit dem Sulzer Einsatz keine feste Stelle verbunden; der – anachronistisch gesagt – Arbeitnehmer bezog vielmehr ein Tagegeld, das mit dem Wegfall des Sonderauftrags endete.<sup>74</sup> In der bereits erwähnten Note der Kommunverwaltungssektion vom 26. Oktober 1814 an die Sektion der Innern Administration heißt es, man halte in puncto Belohnung des Kommissärs *die Bestimmung eines Taggelds ebenfalls für das beste*, wobei dieses Tagegeld an Sonn- wie Werktagen gleich hoch sein soll, weil der Kommissar am Sonntag nicht frei haben werde, sondern dann den meisten Zulauf empfangen. Außerdem würde bei der vorgesehenen Vergütung von 2 Gulden 40 Kreuzer der *O(ber)AmtsActuar List besser belohnt seyn, als wenn er nach dem gewöhnlichen Gang zum LandVogteiActuar befördert worden wäre*, was demnach im Gespräch gewesen zu sein scheint.<sup>75</sup>

Von besonderem Erkenntniswert ist in diesem Zusammenhang das Ministerialdekret vom 7. Januar 1815:

*Dem Commissarius List wird in Beziehung auf das an ihn ergangene Decret vom 5./13. Oct. und auf das Rescript an das Oberamt Sulz vom 22. Oct. v. J. eröffnet, daß ihm für seine Geschäfte in Sulz täglich 2 f 40 x als Belohnung ausgesetzt, und das Cameralamt Oberndorf auf sein Verlangen zu angemessenen Vorschüssen darauf legitimirt worden sey, auch ist die Verfügung getroffen, daß ihm zu Heizung eines Arbeitszimmers das erforderliche Holz aus den herrschaft(lichen) Waldungen abgereicht werde, und hat er das, was die Stadt an dergleichen abgegeben, derselben auf gleiche Weise wieder zu erstatten.*

*Bei AmtsReisen passirt ihm eine Chaise mit 2 Pferden. Da es übrigens für die künftige definitive Bezahlung dieser Kosten darauf ankommt, ob dieselben der CameralKasse – oder den Oberamtman Schäferischen Relikten, oder, wie zum Exempel in Absicht auf die SteuerReste, den privatis und Communen obliegen: so erwartet man, daß der Commissarius die Führung seiner GeschäftsDiarien nach diesen Zwecken so berechnen werde, damit man seiner Zeit die Ausscheidung nach denselben ohne Anstand zu machen im Stande sey, wobei sich jedoch von selbst versteht, daß sich von Geschäften, bei welchen eine Anrechnung gegen Communen oder PrivatPersonen statt findet, die Kosten sogleich einzuziehen, und in den diesorts einzureichenden Taggelds- und Reisekostenzetteln gehörig in Abzug zu bringen sind.<sup>76</sup>*

<sup>74</sup> Gehring, S. 63.

<sup>75</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 39\*, Protokoll zum 26. 10. 1814, Sulz, Nr. 7153.

<sup>76</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 25, Qu. 9 (Reinkonzept).



Abb. 3: Ministerialerlass an List über die finanzielle Ausstattung seines Kommissariats.

Auf Befehl der Krondomänensektion vom 16. Dezember 1814, auf den das Dekret anspielt, sollte List zu *Bearbeitung der OberAmtlichen Retardats-Geschäfte und Einrichtung der Registratur in Sulz* einen Vorschuss von 560 Gulden *Nach und Nach Abschläg(lich)* erhalten.<sup>77</sup> Die Festlegung geschah zu diesem Zeitpunkt also zum Teil im voraus und daher nur annähernd. Das war offenbar die finanzielle Obergrenze, bis zu welcher die öffentliche Hand für den Kommissionsauftrag aufkommen wollte. In der Jahresrechnung des Kameralamts Oberndorf von 1815/16 wird dieser Betrag beim Ausgabetitel *Activ Rest zum Schlußbestand* zwar verbucht, aber die Marginalnotiz *aufgerechnet* bedeutet, dass List den Vorschuss nicht von dieser Stelle erhalten hat, zumal sich der ebenfalls dort angeführte Beleg *Nr. 363* nur auf die Order der Krondomänensektion bezieht.<sup>78</sup> Mit den 560 Gulden hatte das Finanzdepartement bei einem Tagessatz von 2 Gulden 40 Kreuzer für die Dauer dieser Kommissionsgeschäfte genau 210 Tage vorgesehen, mithin sieben Monate. Dies gilt es für Lists Sulzer Aufenthalt im Auge zu behalten.

### 3.2. Kostenträger Amtspflege Sulz

In den Quellen erscheinen die Gelder für Lists Sulzer Retardaten- und Registraturaufgaben in der Regel als „Kommissionskosten“. Nur ein Teil davon waren folglich die „Steuerexekutionskommissionskosten“. Für sie machte List 1815 bei der Amtspflege 307 Gulden 14 Kreuzer geltend, wie die zur Beleuchtung dieser Vorgänge notwendige wörtliche Wiedergabe des Eintrags in die entsprechende Jahresbilanz von 1815/16 zeigt. Auf den Vermerk, dem Landvogteisteuerrat Zeller in Rottweil seien *an Commissionskosten in Untersuchungen über zerschiedene Gegenstände* insgesamt 338 Gulden 58 Kreuzer ausbezahlt worden, folgt die Passage in der – nicht verbesserten – Urfassung:

*Vermöge Rapiats Bl. 230 wurden an dergleichen Kosten ferner abgereicht:  
Herrn Steuerrath Zeller – 20 f.*

[...]

*Herrn Steuer-Kommissair List – 307 [f] 14 x.*<sup>79</sup>

*Diese Kosten sind ebenfalls noch nicht dekretirt, daher hier einzubringen  
ist* – 0.<sup>80</sup>

<sup>77</sup> Ebd., Wü 136/2 T 1, Kameralamt Oberndorf, Bd. 2224, Jahresrechnung 1814/15, Bl. 331.

<sup>78</sup> Der Befehl selbst blieb nicht erhalten, da von den Beilagen zum Hauptbuch auf Anweisung der Kanzlei Reutlingen vom 30. 7. 1847 im wesentlichen nur die Baukostenverzeichnisse aufbewahrt werden mussten.

<sup>79</sup> In der Vorlage 307 bei der Rechnungsabhör gestrichen und durch übergeschriebenes 299 fersetzt. Dadurch ändert sich auch die Summe der beiden Posten von 327 fl 14 x auf 319 fl 14 x.

<sup>80</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/3/56, Stadt- und Amtspflegerechnung 1815/16, Bl. 289<sup>f</sup>.

Allerdings sollte es bis zum Verbuchen ihrer Regulierung rund zwei Jahre dauern. Jedenfalls übertrug die Jahresrechnung von 1815/16 – auch für Sulz galt natürlich die altwürttembergische Rechnungslaufzeit von Georgii, d. h. 23. April, bis Georgii – aus dem Vorjahr ein *Remanet* in der angegebenen Höhe, das durch zweimaliges Überschreiben zunächst auf 299 Gulden 14 Kreuzer und dann auf 318 Gulden 14 Kreuzer abgeändert wurde. Aber im selben Rechnungsband wird dieser korrigierte Endbetrag als unbezahlt in die *Liquidatio* gestellt.<sup>81</sup> Von dort übernahm sie die nachfolgende Jahresrechnung 1816/17 wieder als *Remanet*, um dann beim Einnahmetitel *Von ErsazPosten* zu präzisieren:

*An – dem Commissair List bezahlten – in der Remanets-Liquidation bisher nachgeführten Steuer-ExecutionsCommissionsKosten à – 318 f 14 x hat die Amtspflege selbst zu leiden – 29 f 51 [x], Rest 288 f 23 [x].*

*Woran nach der von List selbst gemachten Repartition zu bezalen hat die Gemeinde Stadt Sulz 24 f.*

Nach dem Wortlaut dieses Eintrags waren also Lists Ansprüche, soweit sie die Steuerexekutionskommissionskosten betrafen, zum Zeitpunkt der Rechnungsstellung am 16. August 1817 bereits befriedigt. Dem entspricht auch folgender Vermerk im selben Rechnungsband:

*Bei der Rech(nungs)Abhör 1814/15 wurde ad § 18 recessirt, daß die Commissions-Kosten des H(errn) Rech(nungs)Rath List wieder von den betreffenden Communen, nach der von List gemachten Repartition, eingezogen werden sollen.*

*Da solche vornen bereits aufgerechnet sind, so komt hier in Ausgab – 318 f 14 [x].<sup>82</sup>*

Die *Repartition* nennt von den 30 Orten im Sulzer Oberamt jene 18, in denen List in Steuerangelegenheiten tätig war. Neben der Rechnung für 1816/17 enthält unter dem Einnahmetitel *Von Ersazposten* auch die erst im Juli 1822 abgehörte Jahresrechnung der Stadt- und Amtspflege Sulz für 1817/18 ihr genaues Verzeichnis, das überdies durch die Nachrichten über Lists aktuellen Stand als Tübinger Universitätsprofessor sowie über die Tatsache, dass er den fraglichen Betrag in voller Höhe *erhoben* und ohne vorherige Prüfung seitens der Stuttgarter Aufsichtsbehörde auch erhalten hat, von Interesse ist:

<sup>81</sup> 1815/16: Stadtarchiv Sulz, A/V/3/56, Stadt- und Amtspflegerechnung, Bl. 15 (*Remanet*) und Bl. 338 (*Liquidation*). List wird beidesmal als *SteuerCommissair* bezeichnet.

<sup>82</sup> 1816/17: Stadtarchiv Sulz, A/V/3/59, Stadt- und Amtspflegerechnung, Bl. 8' (*Remanet*) und Bl. 424 (*Ausgaben*). – Präzisierung: Ebd., Bl. 184. – Rechnungsstellung: Ebd., Bl. 460. – Mit *vornen* sind Bl. 184–187 gemeint, auf welchen die „Aufrechnung“ der 18 ersatzpflichtigen Gemeinden steht. – Gegenüberlieferung der *Ausgab*: Ebd., A/V/3/59, Rapiat 1816/17, Bl. 258. – List war Rechnungsrat seit 30. 5. 1816. Vgl. List, Werke, Bd. 9 (wie Anm. 11), S. 4.

An 318 f 14 x Steuer Execut(ions)CommissionsKosten, welche, ungeachtet sie die Decretur nicht passirt hat, der Commissarius jezt Professor List vollständig erhoben hat, ist durch Aufrech(nung) eingegangen

von Sulz	24f
Aistaig	8f 32
Brittheim	11 10
Bikelsperg	11 10
Binnsdorff	11 10
Bergfelden	12 32
Boll	8 32
Holzhausen	25 36
Leidringen	21
Leinstetten	8 32
Mühlheim	21f 6
Rosenfeld	11 12
Rennfrizhausen	12 32
Sigmarswangen	21 15
Trichtingen	11 10
Vöhringen	43 18
Wittershausen	17 4
Weiden	8 32 <sup>83</sup>

Diese Tabelle mit ihren insgesamt 288 Gulden 23 Kreuzer, von denen Vöhringen allein 15 Prozent beanspruchte, mit deutlichem Abstand gefolgt von Holzhausen mit fast 9 Prozent, hat der Amtspfleger Christian Wilhelm Canz einer Aufstellung entnommen, die für Lists Sulzer Kommissarstätigkeit von zentralem Erkenntniswert ist und in ihrer Detailfreude punktuelle Einblicke in den äußeren, zum Teil drastischen Ablauf seiner Steueruntersuchungen und -erhebungen gewährt, die offenbar im Wegtreiben von Vieh gipfelten. Auch hier ist es wiederum ein Kostenzettel, der für den späteren Historiker aufschlussreiche Informationen, auch etwa über Lebenshaltungskosten, liefert und der mit seinen authentischen Daten zwischen dem 29. Oktober 1814 und 1. April 1815, obendrein noch von Lists eigener Hand, die wörtliche und in der Blattgestaltung hier annähernd vorlagengetreue Wiedergabe rechtfertigt.

<sup>83</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/3/62, Stadt- und Amtspflegerechnung 1817/18, Bl. 70–71.

Sulz  
Verzeichniß  
über

*die Kosten, welche durch die dem König(lichen) OberAmtsCom-  
missarius List allergnädigst aufgetragene SteuerExecution verur-  
sacht worden sind.*

*Vermöge allerhöchsten Decrets betragen  
die Diäten des Commissairs täglich  
– 2 f 40 x*

*und  
Passiren ihm auf Reisen*

*Auszug* – 2 Pferde u.  
*aus* – 1 Chaisse

*dem Diarium* Er hat daher folgendes anzurechnen:

	<i>Datum</i>				
Nro 1	October 29.	<i>Sulz</i>			
		<i>die SteuerExecution eingeleitet</i>	1 Tag	2	40
	November	<u><i>Amtspflege</i></u>			
– 2	1.	<i>die Amtsversammlung vorbereitet</i>	$\frac{1}{2}$ T <sup>(ag)</sup>	1	20
		<u><i>Amtspflege</i></u>			
– 3	2.	<i>Amtsversammlung wegen der St<sup>(eue)r</sup> Ausstände</i>	1 T <sup>(ag)</sup>	2	40
		<u><i>Amtspflege</i></u>			
– 4	7.	<i>wegen der speciellen Excution Einleitung getroffen</i>	1 T <sup>(ag)</sup>	2	40
– 5	9.	<u><i>Sigmarswangen SteuerExecution</i></u>	$\frac{1}{2}$ T <sup>(ag)</sup>		
		<i><math>\frac{1}{2}</math> Diät</i>	1	20	
		<i>Rosslohn</i>	1	12	
		<i>Fütterung</i>		24	
		<i>Stallmieth</i>		24	
		<i>Post<sup>(illon)</sup> Taggeld</i>		24	
		<i>Trinkgeld</i>		8	
		<i>Chaisse u. Schmiergeld</i>	<u>21</u>	4	11
– 6	Nov. 10.	<i>Holzhausen SteuerExecution</i>	1 T <sup>(ag)</sup>		
		<i>Diät</i>	2	40	
		<i>2 Pferde</i>	2	24	
		<i>Postill<sup>(on)</sup> Taggeld</i>		24	
		<i>1 Imbiß</i>		30	
		<i>Fütterung Haber</i>		48	
		<i>Heu etc.</i>		48	
		<i>1 Chaisse</i>		30	
		<i>Schmiergeld</i>		12	
		<i>StallTrinkgeld</i>	<u>16</u>		
					<u>8 f 32 x</u>
					<i>p[er se]</i>



Preis Anstalt Königliche Regierung  
 v. 1816/17. erhalten

Nr 221 O  
 1815 uca,

Sulz  
Verzeichniß

wie bey dem, welche durch die Königl. Ober- und Landes-Commissarien  
 des unterzeichneten Aufseheren der Mineral-Verwaltung  
 angesetzt worden sind.

Normen abzuschaffen Sacht, Entbunden  
 in Klotten der Landes-Commissarien

1. 2. p. 40. ,  
 Passieren ihm auf Reisen  
 - 2. p. 40. ,  
 - 1. (Kauf)

Von diesem ist folgende Zusammenfassung:

No 1. - 2. - 3. - 4. - 5.  - 6.	Ist bey solchem Sulz 19. in Mineral-Verwaltung eingeleitet 2. 40. , November am die - 1. in Mineral-Verwaltung nachrichtlich 1. 20. , - 2. Amtspflege - 2. Amtspflege 2. 40. , - 4. 7. vorge in speciellen Caution für die Leitung - 5. 9. Dymars wanzee Mineral-Verwaltung 2. 40. , 1/2 Sacht 1. 20. , Kupfer 1/2 1. 12. , Silber 1/2 24. , Antimon 24. , Kupf. Erz 24. , Zinn Erz 8. , Kupf. Erz 24. ,  No - 10. Goldgruben Mineral-Verwaltung 1. 2. 4. 11. , Sacht 2. 40. , Kupfer 2. 24. , Kupf. Erz 20. , Silber 20. , Silber Erz 18. , Kupf. Erz 48. , Silber 28. , Kupf. Erz 12. , Kupf. Erz 16. ,	3. p. 32
---	--	----------

Abb. 4: Lists Kostenzettel für die Amtspflege Sulz vom März 1815.

[S. 2]

	<i>Nov</i>	<u>Amtspflege</u>		
-7	14.	der Amtsvergleichung angewohnt	1 T <sup>(ag)</sup>	2f 40
-8	29.	<u>Vöhringen Execution</u>		
	30.	wie bey Holzhausen Nro 6		
		a 8f 32 x	17 4	
		dazu		
		1 Postill <sup>(on)</sup> Imbiß	30	
		1 Frühstück	<u>8</u>	17f 42x
	<i>December</i>			
-9	1.	Bergfelden, Rennfrizhausen, Mühlen		
	2.	u. zurück	4 Tag	
	3.	wie bey Holzhausen Nro 6		
	4.	th <sup>(u)</sup> t a 8f 32 x	34 8	
		dazu 1 sr Haber	48	
		Heu etc.	48	
		3 Imbiß a 30	1 30	
		3 Frühstück	<u>24</u>	37f 38x
-10	5.-6.	Bikelsberg, Brittheim, Leidringen		
	7.-8.	Trichtingen, Binsdorf, Rosenfeld		
	9.-10.	u. retournirt		
	11.		7 Tag	
		Diät	18 40	
		Pferdmieth a 2 24	16 48	
		Postill <sup>(on)</sup> Taggeld	2 48	
		12 Imbiß	6	
		6 Frühstück	48	
		Fütterung		
		am 1t <sup>(en)</sup> u. letzten		
		1 sr th <sup>(u)</sup> t	2 sr	
		an den 5 übrigen Tagen		
		1 ½ sr th <sup>(u)</sup> t	<u>7 ½ sr</u>	
			9 ½ sr	
		a 48	7 36	
		Heu u. Stallmieth	7 36	
		1 Chaise a 30	3 30	
		Schmiergeld a 12	1 24	
		Stalltrinkgeld	<u>1 52</u>	67f 2x
-11	12.	Leidringen. Execution durch Wegtreiben von Vieh. Auf eine Entfernung von 4 Stunden wird zu der gewöhnlichen Diät angerechnet	8f 32	
		½ sr Haber	24	
		Heu etc.	24	
		1 Postill <sup>(on)</sup> Imbiß	<u>30</u>	9f 50x
-12	13.	Holzhausen wie Nro 6		8f 32x
-13	14.	Wittershausen 1 Tag wie Nro 6		8f 32x

-14	16.	Sigmarswangen 1 Tag wie Nro 6		8 f 32 x
-15	19.	Wittershausen, eine Gemeindepolizeyliche Untersuchung vorgenommen wie Nro 6		8 f 32 x
-16	20.	Boll 1 Tag wie Nro 6		8 f 32 x
	Januar			
-17	9.	Leinstetten 1 Tag wie Nro 6		<u>8 f 32 x</u>
				186 f 4 x
[S. 3]				
	Januar			
-18	10.	Weiden – SteuerExecution – wie Nro 6	1 Tag	8 f 32 x
-19	16.	Aystaig 1 Tag wie Nro 6		8 f 32 x
-20	18.	Sulz 1 Tag <u>Amtspflege</u>		2 f 40 x
-21	20.	der Amtsversammlung angewohnt		2 f 40 x
-22	21.			
	24.–25.	Sulz – 7 Tag a 2 f 40		18 f 40 x
	Februar			
	9.–10.			
	11., 16.			
		<u>Amtspflege</u>		
-23 <sup>84</sup>	24.	mit dem Amtmann Pfäfflin von Rosen- feld über die Vornahme der SteuerAb- rechnung Verabredung getroffen wie oben bey Nro 5	½ Tag	4 f 11 x
	Merz			
-24	7.	Holzhausen – 1 Tag wie Nro 6		8 f 32 x
-25	8.	Sigmarswangen – 1 Tag wie Nro 6 <u>Amtspflege</u>		8 f 32 x
-26	9.	wegen der rukständigen Vermögenssteuer einen umständlichen Bericht von 5 Bogen entworfen <sup>85</sup>		2 f 40 x
-27	10.	Mühlheim auf 1 Tag wie Nro 6		8 f 32 x
-28	13.	Vöhringen 2 Tag wie Nro 6		
	14. <sup>86</sup>		a 8 f 32 x	17 f 4 x
	April			

<sup>84</sup> Prüfungsvermerk der Kommunrechnungskammer: *ist in lit(era) E auch angerechnet*. In der Tat weist in Lists entsprechendem Kostenzettel vom 29. 3. 1815 (Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 276), der unten noch vorgestellt wird, das korrespondierende Datum 24.2. eine die penible Aufmerksamkeit der Revisionsbehörde kennzeichnende Doppelunterstreichung auf.

<sup>85</sup> Bei der Berechnung der Vermögenssteuerrückstände trat ein Fehler in Höhe von 2 000 fl zu Lasten des Oberamts sowie insbesondere des Ortes Binsdorf auf, den ein Stuttgarter Re-skript vom 7. 11. 1815 offensichtlich korrigierte und über den die Sulzer Amtsversammlung vom 17.11. gemäß dem obigen Abschnitt „Andere Verwaltungsaufgaben“ einen Beschluss fasste.

<sup>86</sup> 13. und 14. sind mit einer geschweiften Klammer verbunden.

-29	1.	Vöhringen auf 1 Tag wie Nro 6 sodann	8 f 32 x
-30		wurden nach beyliegendem Zettel an Tabellen verbraucht für	<u>11 f</u>
			<u>110 f 7 x</u>
		Summe	318 f 14 x

Den richtigen Auszug aus dem  
Geschäfts Diarium des Commissairs  
T(estirt) OberAmtmann zu Sulz  
Gmelin

[...] <sup>87</sup>  
[S. 4]  
[...]

Die Anrechnung nach der allergnädigst  
angeordneten Bestimmung u. daß Commissarius  
angewiesen worden, diese Diäten aus den  
betreffenden GemeindeCassen zu erheben  
T(estirt) Oberamtman zu  
Sulz

Gmelin

Den Empfang vorstehender  
dreihundert sieben Gulden 14 x  
aus der AmtsPfliegCasse bezeugt  
Sulz den 6. April <sup>88</sup>  
Commissarius  
List

[Marginalie auf dem zur Beschriftung um 90° gedrehten Blatt:]

Es erhielt Commissarius List	307 f 14 x
Buchdruker Schramm	<u>11</u>
Vid(e) R(rechnung) Bl. 251	318 f 14 x <sup>89</sup>

<sup>87</sup> Auf dem letzten Viertel der Seite 3 und fast auf der gesamten Seite 4 stellt List die Anteile zusammen, welche die Amtspflege Sulz und die einzelnen Gemeinden an den Gesamtkosten von 318 fl 14 x zu tragen haben: *An vorstehenden Kosten hat nun zu bezahlen [...]*. Wegen der Redundanz zu *der von List gemachten Repartition* in der diesem Verzeichniß vorausgehenden Tabelle mit den 18 aufgesuchten Gemeinden unterbleibt ihre Edition.

<sup>88</sup> Gemeint sein kann nur das Jahr 1815, doch ist bemerkenswert, dass Lists Dokument außer im Stempelgeldsignet keine Jahreszahl kennt.

<sup>89</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/3/60, Beilagen zur Stadt- und Amtspflegerechnung 1816/17, Nr. 421. 4 unpaginierte Seiten. (List-Autograph.) Der Kostenzettel trägt das württembergische Stempelgeldsignet von 1815 über 30 Kreuzer, die laufende Nummer *Nr 421* der Belegserie sowie die späteren, rechnungsüblichen Vermerke und Querverweise *Zur Amt(lichen) Pflieg Rechnung v. 1816/17 gehörig / R(echnungsband) fol. 424 / R(echnungsband) fol. 184 & seq(uentes)*. Das Zeichen in Form eines leicht rechts geneigten, stehenden Ovals mit einem Punkt in der Mitte, das an das Astronomensymbol für die Sonne erinnert, kennzeichnet wahrscheinlich als die Versalie O den Zettel als Bestandteil der mit aufsteigenden Buchstaben versehenen Beilagenserie des Abschlussberichts, den List auf den 27. 3. 1815 datiert hat. – Ermittelt hat

Für die bürokratischen Verästelungen der Zeit zwingend ist der Niederschlag, den Lists Steuereintreibung auch auf der Dokumentationsebene der betroffenen Gemeinden ausgelöst hat. Es muss jedoch späteren Recherchen überlassen bleiben, in den entsprechenden Ortsarchiven, die heute je nach Landkreis-zugehörigkeit von den Kreisarchiven in Rottweil bzw. in Balingen betreut werden, der Gegenüberlieferung nachzugehen und dabei vielleicht sogar List-Autographen ans Licht zu ziehen.

In einem dieser Fälle kann ein Ergebnis allerdings schon jetzt vorgelegt werden. In Holzhausen, wo List, wie aus seinem Verdienstschein zu ersehen, am 10. November und 13. Dezember 1814 sowie am 7. März 1815 tätig war, hat ein Kostenzettel des dortigen Dorfvogts Johann Jakob Plocher mit zwölf Posten die Zeiten überdauert, von dessen Gesamtsumme in Höhe von 13 Gulden 17 Kreuzer ein Teilbetrag von 18 Kreuzer auf folgenden Passus entfällt:

*D(en) 7<sup>ten</sup> Merz: Musste ich bey Herrn Königlichen Commissarius allhier anwohnen wegen der Untersuchung der Steuer Reste, und wurde fast die ganze Burgerschaft durchgegangen, und vorgefordert. Versäumt 3/4 Tag.*<sup>90</sup>

Lists Amtseifer kommt übrigens auch in einer Marginalie der Sulzer Jahresrechnung zum Ausdruck. Sie hält fest, der Posten für Boll, der in seinem Kostenzettel zum 20. Dezember 1814 auftaucht, werde nicht anerkannt, *indem List nichts in Boll zu schaffen gehabt habe, da sie keine Steuerreste hatten*. Dies bestätigte der Rechner Christian Wilhelm Canz: *Ist wahr und Rechner hatte den H(errn) Commissar ausdrücklich gebeten, sich nicht dahin zu begeben*.<sup>91</sup>

Nach Gehring entsprach der von List bezogene Betrag von rund 307 Gulden einer Vergütung für circa 115 Tage. Darin erblickte er eine erhebliche Diskrepanz gegenüber einem Lohn für den Zeitraum November 1814 bis April 1815 mit seinen rund 180 Tagen und begründete sie mit der Annahme, „daß List dazwischen längere Zeiten abwesend gewesen war, etwa beim Tod und der Beerdigung der Mutter und zur Erbteilung.“<sup>92</sup> Seiner Berechnung legte

---

diesen wichtigen Beleg auf gezielten Hinweis hin quasi in letzter Minute Herr Herwart Kopp (vgl. Anm. 38), dem ich dafür besonders dankbar bin. Dies gilt auch für das nachfolgende Dokument, das Herr Kopp in seiner Eigenschaft als ehrenamtlicher Beauftragter für das Gemeindearchiv Holzhausen aufgespürt hat.

<sup>90</sup> Gemeindearchiv Holzhausen, Beilagen zur Gemeindepflegerechnung 1814/15, Nr. 105, mit oberamtlicher Dekretur vom 22. 3. 1815.

<sup>91</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/3/59, Stadt- und Amtspflegerechnung 1816/17, Bl. 185. – Zu ergänzen ist, dass in den bemerkenswert umfassend erhalten gebliebenen Rechnungsunterlagen im Stadtarchiv Sulz selbst die Einzahlungen nachgewiesen werden können, welche die einzelnen Gemeinden 1817 zum Teil *expressis verbis* unter *Listische Commissionkosten 1814/15* an die Amtspflege abführten. (Etwa A/V/3/62, Einzugs- und Abrechnungsbuch der Amtspflege Sulz 1817/18, Bl. 4', 20, 25', 56', 62, 79, 89'.)

<sup>92</sup> Gehring, S. 66, wo irrtümlich von 307 fl 40 x die Rede ist. – Über die tragischen Umstände des Todes der sechzigjährigen Mutter vom 21. 3. 1815 vgl. Gehring, S. 66–68. Beerdigt wurde

der List-Biograph jedoch offensichtlich nur das Tagegeld zugrunde, also nicht auch andere legitime Nebenkosten. In Wirklichkeit verwandte der Kommissar für den geltend gemachten Betrag daher nicht 115, sondern sogar nur 45 Arbeitstage, mithin lediglich 120 Gulden, während die restlichen 187 Gulden, also fast zwei Drittel der Summe, für andere Ausgaben anfielen. Auch übersah Gehring's Interpretation, dass diese 307 Gulden ja nicht Lists einzige Bezüge gewesen sind; vielmehr waren sie lediglich jener Verdienst, der aus der Kasse der Amtskörperschaft stammte. Weitere Gelder hatten andere Kostenträger beizusteuern, denen List seine Tagessätze und Auslagen in Rechnung zu stellen befugt war.

### 3.3. Kostenträger Stadtpflege Sulz

Einer dieser anderen Kostenträger war das Sulzer Bürgermeisteramt, dessen Finanzen die Bürgermeisteramtskasse oder Stadtpflege regulierte. Bei ihm reichte List am 29. März 1815 einen Kostenzettel für zusätzliche Aufwendungen ein, mit dem er einen weiteren, freilich nur kleinen Teil seines kommissarischen Wirkens dokumentierte. In der noch unkorrigierten Fassung weist seine Aufstellung folgenden Wortlaut auf:

*Sulz. Verzeichniß über die Kosten, welche die Arbeiten des König(lichen) OberAmtsCommissarius List in UntersuchungsSachen gegen den verstorbenen OberAmtmann Schäffer von hier und dem [sic] Magistrat verursacht worden sind.*

*Commissarius List hat in dieser Sache gearbeitet den 23. Febr: 1815*

24. ej(u)sd(em)<sup>93</sup>

27. - -

28. - -

1. Merz -

2. - -

3. - -

18. - -

20. - -

21. - -

28. - -

29. - -

*zus(ammen) 12 Tage*

*u. für das Collationiren u. die Besorgung des Fehlenden*

---

sie am 23.3. (Freundliche Mitteilung von Frau Reuter, Landeskirchliches Archiv Stuttgart, aus dem dort verwahrten Reutlinger Sterberegister.)

<sup>93</sup> Vgl. Anm. 84.

wird er in seinem Diarium noch einbringen

1 Tag

13 Tage.

Dafür rechnet er an, wie Commissarius Binder à 4 f  
Dem RechnungsRevisor Stotz für ein Gutachten auf 1 Tag  
Dem Amtsdienner à 8 x täglich

52 f  
3 f  
1 f 44 x  
56 f 44 x

Dazu AbschriftGebühr und Stempel  
laut anliegender Quittung

6 f 14  
62 f 58 x

Um deren allergnädigste Decretur allerunterthänigst bittet  
Sulz den 29. Merz 1815

Commissarius  
List<sup>94</sup>

Zwar reduzierte die Section der Communverwaltung am 8. Mai den Kostenzettel auf 49 Gulden 49 Kreuzer, weil sie anstelle des abgerechneten Tagegelds von vier Gulden nur drei anerkannte,<sup>95</sup> also immerhin mehr als das sonstige Fixum, doch war der Gesamtbetrag von 62 Gulden 58 Kreuzer laut Rapiat Herrn Comiss(ario) List, für die Beendigung der Bänderischen [sic] Untersuchung (laut) Interims Quitt(ung) den 1<sup>te[n]</sup> aprill Baar schon vorher ausbezahlt worden, wie sowohl der undatierte, in jedem Fall aber vor der Dekretur von List angebrachte Marginalvermerk *Den Empfang T(estirt) Commissarius List* als auch seine ebenfalls eigenhändige, vom Rapiat angeführte *Interims Quittung* vom 1. April 1815 über die ursprüngliche Summe beweisen. Mit der Interimsquittung über 62 Gulden 58 Kreuzer bestätigte List den Empfang der Summe, *welche der Unterzeichnete zu Bestreitung der Kosten, welche die Beendigung der Bänderischen Untersuchung verursachte, von Löbl(ichem) Bürgerm(ei)ster Amt erhalten hat.*<sup>96</sup> Dieser Vorgang zeitigte bei der Rechnungsabhör den Beschluss:

<sup>94</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 276. Bezeichnet von fremder Hand als *Lit. E* unter Durchstreichung von Lists *Lit. N*. Von List außerdem eigenhändig nur die Unterschrift. – Beigefügt ist der Kostenzettel des Dekopisten Heinrich Kopp über 5 fl 14 x. – Am 21. 3. 1815 starb Lists Mutter; für den Sohn, den die Nachricht offensichtlich erst später erreichte, war es ein normaler Arbeitstag.

<sup>95</sup> StA Ludwigsburg, D 49 Bd. 41\*, Protokoll zum 8. 5. 1815, Sulz, Nr. 3008. – Abstriche waren die Regel; damit mussten die Betroffenen rechnen und deshalb legten sie ihren Verdienstzetteln manchmal unstatthafte Werte zugrunde. Auch bei Lists Steuerrenovierung in Schelklingen 1810 zog sein angeblich überhöhter Kostenzettel die Kritik des damals noch zuständigen Stuttgarter Oberlandesökonomiekollegiums auf sich. Vgl. Volker Schäfer: *Neue Funde zu Friedrich List* (Folge VI: Schelklingen 1809–1810, Friedrich List als württembergischer Steuerrenovator), wie Anm. 1, S. 192–198.

<sup>96</sup> Stadtarchiv Sulz, A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 277 (List-Autograph).

*Wenn Rechner das Restituendum des H(errn) Commissarius List in nro. 277 mit 13 f 9 x bei Stellung der Rech(nung) pro 1818 nicht eingezogen hat, so ist es ihm in Einnahm zu ziehen, da er den Zettel vor der Decretur nicht hätte auszalen sollen.*

Auf diesen für das Verfahren im Kassenwesen höchst aufschlussreichen Rezens reagierte der Rechner mit dem Randvermerk: *den 18. Nov. 1818 an Prof. List um Ersaz geschrieben.*<sup>97</sup> Dessen Replik, sofern es überhaupt eine gab, könnte im Tenor ähnlich gelautet haben wie schon seine Eingabe am 23. Oktober 1816 an den König, de facto an das Innenministerium, als er rückblickend klagte, die Kommissionen in Sulz und im Armeehauptquartier hätten seine „Vermögensumstände sehr zerrüttet“.<sup>98</sup>

Dies dürfte kaum übertrieben gewesen sein.

#### 4. Lists Sulzer Freund Braunwald

Im Jahr 1822 schrieb Friedrich List seiner Frau aus Straßburg, wo er sich der Strafverfolgung durch Württemberg nach seiner Verurteilung zu einer zehnmonatigen Festungshaft wegen Majestätsbeleidigung glaubte entziehen zu können, er sei neulich zufällig einem alten Freund begegnet, und zwar habe sich der Pfarrer, den er zusammen mit einem Bekannten auf dem Rückweg von einer Vogesen-Wanderung zum Ottilienberg besuchte, überraschenderweise als ein Herr Braunwald entpuppt, mit dem er vor acht Jahren sehr gut gestanden sei.<sup>99</sup>

Ohne die Kontaktperson identifizieren zu können, sah Gehring den Ursprung dieser rätselhaften Freundschaft im akademischen Milieu von Tübingen,<sup>100</sup> wo sich List 1814 in der Tat aufhielt. Aber nicht Tübingen war der fragliche Ort, an dem sich die beiden jungen Männer kennenlernten und anfreundeten, sondern Sulz. Hier hatte anfangs 1814 ein cand. theol. Emanuel Braunwald aus Straßburg beim Oberamt um die Erlaubnis zur Verlängerung seines Aufenthalts bei dem ehemaligen Oberamtmann Renz als Hofmeister

<sup>97</sup> Beschluss und Randvermerk: Stadtarchiv Sulz, A/V/1/7, Rezessbuch II, Bl. 136. – Rapiat: Ebd., A/V/2/95, Bürgermeisterrechnung 1814/15, Bl. 209. – Dekretur vom 8. 5. 1815: Ebd., A/V/2/94, Beilagen zur Bürgermeisterrechnung 1814/15, Nr. 276. – Mit nro. 277 ist die Beilage 277 zur Hauptrechnung von 1814/15, Lists eigenhändige *Interims Quittung* vom 1. 4. 1815, gemeint.

<sup>98</sup> Friedrich List: Tagebücher und Briefe 1812–1846, hrsg. v. Edgar Salin, Berlin 1933 (Friedrich List: Schriften, Reden, Briefe; Bd. 8), Nr. 10, S. 99.

<sup>99</sup> Ebd., Nr. 140, S. 222.

<sup>100</sup> Gehring, S. 432, Anm. 109 a: „Ein stud. theol. Braunwald ist allerdings in der Universitätsmatrikel nicht verzeichnet, es ist aber bekannt, daß stets zahlreiche Elsässer zu jener Zeit in Tübingen studierten.“

von dessen Kindern nachgesucht, weil ihm die militärische Einschließung Straßburgs eine Rückkehr in seine Vaterstadt unmöglich mache.<sup>101</sup>

Bei dem Patron, wie die Bezeichnung für Arbeitgeber seinerzeit lautete, handelte es sich um den früheren Oberamtmann von Freudenstadt August Friedrich Renz (1763–1820), der, 1807 als Justizamtmann und Stadtdirektor in das neuwürttembergische Radolfzell versetzt, durch Denunziation wegen angeblich französischer Gesinnung dort am 11. Juli 1809 ohne Urteil amtsent hoben wurde und danach ohne Beschäftigung in Sulz lebte.<sup>102</sup> Braunwalds Antrag lehnte das Polizeiministerium in Stuttgart am 12. Januar 1814 ab und ordnete auf ein Dekret des Kabinetts am 24. Januar sogar den Vollzug der sofortigen Landesverweisung mit Bericht nach drei Tagen an.<sup>103</sup>

Damals, nach der Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813, der „bataille des géants“ als dem bis dato größten Waffengang der Weltgeschichte, herrschte gegen Fremde großes Misstrauen auch in Württemberg, dessen Kavallerie bei Leipzig ins Lager der Koalition gegen Napoleon übergeschwenkt war. Doch ausgangs des Jahres 1814 – Frankreichs Kaiser saß inzwischen auf Elba in der Verbannung und der Wiener Kongress zur Neuordnung Europas hatte begonnen – entspannte sich die Lage wieder, zumal die rigiden Anordnungen nur die Absicht hatten, *die unter der Bonapartistischen Regierung ausgesandten Spione und Emmissairs abzuhalten*. Von der Landvogtei in Rottenburg als damaliger Mittelbehörde erhielt das Oberamt Sulz, an dem List seit kurzem in staatlichem Auftrag tätig war, denn auch am 23. November 1814 Kenntnis von der allerhöchsten Entschließung, dem früher aus dem Königreich Württemberg ausgewiesenen Kandidaten der Theologie Braunwald werde der Aufenthalt zu Sulz unter der speziellen Aufsicht der Ortspolizei wieder gestattet.<sup>104</sup> Mit Braunwalds Bestätigung vom 6. Dezember über die Eröffnung dieses Beschlusses, vielleicht sogar im Beisein Lists, endet die einschlägige Sachakte im Staatsarchiv Sigmaringen,<sup>105</sup> ohne dass daraus weitere

<sup>101</sup> HStA Stuttgart, E 15 Bd. 7\* (1814), Nr. 317. – Das vorhergehende Diarium von 1813 (ebd., Bd. 6\*) weist noch keinen Vorgang Braunwald nach.

<sup>102</sup> Walther Pfeilsticker (Bearb.): Neues württembergisches Dienerbuch, Bd. 2, Stuttgart 1963, § 2335. – Freundliche Auskünfte der Stadtarchive Freudenstadt und Radolfzell vom 23.8. bzw. 30.8.2007. – Die Restitutionsakte von Renz, der nach 1816 wie viele von dem despotischen König Friedrich benachteiligte württembergische Beamte eine finanzielle Entschädigung für erlittenes Unrecht beantragte und den dann allerdings der Tod vor einem einmonatigen Festungsarrest wegen eines Vermögensdeliktes in Sulz bewahrte: StA Ludwigsburg, E 240, Spezialia „R“, Fasz. 11, Bü Renz.

<sup>103</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 80.

<sup>104</sup> HStA Stuttgart, E 15 Bd. 7\*, Nr. 408. – Ausdrücklich erwähnt sei, dass die Sachakte „Aufenthalt einzelner Fremden im Königreich, 1815–1816“ (ebd., E 2 Bü 29, Unterfasz. 3) Braunwald nicht aufführt. Hier in einem Anbringen vom 17.8.1815 auch das Zitat über die Spione.

<sup>105</sup> StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 80. – Dekret an das Polizeiministerium vom 14.11., dessen Reskript an die Landvogtei vom 20./23.11.1814.

Erkenntnisse zu gewinnen sind, etwa darüber, wo sich der vordem Verbannte in der Zwischenzeit aufgehalten hat.

Doch zurück zum Vorgang von 1822. Der Ort des unverhofften Wiedersehens zwischen den beiden alten Freunden muss das rund 25 km südwestlich von Straßburg gelegene Dorf Goxweiler/Goxwiler gewesen sein. Der Name der Ortschaft war List bei der Niederschrift seiner Tagebuchnotizen über die Flucht nach Straßburg und Basel freilich nicht mehr präsent.<sup>106</sup> Dort amtierte Braunwald seit 1818 als Pfarrer. Sein Theologiestudium hatte der Färberssohn, der 1812 auch an der Universität Göttingen immatrikuliert war,<sup>107</sup> wohl in Straßburg abgeschlossen, dessen berühmtes Johann-Sturm-Gymnasium ihn 1799 als Schüler geführt hatte. 1813 ist er als Hauslehrer bei einem General von Coehorn nachgewiesen. Wahrscheinlich war dies Louis Jacques de Coehorn (1771–1813), der aber noch im selben Jahr an einer Verwundung starb, die er sich in Napoleons Heer in der Völkerschlacht von Leipzig zugezogen hatte.<sup>108</sup>

Dass Braunwald kurz darauf in Sulz bei einem Sympathisanten des neuen Frankreichs als Hauslehrer wirkte, passt ins Bild. Von dort muss er aber bald wieder ins Elsaß zurückgekehrt sein, denn vor seiner Bestallung zum Pfarrer in Klingenthal bei Obernai 1816 war er noch Vikar in Reitweiler/Reitwiler. 1829 dann von Goxweiler als Pfarrer an die St.-Thomas-Kirche nach Straßburg berufen, wo er auch als Gefängnispfarrer wirkte, starb er tragischerweise bei einer Trauerfeier 1864 auf der Kanzel.

Weitere Kontakte zu List sind derzeit nicht bekannt, doch ist verständlich, dass ihm seine politische Einstellung 1814 die Sympathien des fast gleichaltrigen württembergischen Frühliberalen und Demokraten aus der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen eingetragen hatte.<sup>109</sup> Deshalb erscheint es nicht ausgeschlossen, dass List später, als er von 1838 bis 1840 lange in Frankreich lebte,

<sup>106</sup> List, Werke, Bd. 8 (wie Anm. 98), Tagebücher Nr. 2, S. 12: „Ottilienberg. Zusammentreffen mit dem Pfarrer von N. N.“

<sup>107</sup> Götz von Selle (Hrsg.): Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734–1837, Hildesheim/Leipzig 1937, S. 515, Nr. 23310: Inskriptionsdatum 24. 3. 1812. – Disziplinarisch ist Braunwald dort nicht in Erscheinung getreten. (Freundliche Auskunft von Dr. Hunger, Universitätsarchiv Göttingen, vom 27. 8. 2007.)

<sup>108</sup> Gymnasium: Werner Westphal: *Gymnase Jean Sturm. Matricula Scholae Argentoratensis*, Bd. 2, Strasbourg 1976, S. 217, Nr. 3721. – Coehorn: Charles Mullié: *Biographie des célébrités militaires des armées de terre et de mer de 1789 à 1850* (<http://fr.wikipedia.org/wiki>; Modifikation vom 17. 8. 2007).

<sup>109</sup> Die Angaben zu Braunwald, soweit nicht anders belegt, aus Marie-Joseph Bopp: *Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart*, Neustadt a. d. Aisch 1959, S. 79 f., Nr. 577, und aus *Zur Erinnerung an Emmanuel Braunwald, Reden gehalten bei seiner Beerdigung*, Straßburg 1864. – Geburt: Straßburg 20. 12. 1790; Tod: Ebd., 27. 9. 1864. – Auf der Suche nach Braunwalds Nachlass, in dem sich Briefe von List befinden haben könnten, erhielt ich vom Stadtarchiv Straßburg am 19. 3. 2008 die Auskunft, dort seien keine Privatpapiere von Braunwald verwahrt.

wieder in Verbindung mit dem alten Freund stand, der ein umfassend gebildeter und vielseitig interessierter Theologe sowie ein großer Büchersammler mit stetiger Aufmerksamkeit auch für Literatur aus Deutschland gewesen sein muss, wie der sorgfältig erarbeitete Katalog seiner Bibliothek verrät, in die auch sein handschriftlicher Nachlass integriert war und die bei ihrer Versteigerung über 4 000 Titel umfasste. List ist unter ihren Autoren zwar nicht vertreten, aber vielleicht war dem Straßburger Antiquar Ed. Piton, der die Briefe an Braunwald nur kumulativ und unter Nennung einzelner Absender verzeichnete – z. B. „Une liasse de lettres autographes écrites ou signées par: Haffner, Mme. Haffner, Koch, Blessig, Hebel, J. F. Oberlin, Louise Scheppeler, Präsamlé, etc.“ –, 1865 der bewusste Name gar nicht geläufig. Aus Braunwalds Bibliothek erinnern an seine Sulzer Zeit die Broschüre von Dahler „Das blockierte Strassburg, vom 6. Jänner bis zum 16. April 1814“ wie auch die erst 1837 erschienene „Chronik der Stadt Ratolphzell“, wo Braunwalds Patron Renz vorübergehend amtierte.<sup>110</sup> Vom Ableben des berühmten und verkannten deutschen Publizisten und Nationalökonomens dürfte Braunwald dann durch einen Nachruf in der französischen Presse<sup>111</sup> erfahren haben.

Eine kleine, aber nicht ganz unwesentliche Korrektur kann auch an Lists Briefcorpus und Itinerar angebracht werden. Nicht aus dem Monat Mai 1822, wie es 1933 der Herausgeber der List-Briefe erschloss, stammt die erwähnte Nachricht an Karoline List, sondern frühestens aus der letzten Juni-Woche. Dies ergibt sich aus dem Datum der Naturkatastrophe, von welcher List seiner Frau berichtete: Mit der Nötigung zum Übernachten habe Braunwald den beiden Wanderern „einen nicht geringen Dienst“ erwiesen, „denn wären wir weiter gegangen, so wären wir in den fürchterlichen Sturm gekommen, von welchem die Zeitungen so viel geschrieben haben.“ Das verheerende Unwetter mit mehreren Toten, Tausenden entwurzelter Bäume und zerschmetterter Fensterscheiben, mit zum Kentern gebrachten Schiffen, abgedeckten Dächern und enormen Hagelschäden für die Landwirtschaft brach am 23. Juni 1822 abends um 19 Uhr über Straßburg und seine Umgebung herein. Indessen, so ein späterer Zeitungsartikel aus Kehl: „In einer ViertelStunde gieng alles vorüber; der Himmel ward wieder ruhig, und es leuchteten der Mond und die Sterne friedlich.“<sup>112</sup>

<sup>110</sup> Vgl. Catalogue de la bibliothèque de feu M. Emmanuel Braunwald, pasteur-président du consistoire de Saint-Thomas, chevalier de la légion d'honneur, 2 Teile, Strasbourg 1865. – Durchgezählt sind die beiden Teile von 1 bis 1132 und 1 bis 2722, aber unter einer Nummer verbirgt sich manchmal eine Vielzahl einzelner Schriften und Bände. – Liasse: Deuxième Partie, S. 115, Nr. 2714; Dahler: Ebd., S. 85, Nr. 2047; Radolfzell: Ebd., S. 79, Nr. 1930.

<sup>111</sup> Vgl. „Sey ihm die Erde leicht“ – Nachrufe zum Tode von Friedrich List. Hrsg. v. Eugen Wendler und Heinz Alfred Gemeinhardt mit einer Einführung von Eugen Wendler, in: Reutlinger Geschichtsblätter, Jahrgang 1996, N. F. 35, S. 9–181, insbes. S. 31–37.

<sup>112</sup> Schwäbische Chronik vom 28. 6. 1822, S. 347. Vgl. auch Schwäbischer Merkur vom selben Tag, S. 881.

## 5. Rückschau

Die detaillierten Ergebnisse des Nachforschens in staatlichen und kommunalen Archiven, das übrigens – mehrere eigenhändige Zusätze nicht eingerechnet – neun unbekannte List-Autographen im Umfang von nicht weniger als 101 Seiten zutage förderte, haben gezeigt, dass Paul Gehrings Einschätzung „Was List dann [in Sulz] wirklich angegriffen hat, lässt sich nur unvollkommen rekonstruieren“<sup>113</sup> in dieser Form nicht aufrechterhalten werden kann.

Bislang war als die Hauptaufgabe des jungen Kommissars das Zusammenstellen und Aufarbeiten der Geschäftsrückstände des verstorbenen Oberamtmanns Schäffer angesehen worden, von denen das Ermitteln und Eintreiben der von den Gemeinden im Oberamt zum Teil seit langem geschuldeten Steuern im Vordergrund stand. Es ist jedoch mehr als aufschlussreich, dass seine staatlichen Auftraggeber noch vor dieses wichtige Werk die *Herstellung der Ordnung in der O(ber)AmtsRegistratur von Sulz* gesetzt haben. Von dieser elementaren und sicher zeitraubenden Beschäftigung, mit welcher List die Voraussetzung für eine funktionsfähige Administration schuf, wusste die Forschung bisher nichts.

Ebensowenig bekannt waren seine Bemühungen in dem sich schon lange hinziehenden Streit zwischen dem Königreich Württemberg und dem Fürstentum Sigmaringen über den Grenzverlauf beim Weiherhof in dem Dorfe Mühlheim am Bach. Von allen Kommissionsgeschäften ist übrigens gerade diese Materie, der nach eigenen Aussagen Lists erste Aktivität in Sulz galt, in den Quellen am besten dokumentiert, haben sich dazu doch seine außerordentlich voluminösen Berichte sowohl auf der Oberamts- als auch auf der Ministerialebene erhalten, während seine anderen Relationen als verloren gelten müssen. Deren genauer Inhalt bleibt somit im Dunkeln, doch ist bei den Untersuchungen der Steuerschulden in den Amtsorten sowie der dem Sulzer Magistrat zur Last gelegten Illegalitäten in der Gemeindeverwaltung wenigstens ihr Seitenumfang überliefert. Keinen Zweifel kann es indessen an dem zielgerichteten Eifer und dem Engagement des geborenen Reformers Friedrich List, wie ihn Hermann Bausinger einmal treffend charakterisiert hat,<sup>114</sup> bei der Erledigung der ihm übertragenen Aufgaben geben, zu der er gleich anfangs selbstbewusst eine Amtsversammlung mit dem Leiter der für Sulz zuständigen württembergischen Mittelbehörde, dem Landvogt in Rottenburg, anberaunte.

Neben den Diarien, die über seine Tätigkeit zu führen jeder Kommissar verpflichtet war, die jedoch verständlicherweise von keiner kontrollierenden Behörde nach der Prüfung der Kosten- oder Verdienstzettel aufbewahrt wor-

<sup>113</sup> Gehring, S. 52.

<sup>114</sup> Hermann Bausinger: Friedrich List – eine Festrede, in: Reutlinger Geschichtsblätter, Jahrgang 1996, NF 35, S. 251–265, hier S. 254.

den sind, vermitteln eben diese Abrechnungen die besten Informationen über die jeweiligen Amtsgeschäfte, oft auch in kalendarischer Hinsicht. Für Lists Sulzer Einsatz haben sich bisher immerhin zwei Exemplare dieser bedeutenden Quellengattung auffinden lassen. Der auf Tagegeldbasis entlohnte junge Kommissar muss allerdings, getrennt nach den Zahlungspflichtigen, noch mehr solcher Arbeitsnachweise aufgestellt und zur Dekretur, wie die Auszahlungsanordnung durch die aufsichtsführende Behörde hieß, eingereicht haben. Dies ergibt schon der Ministerialerlass vom Januar 1815 über seine Besoldung, der die Differenzierung dieser zur Zahlung Obligierten anspricht. Für die Kosten komme es nämlich darauf an, *ob dieselben der KameralKasse – oder den Oberamtmann Schäferischen Relikten, oder, wie zum Exempel in Absicht auf die SteuerReste, den privatis und Communen obliegen.*

Von der öffentlichen Hand hatten demnach für die Verfehlungen oder Unterlassungen des Oberamtmanns und der Magistratsmitglieder je nach der materiellen Zuordnung entweder die für die Amtskörperschaft zuständige Amtspflegekasse, die lokale Bürgermeisterkasse oder die Staatskasse einzustehen. Auf privater Seite waren es dagegen vor allem Schäffers Erben, die den Kommissar für seinen Aufwand bei der Untersuchung der nicht in den dienstlichen Bereich des Oberamtmanns fallenden Unregel- oder gar Unrechtmäßigkeiten vergüten mussten. Verdienstnachweise für Arbeiten in solchen Privatangelegenheiten haben sich jedoch so gut wie nie erhalten; auch für List, wenig verwunderlich, fehlen sie. Darüber hinaus ist denkbar, dass er seine Tätigkeit in der Sache Weiherhof, der als Krongut im Besitz der königlichen Familie stand, mit der württembergischen Domänenkammer abgerechnet hat.

Für Lists Entlohnung hatte die Krondomänensektion im Finanzministerium das Kameralamt Oberndorf am Neckar ermächtigt, auf Verlangen Abschlagszahlungen in einer Gesamthöhe von 560 Gulden vorzunehmen, wie sie überdies auch die Abgabe des nötigen Brennholzes aus Staatswäldern angeordnet hatte. Was List davon empfangen hat, kann nicht mehr nachgewiesen werden. Überliefert ist aber die Tatsache der Vergütung durch mindestens vier Kostenträger: zum einen für das Ordnen der Sulzer Oberamtsregistratur von seiten der Staatskasse und der Schäfferschen Relikten, zum andern für die Steuerexekution von seiten der Amtspflege sowie zum dritten für die Untersuchung gegen Schäffer und den Sulzer Magistrat von seiten der örtlichen Bürgermeisteramtskasse oder Stadtpflege. Dabei ist in den beiden letzten Fällen sogar die Höhe der Entlohnung bekannt. Während allerdings Lists Vorgänger Binder zwei Jahre zuvor vier Gulden pro Tag als Diäten abrechnen durfte, passierten bei ihm selber bloß noch drei.

Nicht kleinlich zeigten sich Lists Vorgesetzte dagegen in der Frage der Reisekosten. Die vielleicht auch der Jahreszeit geschuldete imposante Ausstattung mit zwei Pferden und einer *Chaise* – List, der später flüssig Französisch sprach, nennt die leichte Kutsche in seinem Kostenzettel hartnäckig *Chaise* – entthob den jungen Kommissar dem Zwang, Dienstreisen im Sattel zurück-

zulegen, wie dies dem Revisor Binder noch zugemutet worden war. Aber keineswegs vergessen werden darf indes Lists spätere Aussage, seine Vermögensverhältnisse seien durch die beiden Kommissionen in Sulz und im Armeehauptquartier „sehr zerrüttet“ worden.

Unter einer bedauerlichen kalendarischen Unschärfe leidet Lists tatsächliche Anwesenheit in Sulz. Am Anfang seiner Kommission steht zwar der Antrag des Innenministeriums vom 2. Oktober 1814, ihn für die Sulzer Aufgaben einzustellen, doch im Gegensatz zu dem zuvor mit ähnlichen Untersuchungen schon 1813 betrauten Kommissar Binder, der in einem seiner Kostenzettel das Eintreffen in Sulz exakt datiert, lässt sich Lists Aufzug in dem Oberamtsstädtchen nicht genau bestimmen. Amtieren sieht man ihn dort erstmals am 20. Oktober 1814. Auch das Ende kann im Moment nur näherungsweise angegeben werden. Den Zeitraum von sieben Monaten, den das Finanzministerium im Dezember 1814 beim Bewilligen des Vorschussrahmens ins Auge gefasst hatte, scheint List zur Erledigung seines Auftrags nicht ganz benötigt zu haben. Im März 1815, in dessen erster Hälfte ihn die „Sulzer Petition“ außerberuflich stark in Anspruch nahm, brachte er zwei umfangreiche Abschlussberichte zu Papier, und zwar unter dem 10. den über den Grenzstreit beim Weiherhof sowie unter dem 27. jenen über die Untersuchung gegen den verstorbenen Sulzer Oberamtmann und den Magistrat. In der Steuerschuldensache war er bis zum 1. April aktiv und seine letzte amtliche Spur vor Ort datiert vom 6. April 1815. Da er jedoch am 19. April in der Reutlinger Erbteilungsurkunde als Oberamtskommissar zu Sulz in Erscheinung tritt, muss er damals noch in dieser Eigenschaft tätig gewesen sein.

Was könnte ihn aber nach der Erledigung seines Untersuchungs- und Steuerexekutionsauftrags in Sulz noch gehalten haben? Der einzige Komplex, über den wir wenig wissen, war die Neuordnung der sehr im Argen liegenden Oberamtsregistratur. Dieser Arbeit, die List 1814 wegen Vordringlicherem wohl nicht abschließen konnte, standen nun keine Hindernisse mehr im Wege. Vom 28. März stammt bezeichnenderweise eine Vereinbarung mit dem Acciser Kopp über das Indexieren der jüngeren Akten, und vermutlich hat sich List im April, in dem er wegen der Erbteilung der mütterlichen Hinterlassenschaft zwischendurch sicher in Reutlingen weilte, noch einmal in größerer Ruhe mit der ihm ausdrücklich übertragenen Neuordnung befasst. Deren interner Charakter machte die Kommunikation mit anderen Behörden allerdings entbehrlich, so dass sie außer der ebenfalls im April beantragten Anschaffung neuer Registraturkästen, was gleichermaßen die Argumentation stützt, keinen heute noch verifizierbaren Niederschlag in den Quellen gefunden zu haben scheint. Um so größer ist daher das Gewicht einer amtlichen Aussage von 1832, wonach *die Registratur zu Sulz [...] im Jahr 1815 durch einen Commissarius List systematisch geordnet [...] worden ist.*

Zum Erlöschen von Lists Kommission ist an den Umstand zu erinnern, dass der Bericht vom 6. Mai 1815 über die *Fortsetzung und Beendigung der*

*Steuer Executionen im O(ber)Amte* eben von diesem Oberamt Sulz stammte. Damit kann dieses Datum für Lists Sulzer Tätigkeit als *Terminus post quem* gewertet werden, der dem Antritt seiner Gehilfenstelle im Generalsekretariat des Armeeministeriums<sup>115</sup> spätestens am 9. Mai nicht widerspricht.

Dass in amtlichem Registraturgut Nachrichten aus der privaten Sphäre nur selten vorkommen, liegt in der Natur der Sache. Hier in Sulz blitzen in den Akten aber immerhin zwei der Forschung bislang unbekannte Freundschaften kurz auf, die den fünfundzwanzigjährigen List mit zwei Gleichaltrigen verbunden haben, und zwar mit einem politisch wohl ähnlich gesinnten Hauslehrer und späteren Pfarrer aus Straßburg sowie mit einem wie List offenbar gleich humorbegabten Verwaltungsjuristen und späteren Oberamtsrichter. Da in jener Zeit engste Kontakte List mit seinem Vertrauten aus Tübinger Studentagen Johannes Schlayer verknüpften, dem noch am 6. November 1814 als stud. iur. bei der akademischen Feier des Königsgeburtstags der Preis der Tübinger Juristenfakultät verliehen worden war<sup>116</sup> und den er, eigenen Angaben zufolge, auf die Oberamtei Sulz nachgezogen hat, dürfte der spätere württembergische Innenminister ebenfalls in diesen Freundeskreis gehört haben.

Mit Schlayer gerät zum Schluss noch einmal die „Sulzer Adresse“ ins Blickfeld. Diese von List im März 1815 eilig und eifrig zu Papier gebrachte Petition mit den Unterschriften von 101 Wahlmännern des Oberamtsbezirks Sulz, von welcher als anderer geistiger Urheber eben der damalige Aktuar des Sulzer Oberamts Schlayer gilt und welche der vorliegende Beitrag aus den eingangs dargelegten Gründen aussparen durfte, entstand in der aufregenden Phase der Wahlvorbereitungen für die württembergische Ständeversammlung. Wenn auch List, den die gewaltigen Umwälzungen in Europa bis dahin merkwürdig unberührt gelassen hatten, seiner Erstlingsarbeit später keine Bedeutung beimaß, so erinnerte er sich doch noch in den letzten Lebensjahren an sie als „den Anfang seiner politischen Betätigung“.<sup>117</sup>

Und Gedanken an sie dürften unweigerlich stets auch Assoziationen an Sulz und seine dortige Zeit geweckt haben.

<sup>115</sup> List, Werke, Bd. 8 (wie Anm. 98), Nr. 6, S. 96. Vgl. auch Gehring, S. 72.

<sup>116</sup> Schwäbische Chronik vom 10. 11. 1814, S. 485.

<sup>117</sup> Gehring, S. 55.



# Weinpreis, Mordtat, Jubelfeier: Die Reutlinger „Cronica“ 1687–1738 des Johann Georg Launer

Von Gerald Kronberger

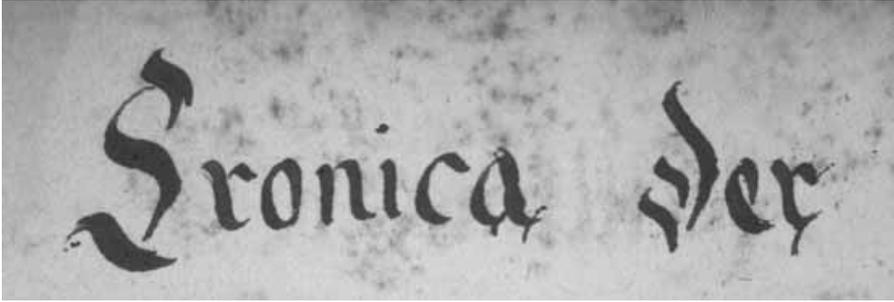
## 1. Einleitung

Im Nachfolgenden soll eine Reutlinger Stadtchronik für die Jahre 1687 bis 1738 vorgestellt werden, die der hiesige Bürger und Schuhmacher Johann Georg Launer verfasste.<sup>1</sup> Sie ist enthalten in einem Band der Handschriftenabteilung der Reutlinger Stadtbibliothek, wobei die entsprechenden Eintragungen durchgängig mit der Seitenüberschrift „Cronica der Statt Reuttlingen“ versehen sind. Den Auftakt dieses Aufsatzes bilden zwei kleine Kostproben aus der 162 Seiten umfassenden historischen Quelle. Sie vermitteln einen ersten Eindruck vom Sprachgebrauch jener Zeit, vom einfachen, oft auch etwas holprigen Stil des Autors und nicht zuletzt vom historischen Aussagewert dieser Aufzeichnungen. Der Chronist geht in den beiden Auszügen, die er in diesem Fall in Reimform gebracht hat, auf den europäischen Friedensvertrag von Rastatt aus dem Jahr 1714 ein sowie auf das im Folgejahr auch in Reutlingen gefeierte sogenannte „Friedensfest“.<sup>2</sup>

Mit dem Frieden von Rastatt konnte der 1701 begonnene Spanische Erbfolgekrieg beendet werden. Dieser war durch die französischen Vormachtsbestrebungen in Europa ausgelöst worden und für Reutlingen im Vorfeld der epochalen Schlacht bei Höchstädt in Bayern 1704 mit einer ungemein belastenden Truppeneinquartierung von insgesamt zwei Regimentern holländischer und hessischer Infanterie verbunden gewesen. Später kam es neben den außergewöhnlichen Kriegssteuern an das Reich vor allem im Zusammenhang mit einem französischen Vorstoß nach Württemberg 1707 zu umfangreichen Kontributions- und Lösegeldzahlungen. Wie schon im Dreißigjährigen sowie im Pfälzischen Krieg im 17. Jahrhundert war Reutlingen damit auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts zwar von Plünderung und Zerstörung verschont geblieben, doch hatten die langwierigen Konflikte einen massiven materiellen und finanziellen Aderlass für die Stadt bedeutet.

<sup>1</sup> Grundlage des vorliegenden Textes ist das überarbeitete sowie um Quellen- und Literaturangaben erweiterte Manuskript für den von Geschichtsverein und Volkshochschule veranstalteten Vortrag am 21. Mai 2007. Insbesondere die Ausführungen zum Stadtbrand stellen eine inhaltliche Ergänzung dar.

<sup>2</sup> Johann Georg Launer: Cronica der Statt Reuttlingen 1687–1738 (künftig: Cronica), in: Stadtbibliothek Reutlingen, Alte Stadtbibliothek Handschriften HS 51, S. 346 und 350 f.



Die Seitenüberschriften auf der jeweils rechten und linken Seite von Johann Georg Launers „Cronica“.

Außerdem war die Angst vor militärischer Gewalt und Zerstörung sowie vor einem erneuten Ausbruch der Pest – sie hatte ein letztes Mal 1635 in Reutlingen gewütet – sehr präsent gewesen.<sup>3</sup> So heißt es in der „Cronica“ unter der Überschrift „Anno 1714“:

„Nach ausgestander viel Gefahr  
 von Krieg, Theurung und Hunger zwaar  
 die Pest unß nicht hat getroffen gaar  
 in disem 17 Hundert und 14ten Jahr.  
 So hat uns Gott darin gegeben  
 den Früden wider zu unsrem Leben.  
 Welcher ist beschlossen worden  
 zu Rastatt an Reines Orten.“<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten Bd. 2, Reutlingen 1845 (künftig: Gayler II), S. 60 f. sowie S. 238–241.

<sup>4</sup> Transkriptionen erfolgen grundsätzlich buchstaben- und zeichengetreu; die Groß- und Kleinschreibung sowie die Zeichensetzung wurden behutsam der heutigen Rechtschreibung angepasst, die Währungszeichen „fl.“ und „x“ als „Gulden“ und „Kreuzer“ aufgelöst.

Es ist also von besagtem Friedensschluss zu Rastatt am Rhein die Rede. Vier Seiten weiter wird beschrieben, wie in Reutlingen die „Feierlichkeiten“ zu dem im Januar 1715 reichsweit begangenen „Friedensfest“ aussahen:

„Daß Früden-Fest an allen Orten [...] Gott zu Ehren ist zelebriert worden ein Opffer auch ist angestellt worden vor allen Kürchthüren stunden frey ein Stuol mit einem Becketlein gley beym jeden ein Raths-Herr gewössen zu söhen waß man thut einlegen [...]“

Das herausragende, weil als einziges vom Chronisten genannte Gestaltungselement des Friedensfestes war demnach die Durchführung einer außergewöhnlichen Kollekte („Opffer anstellen“): In auffälliger („frey“), also unübersehbarer Weise standen unmittelbar („gley“) bei allen Kirchentüren Opferbecken auf Stühlen. Pikantes Element dieser Sammlung war, dass jeweils ein Rathsherr einen Blick darauf warf, welche Person was und wieviel spendete: Eine vor dem Hintergrund der ruinösen Kriegsjahre nachvollziehbare, aber nichtsdestoweniger sehr ungewöhnliche Maßnahme zur – modern gesprochen – Steigerung der kommunalen Einnahmen. Eine historische Quelle, die uns solche Detailinformationen zur Stadtgeschichte liefert, verdient es, näher betrachtet zu werden.

Die „Cronica der Statt Reutlingen“ für die Jahre 1687 bis 1738 findet sich, wie bereits erwähnt, in einem Band der Reutlinger Stadtbibliothek. Die Betonung liegt dabei auf „finden“, denn in dem einschlägigen, 1903 gedruckten „Katalog der Bibliothek der Stadt Reutlingen“<sup>5</sup>, der, was die darin enthaltenen Handschriften anlangt, derzeit einer fundierten Neubearbeitung entgegensteht, ist kein Hinweis darauf enthalten. Ich selbst bin durch einen Zufall darauf aufmerksam geworden: Bei Recherchen zur Reformationsgeschichte wollte ich 1996 das handschriftliche Original der Reimchronik von Johannes Fizion (1573–1653) einsehen.<sup>6</sup> Bei diesem um 1630 niedergeschriebenen Werk des „Kollaborators“ und späteren Schulmeisters an der deutschen Schule zu Reutlingen handelt es sich um eine der ältesten und auch bekanntesten Reutlinger Stadtchroniken.<sup>7</sup> Die Fülle an interessanten Angaben zur Stadtgeschichte allgemein, zur Geschichte der Reutlinger Reformation im Speziellen sowie die Beschreibungen zum damaligen Stadtbild haben dazu

<sup>5</sup> Karl Friderich: Katalog der Bibliothek der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1903.

<sup>6</sup> Im Katalog von Friderich (vgl. Anm. 5) trägt der Band die Nr. 4196. Bei der Neubearbeitung der Handschriftenabteilung durch Dr. Peter Amelung erhielt er die neue Signatur HS 51 (Auskunft von Maria Weber, Stadtbibliothek Reutlingen).

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Herbert Kopp: Fitzions Reimchronik im neuen Licht der Forschung, in: Reutlinger Heimatblätter Januar 1953.

geführt, dass die Handschrift der Fizion-Chronik bereits 1862 durch Adolf Bacmeister transkribiert und publiziert wurde.<sup>8</sup>

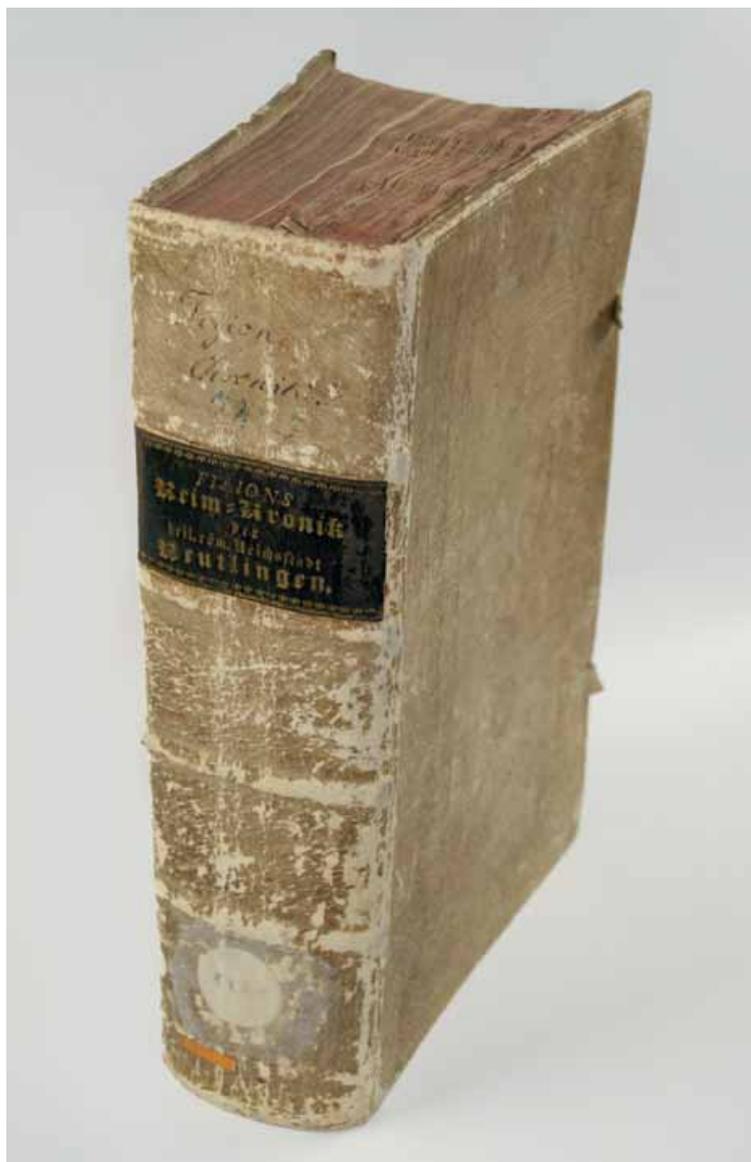
Beim Durchsehen des Handschriftenbands dieser Fizion-Chronik fiel mir auf, dass im Anschluss an die 315 Seiten umfassenden Aufzeichnungen Fizons weitere Chroniken enthalten sind, unter anderem am Ende des Bandes keine geringere als diejenige des Carl Bames für die Zeit von 1803 bis 1867, niedergeschrieben auf jüngeren, offensichtlich für diesen Zweck neu eingebundenen Papierlagen. Im unmittelbaren Anschluss an die Fizion-Chronik gibt es außerdem noch eine Fortsetzung der von Fizion begonnenen Aufzählung der protestantischen Geistlichkeit bis in die 1720er Jahre hinein („Continuatio aller Geistlichen“) sowie Chroniksplitter zur Zerstörung der Burg Wildenau 1406 und eine kürzere sechsseitige Darstellung zu den Jahren 1430 bis 1589. Im Wesentlichen stellen aber nach Fizion einer- und Bames andererseits die 162 Seiten der „Cronica der Statt Reutlingen“ für die Jahre 1687 bis 1738 innerhalb des Bandes den umfangreichsten Chronik-Block dar, dessen Seiten 320 bis 481 – im Gegensatz zu den erwähnten Einsprengseln – wieder stringent durchnummeriert wurden. Um eine weitere mindergewichtige Ergänzung handelt es sich schließlich bei den Aufzeichnungen eines unbekanntenen Verfassers auf den Seiten 482 bis 490 für die Jahre 1739 bis 1740: Es sind vor allem Wetterbeschreibungen.

Bei meiner Entdeckung der „Cronica“ handelte es sich keineswegs um eine Erst- und Neuentdeckung. So nennt der Reutlinger Arzt Friedrich August Memminger in dem 1805 veröffentlichten „Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen“ in seiner Vorbemerkung auch die Handschrift der Fizion-Chronik und ergänzt, dass selbige von einem „Anonymus“ fortgesetzt wurde.<sup>9</sup> Vor allem jedoch erwähnt der Stadtpfarrer und Rektor Christoph Friedrich Gayler (1780–1849) im zweiten Band seiner „Historischen Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt [...] Reutlingen“ bei den Schilderungen von Ereignissen der Jahre zwischen 1687 und 1738 immer wieder einen „Chronisten“, eine „Chronik“, einen „Chronikanhang“ oder eine „Chroniknachricht“:<sup>10</sup> Hierbei handelt es sich um nichts anderes als die Aufzeichnungen eben jener „Cronica“, die er teilweise über ganze Absätze zwar verständlicher formuliert, inhaltlich aber – ohne dies deutlich zu machen – letztlich als Ganzes zitiert. Gayler geht somit auf eine seiner zentralen Quellen nicht separat ein, und der besagte Memminger hat sie erst gar nicht weiter ausgewertet. Das heißt, wiewohl keineswegs unbekannt, blieb die „Cronica“ für 1687 bis

<sup>8</sup> Adolf Bacmeister (Bearb.): Cronica unnd grindtliche Beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reutlingen, Stuttgart 1862 (künftig: Bacmeister/Fizion).

<sup>9</sup> Friedrich August Memminger: Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1805 (künftig: Memminger 1805), S. 16.

<sup>10</sup> Gayler II (wie Anm. 3): entsprechende Nennungen der „Cronica“ unter anderem auf den Seiten 239, 242, 244 und 291.



Dieser Band aus der Handschriftenabteilung der Stadtbibliothek Reutlingen enthält unter anderem die „Cronica“ Johann Georg Launers. Nach der Stiftung des wertvollen Folianten an die Stadt 1859 erfolgte dessen Neueinbindung sowie die Fortschreibung der Stadtchronik durch Carl Bames. Der Rückentitel nennt ausschließlich die „Reim-Kronik“ von Johannes Fizion.

1738 als eigenständige historische Quelle in der Stadtgeschichtsschreibung seither nahezu ungenannt und nicht weiter beachtet.

Dass sich dies nun ändert, dafür sind mittlerweile die Voraussetzungen geschaffen: Frau Heidi Stelzer, 2. Vorsitzende des Reutlinger Geschichtsvereins, hat als ehrenamtliche Mitarbeiterin im Reutlinger Stadtarchiv im Jahr 2002 eine maschinenschriftliche Transkription dieser „Cronica“ erstellt und mit Indizes versehen.<sup>11</sup> Das Ergebnis dieser Arbeit kann in der Dienstbibliothek im Lesesaal des Stadtarchivs eingesehen werden.<sup>12</sup> Eine wichtige Primärquelle zu rund fünf Jahrzehnten Stadtgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts ist für die historische Forschung damit zugänglich gemacht worden.

Bei der nachfolgenden Vorstellung soll zunächst die durchaus überschaubare Reihe reichsstädtischer Reutlinger Stadtchroniken, in der unsere „Cronica“ steht, skizziert werden. Sodann wird auf den Verfasser eingegangen, insbesondere auf seine dank der Transkription möglich gewordene Identifizierung sowie auf den von ihm betriebenen Weinbau. Beim Inhalt der „Cronica“ sollen zum einen deren gleichförmige Teile, vor allem die zahlreichen Auflistungen von Lebensmittelpreisen betrachtet, zum anderen mehrere vom Chronisten geschilderte Einzelereignisse beleuchtet werden.

## 2. Reichsstädtische Chroniken

In welchem Kontext steht die hier vorgestellte neuzeitliche „Cronica“? Zunächst einmal ist die älteste, zwischen 1347 und 1349 entstandene Reutlinger Chronik samt „Ergänzungen“ keine spezifische Reutlinger Stadtchronik, sondern sie hat „lediglich“ einen Reutlinger Verfasser. In diesem „Chronicon“ des Priesters Hugo Spechtshart sowie in den Glossen und Glossaren hierzu wird der Versuch unternommen, ausgehend von der Zeit des antiken Roms eine Geschichte des fränkischen und deutschen Kaiserreichs bis in die Gegenwart des Verfassers hinein zu gestalten. Reutlinger Themen sind im wahrsten Sinne des Wortes nur am Rande beziehungsweise nur „glossenhaft“, das heißt in ergänzenden Kommentaren behandelt, denen wir aber immerhin nichts weniger verdanken als die wichtigsten Angaben zur Erbauung der Marienkirche. Spechtsharts „Chronicon“ ist außerdem eine „cronica metrificata“, also ein in Versform gebrachtes Werk, und es ist – im Gegensatz zu den späteren Stadtchroniken – in lateinischer Sprache verfasst.<sup>13</sup>

<sup>11</sup> In der Handschriftenabteilung der Stadtbibliothek liegt unter der Signatur HS 54 außerdem eine handschriftliche Transkription der Seiten 1 bis 490 von HS 51 (vgl. Anm. 6) vor; angefertigt vermutlich um 1860 von Adolf Bacmeister.

<sup>12</sup> StadtA Rt., DB Nr. 4933.

<sup>13</sup> Eberhard Stiefel: Leben, Wirken und Werke des Hugo Spechtshart von Reutlingen, in: RGB NF 24 (1985), insbesondere S. 18 (Datierung) u. 22 („cronica metrificata“).

Nach Spechtshart hat sich dann für rund 250 Jahre niemand in Reutlingen mehr als Chronist betätigt. Dies änderte sich im ausgehenden 16. und in den ersten drei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts nachhaltig: Damals entstanden gleich drei achalmstädtische Chroniken, die uns überliefert sind. Diese Vielzahl an Chroniken aus der Zeit um 1600 war keine Reutlinger Besonderheit. So wurde etwa in Württemberg die damalige Welle der Geschichtsschreibung überragt von der „Schwäbischen Chronik“ des Tübinger Professors Martin Crusius.

In Reutlingen haben in den 1590er Jahren der Arzt Alexander Camerer sowie der Lehrer Christoph Laubenberger damit begonnen, etwas disparate, aber interessante Informationen zu Stadt und Stadtgeschichte zusammenzutragen.<sup>14</sup> Im Gegensatz zu deren kurzer Chronik in Prosa stehen zwei stattliche Reutlinger Reimchroniken. Die eine wurde bis 1613 abgeschlossen und stammt von dem Rektor der hiesigen Lateinschule Jakob Frischlin (1557–1621).<sup>15</sup> Die zweite entstand um 1630: Es ist die bereits genannte des Schulmeisters Johannes Fizion, der übrigens in nicht unerheblichem Umfang bei Frischlin „abgeschrieben“ hat. Alle drei Chroniken thematisieren ausschließlich Reutlingen und seine Geschichte und verfolgen diese zurück bis zu ihren Anfängen im Mittelalter. Die Verfasser Laubenberger, Frischlin und Fizion standen als Pädagogen im Dienste einer städtischen Einrichtung, dem Scholarchat, an dessen Spitze der Amtsbürgermeister und der Hauptprediger der Stadt – heute würden wir sagen: der Dekan – standen. Dies wiederum kann als unmittelbare Erklärung dafür dienen, dass alle drei Chronisten der Reformationsgeschichte sowie – im Falle Frischlins und Fizons – der Aufzählung und auch kurzen Lebensbeschreibung der reformierten Geistlichkeit viel Platz einräumen. Insbesondere Fizion präsentiert die Reformation gleichsam als höchsten Gewinn und als Ziel Reutlinger Stadtgeschichte.

Den beiden opulenten Reimchroniken von Frischlin und Fizion folgte ganz nüchtern und prosaisch die – so der Titel – „Chronologia Begeriana – Vom Jar 1548 biß uff das Jar 1650“: Es sind die manchmal nur stichwortartigen Aufzeichnungen des mehrfachen Amtsbürgermeisters und Bibliotheksstifters Matthäus Beger (1588–1661), der hier nicht zuletzt einen Rechenschaftsbericht über die von ihm bekleideten Ämter abgelegt hat sowie „aktuelle“ Ereignisse des 30-jährigen Krieges festhält.<sup>16</sup> Ebenfalls in Prosa wendet sich der „Präzeptor“, also Lehrer, Lorentius Hoffstetter (1629–1692) vorrangig den

<sup>14</sup> Theodor Schön (Bearb.): Reutlinger Geschichtsquellen I: Die Camerer-Laubenbergische Chronik, in: RGB 4 (1893), S. 25–28, 65–68 und 76–81. Die Vorlage hierzu, eine Abschrift aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, befindet sich in: StadtA Rt., Sammlung zur Orts- und Landesgeschichte S 1 Nr. 2.

<sup>15</sup> Werner Krauß: Die Reutlinger Frischlin-Chronik, in: RGB NF 9 (1971), S. 69–199, insbesondere S. 73, 75, 85 und 184.

<sup>16</sup> Theodor Schön (Bearb.): Reutlinger Geschichtsquellen III: Chronologia Begeriana, in: RGB 9 (1898), S. 44–47, 58–61, 66–72 und 81–89.



Johannes Fizion hat seine Reimchronik in zwei Teile untergliedert. Der auf 1623 datierte Beginn der Niederschrift des zweiten Teils ist mit einer Darstellung des Reichswappens illustriert.

Ereignissen seiner Zeit zu. Als Nachfolger von Fizion in dessen Amt als Schulmeister an der deutschen Schule in Reutlingen hat er mit seiner „Reutlinger Chronic [...] bis 1691“ auf fast 1000 Seiten die Chronik-Schreibung schwerpunktmäßig so definiert, wie wir dies auch heute tun würden: nicht als eine thematisch gegliederte Stadtbeschreibung mit historischen Rückblicken, sondern als chronologische Aufzeichnung, die sich vorrangig um das Festhalten der – aus Sicht des Verfassers – aktuellen Geschehnisse bemüht. Das waren bei Hoffstetter die Ereignisse der 1660er bis 1680er Jahre.<sup>17</sup>

Nicht zuletzt im Hinblick auf den Umfang fällt demgegenüber die hier vorzustellende „Cronica“ der Jahre 1687 bis 1738 deutlich ab. Sie ist ebenfalls konsequent nach Jahren geordnet und ohne selbständige historische Rückblicke verfasst. Grundsätzlich ist sie in Prosa gehalten, wobei ihr Verfasser aber auch gereimte Passagen einstreut. Tatsächlich können diese Aufzeichnungen als eine Art Schlusspunkt in der skizzierten vielfältigen Tradition reichsstädtischer Reutlinger Chroniken gewertet werden, denn ihr Verfasser ist auch darum bemüht, das historisch Herausragende des Stadtgeschehens all-

<sup>17</sup> Paul Schwarz (Bearb.): Lorentius Hoffstetter, vieljähriger Praeceptor in Reutlingen: Reutlinger Chronic vom Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691, in: RGB NF 20/21 (1981/82).

jährlich darzustellen. Und der Umstand, dass sich diese Aufzeichnungen im gleichen Band wie die Fizion-Chronik wiederfinden, deutet darauf hin, dass ihr Autor eine Art offiziellen Auftrag besaß, die Stadtchronik fortzuschreiben.<sup>18</sup>

Einen sehr breiten Raum nehmen in dieser „Cronica“ die Darstellungen von Wetterverhältnissen, Ernteergebnissen und Lebensmittelpreisen ein. Und um die Beschreibung von Wetter, Unwettern und deren Auswirkungen sowie um allgemein religiöse Betrachtungen geht es bei einer weiteren Chronik nahezu ausschließlich. Die Aufzeichnungen des Weingärtners Johann Georg Hohloch für die Jahre 1781 bis 1814 lassen die Berichterstattung über das Zeitgeschehen sehr stark in den Hintergrund treten. Der kleinformatische Band, in dem die Hohloch'schen Aufzeichnungen sowie Fortsetzungen hierzu bis 1887 niedergeschrieben sind, wird in den Sammlungsbeständen des Stadtarchivs verwahrt und stammt wohl aus dem privaten Umfeld der Verfasser.<sup>19</sup> Wir verfügen jedenfalls über keinerlei Hinweise darauf, dass besagter Hohloch einen von städtischer oder kirchlicher Seite erteilten Auftrag für seine Chronistentätigkeit besaß. Insofern handelt es sich bei der „Cronica“ der Jahre 1687 bis 1738 um die letzte nennenswerte Reutlinger Stadtchronik der Reichsstadtzeit.

Offenbar sah sich in der zweiten Hälfte des 18. wie auch im beginnenden 19. Jahrhundert – im Zeichen von Aufklärung und Klassizismus – kein Bildungsbürger dazu berufen, die lokale Zeitgeschichte schriftlich festzuhalten. Erst in Folge der geistigen Bewegung der Romantik, bei der im Gegensatz zur vorausgehenden Begeisterung für die Antike der Stolz auf die eigene nationale Geschichte in den Mittelpunkt rückte, hat sich dies geändert: So verfasste etwa



Eine der intensiv genutzten Quellen für den 1845 erschienenen zweiten Teil der „Historischen Denkwürdigkeiten“ von Christoph Friedrich Gayler war die Launer'sche „Cronica“.

<sup>18</sup> Zum Auftakt einer quellenbasierten Reutlinger Geschichtsschreibung in diesem Zeitraum durch Johann Georg Beger vgl. Anm. 64.

<sup>19</sup> StadtA Rt., Sammlung zur Orts- und Landesgeschichte S 1 Nr. 4.

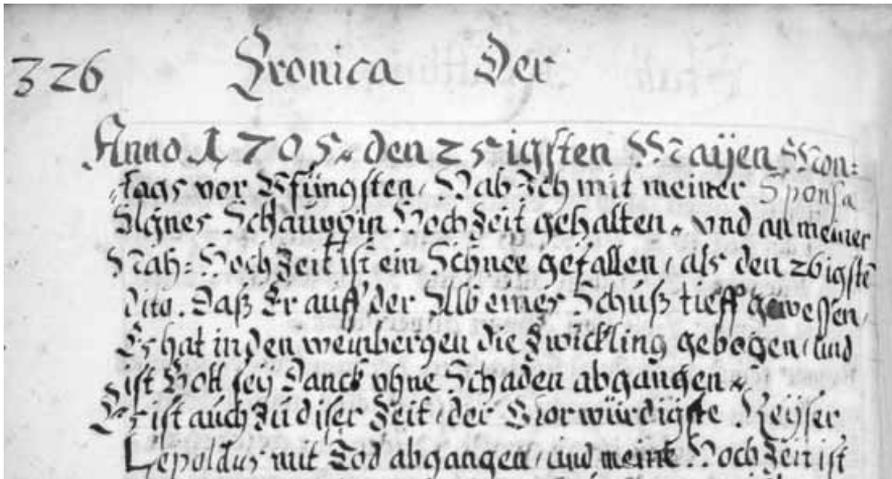
Christoph Friedrich Gayler die schon genannten „Historischen Denkwürdigkeiten“ und erwarb sich mit deren Publikation in zwei Bänden 1840 und 1845 den legitimen Ruf als „Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt Reutlingen“<sup>20</sup>. Um jedoch den unvollständigen Chronik-Ausblick ins 19. Jahrhundert hier abzuschließen, ist vor allem Carl Bames zu nennen. Der Präzeptor – er war Lehrer am Lyzeum, also an der Reutlinger Lateinschule – hat ab den 1860er Jahren die eigentliche Chronistentätigkeit für die Stadt wieder aufgenommen. Diese Aufzeichnungen sind durchsetzt mit Gedichten von ihm, und unmittelbar nach seinem Tod 1875 wurde die „Chronica von Reutlingen in Freud und Leid, im Festtags- und im Werktagskleid“ ebenfalls gedruckt.

### 3. Der Chronist

Um nun den Stellenwert der „Cronica“ für die Jahre 1687 bis 1738 näher bestimmen zu können, ist es in erster Linie aufschlussreich, die Biographie ihres Autors – soweit möglich – zu erhellen. Dieser war bis zur Transkription der Chronik vor einigen Jahren unbekannt. Memminger hat ihn 1805 als einen „Anonymus“ bezeichnet und im Chroniktext beziehungsweise in dem Chronikband der Stadtbibliothek selbst findet sich kein Verfassernamen. Es gibt jedoch in den Aufzeichnungen für das Jahr 1705 eine entscheidende Textstelle, und zwar auf der Seite 326. Sie lautet: „Anno 1705, den 25igsten Mayen Montags vor Pfüngsten, hab ich mit meiner Sponsa Agnes Schauppin Hochzeit gehalten, und an meiner Nah-Hochzeit ist ein Schnee gefallen, als den 26igsten dito“. Vor rund 200 Jahren war demnach am Ende des Monats Mai, einen Tag, nachdem („Nah-Hochzeit“) der Chronist sich mit seiner Braut („Sponsa“) vermählt hatte, ein – wie nachfolgende Bemerkungen ergeben – größerer Schneefall zu verzeichnen.

Mit diesem autobiographischen Hinweis ist es keine größere Schwierigkeit, in den Reutlinger Kirchenbüchern der Evangelischen Kirchenpflege, in dem Fall in den Eheregistern für 1705, folgenden Eintrag ausfindig zu machen: „den 25. Maii hat Johann Georg Launer [...] mit Agnes, Abraham Schauppen Bürgers und Weingärthners alhie ehlicher Tochter Hochzeit gehalten“. Damit kann der Reutlinger Schuhmacher Johann Georg Launer als der Verfasser unserer „Cronica“ identifiziert werden. Dank der Kirchenbücher sind auch weitere Lebensdaten schnell zur Hand: Johann Georg Launer wurde am 7. Juni 1679 als Sohn des Georg Launer geboren, der ebenfalls Schuhmacher war, und verstarb am 10. Dezember 1739 im 61. Lebensjahr. Aus seiner Ehe mit der Weingärtnerochter Agnes Schaupp gingen, gemäß Familienregister, sechs Kinder hervor, von denen jedoch nur drei das Erwachsenenalter erreichten.

<sup>20</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart 1893 (künftig: Oberamtsbeschreibung 1893), Erster Teil, S. 490.



Der Eintrag des Chronisten, am 25. Mai 1705 „Hochzeit gehalten“ zu haben, ermöglicht seine Identifizierung mit Hilfe der Reutlinger Eheregister als Johann Georg Launer.

So einfach sich diese genealogischen Daten aus den Kirchenbüchern zusammentragen lassen, so spärlich sind leider zusätzliche Quellen gesät: Zwar enthält der Chronikband selbst noch einen Hinweis, dass Johann Georg Launer um 1690 die Reutlinger Lateinschule besuchte,<sup>21</sup> in den einschlägigen Findmitteln des Stadtarchivs lassen sich jedoch keine weiteren unmittelbaren Lebenszeugnisse ermitteln. Ein solcher Mangel an biographischen Quellen ist vor allem deswegen bedauerlich, weil die Frage, weshalb gerade Johann Georg Launer die Reutlinger Stadtchronik fortgeschrieben hat, vorläufig unbeantwortet bleiben muss. Als Schuhmacher hat Launer jedenfalls einer Zunft angehört, die im 17. Jahrhundert unter den zwölf Zünften das zweitniedrigste Steueraufkommen besaß. Das wenig kapitalintensive Schuhmacher-Handwerk hatte zur Folge, dass diese selbst grundsätzlich zu den weniger vermögenden Bürgern der Stadt zählten. Insofern drängt sich von Launers sozialer Stellung her zunächst keine Verbindung zum Kreis Reutlinger Honoratioren auf, wo der Wunsch nach einer chronikalischen Dokumentation des Stadtgeschehens am ehesten zu erwarten wäre. Dass es diese Verbindung andererseits gegeben haben muss, belegen erneut die Reutlinger Kirchenbücher: Der Eintrag für Johann Georg Launer ins Taufregister nennt als Paten mit Johann Georg Müller, Johann Jakob Finckh sowie Regina Bauer keine geringeren Personen als den

<sup>21</sup> Gerald Kronberger: Neue Quellen zum Neuen Tor (künftig: Kronberger, Neues Tor), in: RGB NF 39 (2000), S. 27–51, hier: S. 38.

für 1678/79 gewählten Schultheiß sowie einen Ungelter, also Steuereinzahler, und schließlich die Ehefrau des reichsstädtischen Ratschreibers.

Ein Beleg für einen offiziellen Auftrag an Launer zur Fortsetzung der Fizion-Chronik ergibt sich schließlich aus der formalen Beschreibung des Chronik-Bandes selbst. Das Vorwort zur Edition der Fizion-Chronik durch Adolf Bacmeister 1862 enthält in diesem Zusammenhang eine entscheidende Beobachtung: Der Band, so schreibt Bacmeister, „enthält 490 paginierte Seiten. Davon füllt die Fizonsche hier abgedruckte Chronik 315 Seiten. Des Chronisten eigene, feste und deutliche Hand [...] läuft bis zur letzten Zeile der 314. Seite, der Rest ist von jüngerer und minder gewandter Hand ergänzt.“<sup>22</sup> Das heißt, die letzte Seite der Fizion'schen Reimchronik ist nicht im Original erhalten, sondern nur in Form einer Abschrift. Und bei der „jüngeren Hand“, von der diese Abschrift stammt, handelt es sich, wie ein Schriftvergleich ergibt, um diejenige von unserem Johann Georg Launer, der dann vor allem auf den Seiten 320 bis 481 seine eigene „Cronica“ niederschrieb.

Außerdem fällt auf den Seiten 1 bis 314 der Fizion-Chronik im Gegensatz zur Launer'schen Chronik auf, dass die Seitenzahlen jeweils am äußersten oberen Blattrand stehen und teilweise abgeschnitten sind. Es sind dies Indizien dafür, dass man die Aufzeichnungen Fizons offensichtlich buchbinderisch für Launers Eintragungen erstmals neu aufbereitet hat: Die einzelnen Lagen der Fizion'schen Chronik wurden beschnitten, deren letzte Seite war von Launer abgeschrieben worden und die Chroniken wurden sodann neu eingebunden. Launer hat zusätzlich ein gemeinsames Inhaltsverzeichnis für die Fizion-Chronik und seine eigenen Aufzeichnungen mit dem Titel „Register über diese Cronica der Statt Reutlingen“ erstellt, das allerdings, was seine eigenen Niederschriften anlangt, nur bis zum Jahr 1730 auf Seite 433 reicht. (Bei der buchbinderischen Aufbereitung des Bandes für die Bames-Chronik nach 1859 geriet dieses „Register“ dann ganz ans Ende des Bandes, also noch hinter die Eintragungen von Carl Bames selbst.) Launer nimmt außerdem bei seinen Beschreibungen des Reformationsfestes von 1717 auf Seite 361 explizit Bezug auf die Niederschrift Fizons. So schreibt er, dass in der „Mittagskirche“ am 31. Oktober 1717 der „Lebenslauf“ sowohl von Martin Luther wie auch von Matthäus Alber verlesen wurde, wie er „vornen im 258 Blat ist umständlich beschriben“: Auf Seite 258 der Fizion'schen Reimchronik findet sich exakt jenes Kapitel mit der ausführlichen Darstellung von Albers Leben und Wirken sowie von Luthers Reformationswerk. Hinter Launers Niederschriften stand demnach die Absicht, die von Fizion begonnene Stadtchronik fortzuschreiben. Eine textkritische Analyse legt zudem nahe, dass Launer die Aufzeichnungen der Jahre 1687 bis ungefähr 1712 aus der Erinnerung heraus niederschrieb, die Eintragungen danach bis 1738 dagegen jeweils zeitnah

---

<sup>22</sup> Bacmeister/Fizion (wie Anm. 8), Vorwort S. V.

erfolgten (so bezeichnet sie Gayler in seinen „Denkwürdigkeiten“ einmal als „gleichzeitige Chronik“<sup>23</sup>). Offensichtlich war Launer um 1715 von kirchlich-schulischer Seite für würdig befunden worden, Fizons Arbeit gleichsam fortzusetzen.

Der Chronik-Band mit Fizons und Launers Aufzeichnungen befand sich übrigens bis 1859 in Privatbesitz. Damals stiftete ihn – so ein handschriftlicher Vermerk auf dem ersten Blatt des Bandes – der ehemalige Stadtschultheiß und seinerzeit im württembergischen Staatsdienst stehende Direktor Karl Joseph Camerer an die Stadt Reutlingen. Dies geschah mit der Auflage, 50 Gulden an das Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich List auszubezahlen. Karl Joseph Camerer entstammte einer reichen, akademisch gebildeten und einflussreichen Familie, die nachweislich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in der Reichsstadt Reutlingen immer wieder Pfarrer, Ärzte und Schreiber sowie Ratsmitglieder stellte. Sein Vater war Stadtpfarrer gewesen.

Wofür wir in den chronikalischen Aufzeichnungen sowie in weiteren Quellen ganz eindeutige Hinweise erhalten, das sind Tätigkeiten, denen Launer offensichtlich zeitlebens intensiv nachgegangen ist. Dabei erfahren wir über sein Schuhmacherhandwerk nahezu nichts. Es finden sich jedoch aufschlussreiche Belege zum Weinbau und wohl auch Weinausschank, den er betrieben hat. Und hierzu existiert auch eine interessante archivalische Quelle. So ist von Launers Witwe Agnes ein mehrseitiges Schriftstück aus dem Jahr 1745 überliefert, das mit „Inventarium et Traditio“ überschrieben ist: ein amtlich erstelltes „Besitzinventar“ sowie die Beurkundung der Weitergabe, also „Tradierung“ dieses Besitzes.<sup>24</sup> Launers Witwe hatte 1745 „alters- und gebrechlichkeitshalber“ sowie gegen lebenslänglichen Unterhalt die ihr gehörende Liegenschaft an ihre drei Kinder übergeben. Hierbei handelte es sich neben einem Wiesengrundstück um zwei Weinberge. Das war zum einen ein größerer Weinberg im Gewand Inneres Lindach, also südöstlich des Stadtgebiets an den Ausläufern des Steinenbergs zur Echaz beziehungsweise zur Pfullinger Markungsgrenze hin, dessen Größe mit einem „halben Morgen“, also mit knapp 16 Ar, angegeben ist. Außerdem gab es noch einen kleineren Weinberg mit einer Fläche von lediglich einem „halbviertel“ Morgen, also mit weniger als 4 Ar. Dieser lag in den unteren Stämmesäckern an der topographisch vielfach untergliederten Nordseite des Georgenbergs.

Dass nun der Liegenschaftsbesitz von Launers Witwe auch seinen eigenen dargestellt hatte, wird im Falle des Weinberges im Inneren Lindach durch eine Chronik-Eintragung für 1737 bestätigt. Launer schreibt zu diesem Jahr unter anderem: „[...] war also ein nasser Frieling [...]. Es sind auch viel Weinberg nacher gangen fast in allen Halden, in den Gugelbergen seind [sie] zum Theil

<sup>23</sup> Gayler II (wie Anm. 3), S. 295.

<sup>24</sup> StadtA Rt., Inventuren und Teilungen I Nr. 257 (Fasz. 17 Nr. 25).

412 Cronica der

Anhang

Der Scheffel Korn galt dieses Jahr hindurch  
 2. fl. 15. x. galt 2. fl. 10. x. galt 2. fl. galt  
 1. fl. 56. x. galt 1. fl. 52. x. auch 1. fl. 48. x.  
 der Laib Brodt zu 8. fl. galt 8. x.  
 Der Scheffel Habern. 1. fl. 48. x.  
 Das Simry Korn galt 36. x. galt 32. x. & 30. x.  
 Das Simry Habern. galt. 14. x. auch 15. x.  
 Das Simry Gersten. galt. 22. x. & 20. x. auch 18. x.  
 Das Simry Kocken. galt gleichfalls.  
 Das Simry Erbsen. galt. 36. x. galt 30. x. & 28. x.  
 Das Simry Schmitz. galt. 40. x. galt 36. x. auch  
 Das Rindfleisch. galt. 3. 1/2 x. galt 3. x.  
 Hammelfleisch. galt. 4. x. auch 3. 1/2 x.  
 Schweine Fleisch. galt. 3. 1/2 x.  
 Der Eimer Weizen galt in der Kelter. 7. fl.  
 galt. 7. fl. 30. x. auch 8. fl. 8. fl. 15. x. höchste  
 Preis.  
 Zu Pfüllingen galt der Eimer. 5. fl. auch 6. fl.  
 galt. 6. fl. 30. x.  
 Zu Enningen galt der Eimer. 6. fl. galt 6. fl.  
 30. x.  
 Zu Wecklingen galt der Eimer. 5. fl. auch 5. fl.  
 30. x.

17 ANNO 28

Was das 28igste Jahr anbelangt  
 und ich es Quartaliter beschreibe. So ist es  
 ein

Einer von über 30 sogenannten „Anhängen“ mit Lebensmittelpreisen, die Launer akribisch festhielt; hier derjenige für das Jahr 1727.

über die Gassen hinüber gefahren, auff die Ayschbäch hinein, daß es dem Melchior Schmidt Weißbeckh ein groß Stuck Weinberg zugedeckt hat, welchen Schaden Ich selbst in meinem Weinberg im Inneren Lindach erfahren [...].“ Bei Launers Schilderungen von Erdrutschen 1737 erhalten wir so ganz nebenbei auch einen Beleg für seinen Weinbergbesitz. Das Gewand Gugelberg stellte übrigens eine der besten Weinberglagen entlang des Anstiegs der heutigen Burgstraße zur Achalm dar.

Darüber hinaus gibt es einen weiteren kurzen Vermerk, der nahelegt, dass Launer sich auch im Weinausschank, also vermutlich als Besenwirt, betätigt hat. Für 1730 beschreibt er zunächst, welchen Wert „die Maß Wein“ – das war ein Flüssigkeits-Hohlmaß mit einem Fassungsvermögen von rund 1,7 Liter – in jenem Jahr gehabt hat: „Die Maaß Wein galt diß Jahr 1 Kreuzer [...] biß 4 Kreuzer, welchen Ich selbstn darum außgezapfft hab [...]. Gott geb unß fernner ein glückseliges Jahr“. Wein „auszapfen“ heißt: Launer hat Wein ausgeschenkt und verkauft. Und schließlich müssen sich auch schon seine Eltern nachhaltig im Weinbau betätigt haben. Für 1693 schreibt jedenfalls Launer zum Preis des „Eimer“ Weins (rund 3 Hektoliter) in einem Jahr extremer Teuerung: „Der Eymer Wein galt 30 [...] biß 40ig Gulden, welchen meine Mutter, da Sie eine Wüttwe gewesen, selbstn darum verkaufft hat.“<sup>25</sup>

Mit seinem Weinbergbesitz, dem Weinbau und dem Weinhandel, also dem in kleinerem Umfang betriebenen Weinausschank, ist „unser“ Johann Georg Launer im damaligen Reutlingen kein Einzelfall. Im Gegenteil: Bei der reichstädtischen Stadtbevölkerung handelte es sich um eine sogenannte „Weingärtner-Bürgergesellschaft“<sup>26</sup> – rund 20 Prozent ihrer Bürger waren gewissermaßen „Vollerwerbs“-Weingärtner, von denen die etwa 300 Hektar Rebflächen rund um Reutlingen in erster Linie bewirtschaftet wurden. Darüber hinaus verfügte jedoch auch die Mehrzahl der zünftischen Handwerker über einen Besitz an Weinbergen, wenn auch in der Regel von bescheidenem Umfang. Gemäß den Anfang der 1740er Jahre erstmals angelegten Steuerbüchern der Reutlinger Zünfte besaßen zwar 61 Prozent der Reutlinger Handwerker eigene Weingärten, aber nur gut 28 Prozent davon einen Morgen und mehr; 37 Prozent hatten zwischen einem halben und einem Morgen und knapp 35 Prozent weniger als einen halben Morgen.<sup>27</sup> Von der Größe seines Weinbergbesitzes stand Launer demnach gleichsam im „Mittelfeld“ jener „Neben-

<sup>25</sup> Cronica, S. 322, 444 und 473.

<sup>26</sup> Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg: Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997 (künftig: Kreisbeschreibung 1997), Bd. II, S. 364.

<sup>27</sup> „Alle Jahre gibt's nicht Wein“. Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2001, S. 26.

erwerbs“-Weingärtner, die den Großteil der Reutlinger Bürgerschaft ausmachten.

#### 4. Der Inhalt: Lebensmittelpreise und Wetterberichte

Einen gewichtigen Beleg für die Bedeutung von Weinbau und Weinhandel in der Reichsstadt Reutlingen stellen auch die von Launer mit großer Regelmäßigkeit aufgeführten jährlichen Lebensmittelpreise dar. Entsprechende längere oder kürzere Auflistungen finden sich auf 59 der insgesamt 162 Chronikseiten und füllen diese – zumeist als „Anhang“ bezeichnet – oftmals vollständig aus. Von den Lebensmittelpreisen wiederum sind die Preise für Wein als der wertvollsten der genannten Naturalien ein fester Bestandteil und am differenziertesten aufgeführt. Ferner enthält die Chronik Preise für den achtpfündigen Brotlaib, für Dinkel und Hafer sowie für Gerste, Roggen, Schnitz, Erbsen und Bohnen, außerdem für Schmalz, Rind-, Hammel- und Schweinefleisch. Ab 1717 stehen die Preislisten am Ende des jeweiligen Jahreseintrags, allerdings finden sich bei weitem nicht in jedem Jahr alle soeben genannten landwirtschaftlichen Produkte aufgeführt, sondern zumeist nur eine Auswahl daraus.

Beispielhaft sei hier eine von insgesamt über 30 solcher jährlicher Lebensmittelpreis-Auflistungen als Ganzes vorgestellt: die des Jahres 1727 auf Seite 412 des Chronik-Bandes. Als Erstes ist hier zu lesen: „Der Scheffel Korn galt dises Jahr hindurch 2 Gulden 15 Kreuzer galt 2 Gulden 10 Kreuzer [...] 1 Gulden 48 Kreuzer“. Launer nennt hier also die Preisspanne für einen Scheffel Korn, die sich innerhalb eines Jahres ergab. Der Scheffel ist ein Hohlmaß, das in Reutlingen für das genannte „Korn“ ein Volumen von rund 173 Litern („rauhes Meß“ = Frucht wird mit Schalen/Spelzen gemessen) aufwies.<sup>28</sup> Mit Korn wiederum ist der Dinkel gemeint, also das im südwestdeutschen Raum bis ins 20. Jahrhundert hinein verbreitetste Brotgetreide. Die damals gebräuchlichsten Währungseinheiten waren der Kreuzer sowie der Gulden, der wiederum einen Wert von 60 Kreuzern hatte. Im „Anhang“ auf Seite 412 folgt sodann der Preis für den Scheffel Hafer, danach werden weitere Fruchtpreise in der kleineren Maßeinheit des sogenannten Simri – der achte Teil eines Scheffel – aufgeführt. Außerdem nennt Launer 1727 die Preise für das Pfund Rind-, Hammel- und Schweinefleisch und schließlich für den Wein.

Die Auflistung dieser Weinpreise nimmt vom Platz her rund ein Drittel des „Anhangs“ ein: Angegeben sind die Werte für einen „Eimer“ Wein. Das war, wie bereits erwähnt, ein Flüssigkeitsmaß für rund 300 Liter. Eine Stadt-

---

<sup>28</sup> Kreisbeschreibung 1997 (wie Anm. 26), Bd. I, S. 179.

beschreibung von 1805 gibt an, dass von einem Weinberg in der Größe von einem Morgen im ertragsmäßig günstigsten Fall bis zu 10 Eimer Wein erwirtschaftet werden konnten.<sup>29</sup> Launer, der über einen Weinbergbesitz von mehr als einem halben Morgen Größe verfügte, war demnach durchaus in der Lage, Wein in einer Menge von mehreren „Eimern“ zu erzeugen und auch zu verkaufen. Für 1727 hält er jedenfalls fest: „Der Eimer Wein galt in der Kelter 7 Gulden, galt 7 Gulden 30 Kreuzer, auch 8 Gulden, 8 Gulden 15 Kreuzer höchster Preiß“. 1727 konnten für den Eimer Wein demnach Preise zwischen 7 Gulden und 8 Gulden 15 Kreuzer in der Achalmstadt erzielt werden. Im Gegensatz zu den Feldfruchtpreisen begnügt sich Launer beim Wein jedoch grundsätzlich nicht mit den Reutlinger Zahlen, sondern gibt darüber hinaus jene Preise an, die in den Nachbarstädten Pfullingen, Eningen und Metzingen erreicht wurden. Dabei konnte in Reutlingen für den Eimer Wein ein deutlich höherer Preis erzielt werden als in Metzingen mit nur 5 Gulden und 30 Kreuzern. Dieses Preisgefälle mag als ein weiteres Indiz dafür gelten, dass in vorindustrieller Zeit der Reutlinger Weinbau bedeutsamer war als derjenige in der heutigen Sieben-Keltern-Stadt Metzingen: In den Reutlinger Keltern waren jedenfalls mehr Kelterbäume beziehungsweise große Weinpressen im Einsatz als in der württembergischen Nachbarstadt an der Erms. Die für 1727 angegebenen Weinpreise für Pfullingen und Eningen sind schließlich ein Hinweis auf den auch in diesen Orten bis ins 19. Jahrhundert hinein nachhaltig betriebenen Weinbau.<sup>30</sup>

Neben den Listen mit Lebensmittelpreisen belegen zahlreiche weitere Chronik-Passagen, dass für Launer insbesondere das Thema „Wein“ von zentraler Bedeutung war. Hierzu zwei Textbeispiele, als Erstes eine Eintragung für das Jahr 1714, die nicht zuletzt eine aufschlussreiche historische Monatsbezeichnung beinhaltet. Neben dem September, der im damaligen Sprachgebrauch als „Herbstmonat“ firmierte, wurde der Oktober auch in Reutlingen als „Weinmonat“ angesprochen: „Der Herbstmonat verheisset lieblichen Sonnenschein, den 5ten dito hat es geregnet, war unsth, den 11ten viel geregnet, den 15ten dito Samstag nach Kreuzerhöhung hat es einen ungestimmen grausamen kalten Wind abgeben, daß es scheint die Trauben werden gar nicht zur Zeitung kommen, weil noch wenig waich gewessen. Den 20igsten war es wider schön und recht warm und continuirt zum End deß Monats. Der Weinmonat gehet ein mit Sonnenschein. Den 6ten hat es einen Reuffen geben, daß es die nidere Weinberg umb etwaß angegriffen, den 8ten war es trieb und kalt und hat geschniehen. Es hat auch wenig Wein gegeben, doch ist er umb

<sup>29</sup> Memminger 1805 (wie Anm. 9), S. 50.

<sup>30</sup> Das Vorwort der Chronik-Transkription in der Dienstbibliothek des Stadtarchivs enthält Tabellen mit den der „Cronica“ entnommenen Lebensmittelpreisen für den Laib Brot, den Eimer Wein, den Scheffel Korn sowie das Pfund Hammelfleisch im Zeitraum 1693 bis 1739.



Ein Reutlinger Kelterbaum von 1679 beim Abbruch der Armenkelter 1928. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in Reutlingen rund 20 solcher gewaltiger Weinpressen im Einsatz.

langt, so hat unß Gott einen reichen Seegen geben in den Weinbergen, welches man nicht verhofft wegen der Gefrüre so sich im Frieling ereignet [...]. Es hat einen köstlichen Wein gegeben und fiel darzu. Man hat auch den 29igsten September daß erste Bann gelesen, die drey andre Bann seind verlängert worden und zurück geschoben wegen fielen Weins, so es hat geben. Es ist auch viel Wein am Tröster versauert, und zu Essig worden, wegen grosser Hitz, so den Herbst gewesen. Es haben viel Leuth den Wein nimer zum Gelt können bringen, es ist auch fiel vor Essig verkaufft worden, die Maß für zwey Kretutzer.“<sup>32</sup>

etwaß besser worden als im vorigen Jahr.“<sup>31</sup> Dieses erste Beispiel zeigt, wie sich die Chronik mit ihren zahlreichen Wetterbeschreibungen sehr gut als meteorologische Quelle beziehungsweise für die Erfassung der – damals wie heute komplexen – klimatischen Zustände in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auswerten ließe. Besonders fällt an dem Eintrag für 1714 auf, dass Launer den Schneefall im Oktober geradezu beiläufig erwähnt, so als sei dies nicht sonderlich bemerkenswert. Hier stellt sich tatsächlich die Frage, welche Oechsle-Grade wohl eine Weinlese erreicht hat, deren Trauben unter solchen Umständen herangereift sind.

Der zweite Chronik-Auszug zum Thema Wein stammt von 1727 und bietet einen Beleg dafür, dass Reutlinger Wein als Essig verkauft wurde – allerdings aus ganz anderen Gründen, als es dies der inzwischen legendäre Ruf des Reutlinger Rebensafts nahelegt: „Waß der Autumnus anbe-

<sup>31</sup> Cronica, S. 348. „Kreuzerhöhung“ war der 14. September; „zur Zeitung kommen“ im Sinne von „reif werden“, in dieser Bedeutung auch auf den Seiten 366 f., 373, 385, 452, 456, 475 und 479 (Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch VI, Tübingen 1924, Sp. 1114 bietet hierzu keine Erklärung).

<sup>32</sup> Cronica, S. 411. Worterklärungen: „Autumnus“: lateinisch für Herbst; „Bann“: Bei der Weinlese war die Gesamtheit der Reutlinger Weinberge in zwei bis drei große Abschnitte untergliedert, wobei Datum und Abfolge, wann im jeweiligen Bann mit der Lese begonnen werden konnte, obrigkeitlich festgelegt wurden; „Tröster“: gemeint sind nicht die Rückstände der ausgepressten Weintrauben, sondern die Maische, also das gemahlene Lesegut.

Dass es also mit dem Reutlinger Wein 1727 im wahrsten Sinne des Wortes Essig war, lag in jenem Jahr keineswegs an einer zu niederen Qualität, sondern vor allem am zu heißen Herbstwetter und an zu hohen Erträgen. In den beiden großen, vom Stadtbrand 1726 verschont gebliebenen Keltern, der Spital- und der Armenkelter, kam man offensichtlich mit dem Auspressen nicht mehr hinterher. (Dass Launer in der bedrängten Situation dieser Zeit mögliche Stadtbrandfolgen, wie etwa die zahlreichen verbrannten Weinfässer, gänzlich ignoriert, muss – wie im Abschnitt über die Katastrophe von 1726 noch zu zeigen sein wird – auch quellenkritisch gewertet werden.)

Wie beispielsweise für 1727 („Man hat auch den 29igsten September daß erste Bann gelesen“) gibt Launer ab 1716 regelmäßig an, wann im jeweiligen Jahr mit der Weinlese begonnen wurde. Dies war für den Chronik-Zeitraum frühestens Ende September und – mehrheitlich – in den ersten beiden Oktoberwochen der Fall. In diesem Punkt ähneln nun die Zustände in Reutlingen von heute denen zu Zeiten Launers stark, denn auch die Lese an dem ab 1958 angelegten und auf einer Höhe zwischen 440 und 475 Meter gelegenen städtischen Weinberg im Gewand Betzenried fand in den letzten Jahren fast immer in der ersten Oktoberhälfte statt, später also als im Durchschnitt sonst in Deutschland.

## 5. Einzelereignisse

Neben den beispielhaft vorgestellten jährlich gleichförmigen Teilen der Chronik beinhaltet diese aber auch nahezu Jahr für Jahr die Schilderung interessanter Ereignisse. Dabei handelt es sich um meist nur mit einem oder wenigen Sätzen erwähnte ganz unterschiedliche Vorkommnisse. Vier Beispiele<sup>33</sup> hierfür seien genannt: 1. Die Wiederöffnung des Gartentors im Jahr 1700, nachdem es für 100 Jahre aus verteidigungstechnischen Gründen verschlossen gehalten worden war.<sup>34</sup> 2. Die umfangreichen Truppeneinquartierungen im Vorfeld der großen Schlacht bei Höchstädt 1704, wobei eines der in Reutlingen stationierten Regimenter bei den nachfolgenden Kämpfen in Bayern nahezu völlig aufgerieben wurde. 3. Die Neuvergoldung des Turmengels auf der Marienkirche 1726, der zu diesem Zweck „von der Kürch abgenommen“ worden war. 4. Als ein Wunder begreift Launer schließlich die Geburt von Drillingen 1734. Deren Eltern waren eine 41-jährige Weingärtner-Ehefrau und ihr 66-jähriger Ehemann. Fast so, als variere ein solcher Kindersegen gleichsam die alttestamentliche Geschichte von der hochbetagten Sara als Mutter des Isaak, überschreibt Launer die Darstellung dieses Vorgangs in Großbuch-

<sup>33</sup> Cronica, S. 323, 325, 400 f. und 463 f. Zur Renovierung des Turmengels 1726 vgl. auch „Gayler und Launer: Ein Thema mit Variationen“.

<sup>34</sup> Vgl. auch Kronberger, Neues Tor (wie Anm. 21), S. 38.

## Gayler und Launer: Ein Thema mit Variationen (I)

### Restaurierung des Turmengels der Marienkirche 1726:

Die „Übertragung“ in Gaylers „Denkwürdigkeiten“ von 1845

*„Im Sommer wurde dem schaulustigen Publikum an eben dem Thurme, auf den sich bald der starre Blick des Jammers heftete, ein seltenes Schauspiel zu Theil. Den 31. Juli wurde durch einen von Hidelberg gebürtigen Schieferdecker, Job. Jakob Stierlin, der sogenannte Engel von der Kirche abgenommen, um ihn neu zu vergolden und zu repariren, namentlich die vor vielen Jahren abgefallene rechte Hand, welche die Eidfinger emporhebt, wieder daran zu befestigen. Zwei Bürgersöhne, Ludwig Helbling, der Zeit Heiligenpflegers, Sohn, ein Schubknecht, d. h. Schustersgeselle, und Johannes Heß, Schlossergeselle, trugen ihn in der Stadt herum, und empfiengen milde Gaben. Den 3. Aug. setzte ihn Stierlin unter Jauchzen und Frohlocken der ganzen Bürgerschaft wieder an seine Stelle. Auf der obersten Spitze, also in einer Höhe von 255 Fuß, trank der Schieferdecker 15 Gesundheiten, schoß bei jeder eine Pistole los, und warf die Gläser herunter, die nur zum Theil zerbrachen; eben so warf er seine Schuhe und Strümpfe herunter und zog die ihm verehrten neuen an. Das Spektakel dauerte bis 7½ Uhr.“*

Christoph Friedrich Gayler – in der Oberamtsbeschreibung von 1893 zu Recht als der „Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt Reutlingen“ gewürdigt – hat mit seinen „Historischen Denkwürdigkeiten“ eine grundlegende Darstellung der Stadtgeschichte in zwei Bänden geschaffen. 1840 erschien der erste und größere Teil. Der studierte Theologe behandelt hierin insbesondere die Ereignisse der achalmstädtischen Reformationsgeschichte. Mit deren Epoche endet der erste Band. In der fünf Jahre später erschienenen Fortsetzung beschreibt Gayler die Ereignisse „vom dritten Viertel des 16ten bis gegen Mitte des 18ten Jahrhunderts nebst einem Anhang von 1789 bis 1803“. Vermutlich, um nicht Partei ergreifen zu müssen in den von internen Zerwürfnissen und Streitigkeiten geprägten letzten Jahrzehnten der Reichsstadtzeit, ließ er diese weitgehend unerwähnt. Auch der zweite Band der „Denkwürdigkeiten“ ist kenntnisreich und auf einer insgesamt breiten Quellengrundlage verfasst. Betrachtet man allerdings, wie Gayler die „Cronica“ Johann Georg Launers für die Jahre 1687 bis 1738 als Vorlage nutzte, so ist bei einzelnen Passagen doch bemerkenswert, dass er sich zwar stilistischer Aktualisierungen und Glättungen befleißigte, letztlich aber bei Launer „abgeschrieben“ hat, ohne dies zu kennzeichnen. Es gibt ein besonders frappierendes Beispiel, wie sich Gayler unmarkiert und ungeniert nahezu als – zum Teil sogar ungenauer – Kopist der Launer'schen Aufzeichnungen betätigte: den Abschnitt zur Restaurierung des Turmengels der Marienkirche 1726 auf den Seiten 286 bis 287 seiner „Denkwürdigkeiten“ von 1845. Die Anbringung der goldenen Engelsskulptur auf der Spitze des 71 Meter hohen Westturms hatte am 5. August 1343 den Abschluss des mächtigen Kirchenbauprojekts bedeutet.

## Gayler und Launer: Ein Thema mit Variationen (II)

### Restaurierung des Turmengels der Marienkirche 1726:

Der „Original“-Eintrag in Launers „Cronica“

*„Und ist den 31. dito der Engel von der Kірch abgenommen worden von einem Schiffer-Decker namens Job. Jacob Stierlein ein geborner Heydelberger & Burger zu Gayrlingen und ist den 3ten Aug. wider hinauff gethan, mit vielem Jautzgen und Frolocken der gantzen Burgerschaftt. Er ist wider renoviert und auffs neue verguld und ist die vor vielen Jahren abgefallne rechte Hand wo mit er die Eydfinger empor hebt, wider hinan gemacht worden. Er ist in der Grösse fünffthalb Schuo & zwey Zoll, welches man auff der Erden nicht vermeint und ist von 2 Burgers-Söhn Ludwig Helbling, Schuknecht, der Zeit Hl. Pflegers Sohn & Johannes Hess Schlossergesell in der Statt herum getragen worden, und ist von vilen Bürgern & Leuthen geopffert und beschenckt worden. Ich hab selbstn ein Keyser-Groschen zum Gedächtnus verehrt. Es hat auch der obgedachte Jacob Stierlein auff dem obersten Spitz & Krantz auß Vermessenheit acht zehen Gesundheiten, geistlich & weltliche Herren Gesundheit außgetruncken & bey einer ieden ein Pistol loßgeschossen und daß Glaß herunder geschmissen, theil aber seind verbrochen. Er hat auch seine Schuo & Strimpff ausgezogen und herunder geschmissen, hingegen Neuwe angezogen, welche man ihm verehrt und hat die Sach so lang gewerth biß umb halb acht Uhr da es gantz Nacht ist worden und ist also die Sach volbracht.“*

Launers Aufzeichnungen (Seite 400f.) sind die grundlegende chronikalische Quelle für die Restaurierung des 1,40 Meter großen Turmengels zwischen dem 31. Juli und 3. August 1726. Die erstaunlich kurze Zeit von nur vier Tagen für sämtliche Wiederherstellungsarbeiten wird durch einen Widmungstext beziehungsweise ein „ewiges Dokument“ („documentum perpetuum“) bestätigt, das damals der Skulptur einverleibt wurde und dessen Konzept in den Beständen des Stadtarchivs überliefert ist (A 1 Nr. 6896). Sehr interessant an Launers Ausführungen ist die Beschreibung der Gestik dieser mittelalterlichen Skulptur: Mit seiner rechten Hand soll er die „Eydfinger“ empor heben. Nach dem Verständnis des Chronisten würde der Turmengel demnach die klassische Eidgebärde einer Schwurhand zeigen. Eine solche Handhaltung war einem reichsstädtischen Bürger wie Launer wohlvertraut, hatte er damit doch nicht zuletzt alljährlich am Schwörsonntag seinen Eid auf die reichsstädtische Verfassung im Hof des „Klosters“ (Gebäude des heutigen Friedrich-List-Gymnasiums) abzulegen. Diese „Eydfinger“-Deutung durch Launer und bei Gayler im 18. und 19. Jahrhundert wurde bei einschlägigen theologischen und kunstgeschichtlichen Interpretationen des 20. Jahrhunderts nicht mehr aufgegriffen: Diese erkennen hierin vorwiegend den Segensgruß des Erzengels Gabriel bei der Verkündigung an Maria, der Namenspatronin der Kirche.



Der mittelalterliche Turmengel mit den von Launer so interpretierten „Eydfingern“ stürzte 1943 bei einem Erdbeben von der Turmspitze. Die Aufnahme entstand vor seiner Wiederanbringung 1950.

Meteor 1719. Hervorzuheben ist, dass Launer ausschließlich diese drei Himmelserscheinungen jeweils mit einer farbigen Illustration versehen hat. 4. Außergewöhnliche Feierlichkeiten: Das waren zum einen die Huldigung in Reutlingen an einen Vertreter Kaiser Josephs I. im Jahr 1705 und die ausführliche Darstellung der Krönung Kaiser Karls VI. in Frankfurt 1711 (Launer schreibt leider nichts darüber, ob er möglicherweise sogar persönlich in die Mainmetropole gereist war oder lediglich damals gedruckte Berichte ausgewertet hat). Zum anderen geht Launer vor allem auf die religiös-konfessionell ausgerichteten sogenannten „Jubelfeste“ in Reutlingen von 1717 und 1730 mit besonders ausführlichen Beschreibungen ein, außerdem auf das „Jubel- und Danck Fest“ von 1731.

Im Folgenden wird aus jeder dieser vier Gruppen ein Ereignis herausgegriffen und Launers Schilderung hierzu näher vorgestellt: a) der Stadtbrand 1726, b) die „Mordtat“ von 1692, c) das „Feuerzeichen“ von 1719 sowie d) das „Jubelfest“ von 1717.

staben mit dem Wort „Miraculum“. Dabei erreichte keines der Neugeborenen ein höheres Alter als fünf Wochen. Für den Chronisten war eine hohe Kindersterblichkeit offenkundig so alltäglich, dass ihn nur die Dreifachgeburt an sich mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllte.

Daneben wird rund ein Dutzend herausragender Geschehnisse ausführlicher geschildert, so dass sie den Umfang der Aufzeichnungen pro Jahr auf zumeist mehr als drei Seiten anwachsen lassen. Diese Ereignisse können in vier Gruppen gegliedert werden: 1. Die Darstellung der schweren Unwetter 1709 sowie des Stadtbrands 1726 und seiner Folgen. 2. Die fünf vom Chronisten als Mordtaten oder Totschlag bezeichneten Gewaltverbrechen sowie ein tragischer Unfall mit tödlichem Ausgang beim Neujahrsschießen 1713. 3. Zwei astronomische Phänomene: die Sonnenfinsternisse von 1706 und 1715 sowie ein außergewöhnlicher



Ein in Augsburg 1726 entstandener Druck zeigt die Not der obdachlos gewordenen Reutlinger vor der Kulisse der brennenden Stadt.

### 5.1. Der Stadtbrand 1726

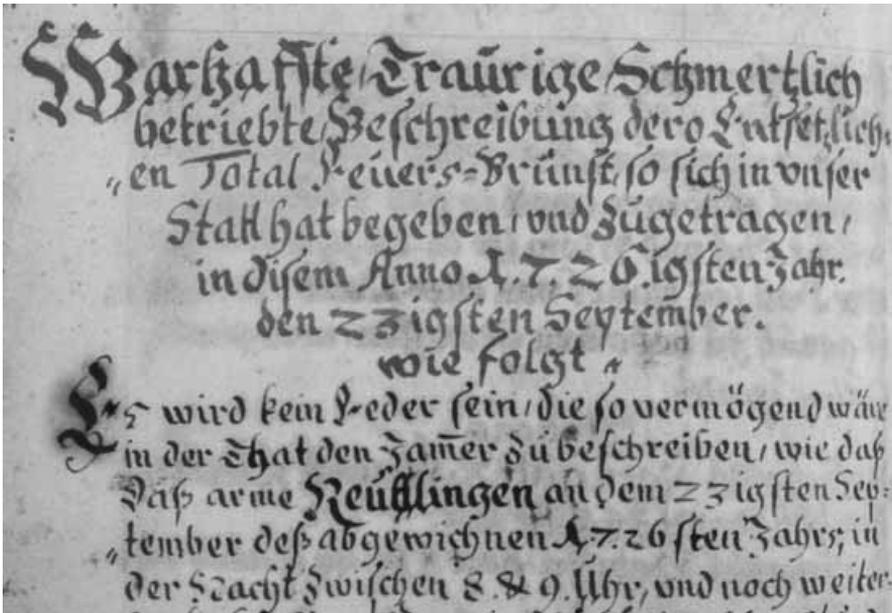
Das stadtgeschichtlich bedeutsamste Ereignis des Chronik-Zeitraums ist der große Stadtbrand des Jahres 1726. Ein am Abend des 23. September ausgebrochenes Feuer in der Nähe der Nikolaikirche konnte nicht unter Kontrolle gebracht werden und wütete bis in die frühen Morgenstunden des übernächsten Tages. Ungefähr vier Fünftel der Stadt einschließlich fast aller öffentlichen Gebäude waren weitgehend bis vollständig zerstört und 1200 Familien obdachlos geworden. Das einst stolze reichsstädtische Gemeinwesen war bereits im Zeitalter der Glaubenskriege des 16. und 17. Jahrhunderts in hohem Maße zu einem Objekt der Kriegsbesteuerung und Kriegsführung degradiert worden und in eine ruinöse Schuldenfalle geraten. Mit der Brandkatastrophe von 1726 hatte die Stadt doch noch jenes Schicksal ereilt, von dem sie trotz zahlloser Truppendurchzüge und Einquartierungen in den zurückliegenden rund 200 Jahren – fast schon wie durch ein Wunder – verschont geblieben war: die weitreichende Vernichtung der Bausubstanz. Auch ein hohes Spendenaufkommen sowie ein teilweise überraschend schnell vollzogener Wiederaufbau konnten nicht verhindern, dass der Brand von 1726 die innerstädtischen politischen Zerwürfnisse verschärfte und teilweise eskalieren ließ sowie eine offene Zahlungsunfähigkeit gegenüber dem Schwäbischen Kreis heraufbeschwor. Der von einer kaiserlichen Kommission oktroyierte „Ökonomie-Verbesserungs-Plan“ von 1741 musste in den letzten Jahrzehnten der Reichsstadt bis 1802 mühsam umgesetzt werden.

Dabei war die Katastrophe von 1726 nicht das einzige Brandunglück, von dem Reutlingen zu Lebzeiten Launers heimgesucht wurde: Die Chronik beschreibt in unterschiedlicher Ausführlichkeit sechs weitere Brände, deren Schilderungen sprachlich teilweise mindestens genauso dramatisch klingen wie die Beschreibung des Unglücks von 1726.<sup>35</sup> Als 1695 in der Lindengasse sieben Gebäude in Flammen stehen und zwei Menschen darin umkommen, schreibt Launer: „daß Feur ist so groß gewesen, daß es scheint die gantze Statt werde verbrinnen.“ 1704 zerstört ein Brand beim Metmannstor, dem heutigen Tübinger Tor, drei Häuser samt Scheuern. Die Feuersbrunst konnte nur äußerst mühsam unter Kontrolle gebracht werden und die Angst war „bey Jungen und Alten, Manß und Weibs-Personen so groß gewesen, daß nicht gnugsam zubeschreiben ist“. Für eine historische Darstellung wären dies – in Relation zum Ausmaß der Katastrophe von 1726 – fast schon übertrieben wirkende Formulierungen. Tatsächlich sind sie Beleg dafür, dass die chronikalischen Niederschriften für 1695 und 1704 jeweils zeitnah, also vor der Katastrophe von 1726 erfolgten. Beim letzten größeren von Launer geschilderten Brand im Jahr 1733 gab es übrigens erneut ein Todesopfer zu beklagen (für 1726 enthalten erstaunlicherweise weder Launer noch die gedruckten Brandberichte entsprechende Hinweise<sup>36</sup>). 1733 zerstörte ein durch Blitzeinschlag ausgelöstes Feuer „an einem Platz, welchen der in Anno 1726 erlittne Total-Brand verschonet“, fünf Häuser. Einer der Hausbewohner, der Rotgerber Mathäus Geckeler, konnte sich nicht mehr retten und wurde – so Launer – „hernach gantz gebraten und unförmlich auß dem Feur gezogen“.

In Launers „Cronica der Statt Reutlingen“ ist der große Stadtbrand gewissermaßen in einem eigenen Kapitel auf den Seiten 404 bis 409 beschrieben, das die Aufzeichnungen für das Kalenderjahr 1726 auf den Seiten 398 bis 403 ergänzt. Es trägt die im Stil der Zeit reichlich langatmige Überschrift „Wahrhaffte traurige schmerzlich betriebte Beschreibung dero entsetzlichen Total Feuers-Brunst, so sich in unser Statt hat begeben und zugetragen [...]“. Diese „schmerzlich betriebte Beschreibung“ aus der Feder Launers stellt einen dritten gewichtigen, aber unveröffentlichten Augenzeugenbericht der „Total Feuers-Brunst“ durch einen betroffenen Reutlinger Bürger dar. Sie ist eine Ergänzung sowohl zu dem „Höchst-bestürzt und thränen-vollen kurtzen Bericht von der erschröcklichsten Feuers-Brunst [...]“ des Johann Georg Beger (1673–1758) wie auch zu dem „Kurtzen Bericht von der entsetzlichen Feuers-Brunst [...]“, der einen Anhang bildet zu der Predigt von

<sup>35</sup> Cronica, S. 322 (Brand im Jahr 1695), 325 (1704), 326 (1704), 344 (1713), 398 (1726) und 458 (1733).

<sup>36</sup> Paul Schwarz konnte in den Reutlinger Kirchenbüchern ein Todesopfer des Stadtbrands nachweisen; vgl. Der große Reutlinger Stadtbrand im September 1726 (künftig: Schwarz, Stadtbrand), in: RGB NF 14 (1976), S. 12.



Mit „Wahrhafte traurige schmerzlich betriebte Beschreibung“ hat Launer auf Seite 404 seine Stadtbrandschilderungen für 1726 überschrieben.

Michael Fischer (1694–1755) mit dem Titel „Klage, Ach, und Wehe, enthalten in einem Göttlichen Brieff an das seines Schöpfers vergessene und deswegen mit Feuer hart gestraffte Reutlingen“. Begers Bericht wie auch Fischers Predigt samt Anhang wurden noch im Brandjahr gedruckt: der Bericht durch die in Reutlingen ansässige Druckerei Fusing, die Predigt von der Cottaischen Druckerei in Tübingen („gedruckt mit Cottaischen Schriften“).<sup>37</sup> Beger war studierter Jurist und seit 1701 reichsstädtischer Syndikus, also ein Rechtsberater in städtischen Diensten. Sein – wenn man so will – amtlicher städtischer Brandbericht wollte dabei – so der Schlusssatz – möglichst „viele mitleydende Hertzen erwecken, die sich die baldige Wiederherstellung eines so uhr-alten Stadtwesens mit mildreicher Beysteuereyffrigst annehmen.“ Fischer dagegen bekleidete seit 1725 das Amt des Spitalpfarrers und hielt in dieser Eigenschaft anlässlich eines von der Stadt wegen des Brandes am sonstigen Kirchweihfest angeordneten Buß-, Bet- und Fasttages am 27. sowie am 28. Oktober in St. Peter eine zweiteilige

<sup>37</sup> Begers Bericht liegt vor in StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 13 K und ist publiziert in Schwarz: Stadtbrand (wie Anm. 36), S. 7–12. Fischers Predigt liegt vor in der Universitätsbibliothek Tübingen (Signatur: L II 1 a.4.; künftig: Brandpredigt 1726) sowie als ein 1901 bei dem Reutlinger Verlag Enßlin & Laiblin erschienener Nachdruck.



Syndikus Johann Georg Beger verfasste einen „Bericht“ der Brandkatastrophe von 1726, der noch im gleichen Jahr gedruckt wurde.

Es sind zusätzliche Detailinformationen wie auch ausgesprochene und unausgesprochene Wertungen dieser stadthistorisch so einschneidenden Ereignisse, die Launers Schilderungen auszeichnen. In jener „schmerzlich betriebenen Beschreibung“ der Feuersbrunst fallen zunächst die religiös geprägten Klagen auf und sodann einige Details, auf die Launer sein besonderes Augenmerk richtet. Fast so ausführlich, wie er beispielsweise auf die Obdachlosigkeit der gesamten Stadtbevölkerung eingeht, beschreibt Launer die Zerstörung der Buchdruckerei bei der Marienkirche: „Daß wütend und tobende Feur [...] ergriffe darauf die [...] Buchdruckerey mit noch zimlich darinn gewesten geistreichen Büchern Göttlichen Worts (weilen unmöglich gewessen, alle in Sicherheit zu bringen) so gar, daß der Körn derselben, wie Winters-Zeit die Schnee-Flocken von den Flammen in die Höhe getriben und also ebenfalls erbärmlicher Weise eingedäschert wurde.“<sup>39</sup>

Mehr als ein Viertel von Launers Bericht konzentriert sich im Übrigen auf die Marienkirche und er klagt: „Ach ja! Man möchte sich zu Tode weinen, daß daß wütend und tobende Feur an einem so kostbaren Tempel [...] vergniet

Predigt.<sup>38</sup> Diese fand einen solchen Anklang, dass wohl aus kirchlicher Sicht auch deren Drucklegung als ein zwingendes Bedürfnis reichsstädtischer Vergangenheitsbewältigung angesehen und in Auftrag gegeben wurde. Brandbericht und -predigt konnten sodann bei den äußerst ertragreichen Kollekten eingesetzt werden, die sich über das ganze damalige deutsche Kaiserreich, ja sogar darüber hinaus erstreckten.

Verglichen mit dem „weltlichen“ wie auch dem „geistlichen“ Brandbericht, die einen jeweils ähnlichen Umfang aufweisen, fällt Launers separater Abschnitt zum Stadtbrand, in dem die beiden gedruckten Darstellungen im Übrigen nicht erwähnt werden, ungefähr um ein Drittel kürzer aus. Auch enthält er keine grundlegend neuen Informationen zu Brandverlauf und materiellen Brandschäden.

<sup>38</sup> Gayler II (wie Anm. 3), S. 299; zur Zweiteiligkeit vgl. Brandpredigt 1726 (wie Anm. 37), S. 27 („Anderer Theil der Predigt [...] gehalten am Feyer-Tag Simonis und Judä“).

<sup>39</sup> Cronica, S. 408.

gewessen.“ Das Ausmaß von dessen Zerstörung bewertet er mit dem Satz: „Kurtz, alles ist so daran hingericht, dass man sich selbiges im geringsten reparieren zu können, nicht einmal mehr Hoffnung machen darff.“ Launer scheint geradezu am stärksten unter der Zerstörung der Stadtkirche zu leiden, wobei deren Zustand nach dem Brand tatsächlich derart erschreckend gewesen sein muss, dass ernsthaft erwogen wurde, den ausgebrannten Hauptturm mit Kanonen endgültig zusammenzuschießen. In der „Cronica“ wird nicht zuletzt die Vernichtung der Kirchenglocken („wurden alle mit entsetzlichem Knall und Krachen abgeworffen“) thematisiert, und Launer verfällt bei der Schilderung der Folgen sogar unvermittelt wieder in Reimform:

„Wann man zum Gottes-Dinst noch etwa gehen will,  
so schweigt der Glocken-Klang anietzt erbärmlich still.  
Und daß man entlich nur ein Zeichen kann verspiren,  
muß ein gewisser Mann die Trummel rühren.“

Anstatt mit Glocken wurde also mit Trommeln zum Kirchgang aufgefordert. Bemerkenswert ist schließlich, dass Launer in seinen Aufzeichnungen der Jahre nach 1726 auf den Wiederaufbau der zahlreichen Profangebäude in der Stadt nicht weiter eingeht, während er der „Reparation und Renovation deß-jenigen Turms und Tempels in deß Heiligen Römischen Reichs Freyen Reichs-Statt Reutlingen“, die dann doch überraschend schnell bis 1730 realisiert werden konnte, erneut mehr als sechs Seiten widmet.<sup>40</sup>

Während jedoch die gedruckte Predigt von Spitalpfarrer Fischer auch eine religiöse Deutung der Feuersbrunst vornimmt und, theologisch breit fundamentiert und rhetorisch ausgefeilt, in großer Ausführlichkeit den Brand der Stadt als Strafe Gottes für die Sündhaftigkeit ihrer Bewohner erläutert und die Not der Menschen zur Aufforderung eines gott- beziehungsweise kirchengefälligeren Lebenswandels instrumentalisiert, ist von Sünde, Strafe und Buße bei Launer so gut wie nicht die Rede. Was sich bei ihm findet, ist ein Ausruf wie: „Es ist layder Gott erbarme es, ja layder Gott erbarme es, unsre arme Vatter-Statt den dreyundzwanzigsten September durch den Total-Brand in die Asche gelegt worden.“ Lediglich bei seiner Schilderung vom Ausbruch des Marienkirchenbrandes am Abend des 24. September wertet er die Feuerfunken, die in der übergroßen Hitze des Brandes den Kirchturm entzündeten, „gleichsam als Abgesante der erzürnten Göttlichen Mayestat“.<sup>41</sup> Ganz nüchtern wird Launer schließlich, wenn er auf Urheber und Ursache des Brandunglücks eingeht. Schreibt Fischer hier von der „Verwahrlosung eines brennenden Lichtes [...] in eines Schusters Hauß“,<sup>42</sup> so hat dies der Theologe und

<sup>40</sup> Cronica, S. 407 f. und 433–439.

<sup>41</sup> Cronica, S. 401 und 406.

<sup>42</sup> Brandpredigt 1726 (wie Anm. 37), S. 45.

Historiker Gayler, der Fischers Predigt über 100 Jahre später ausdrücklich lobt, noch weiter ausgeführt. Gayler charakterisiert diesen Schuster geradezu als Prototyp des gottvergessenen Reutlingers („beständig in Saus und Braus gelebt, an Sonn- und Feiertagen gearbeitet, schrecklich geflucht“) und kolportiert darüber hinaus die Geschichte, wonach das brandauslösende „Lichtstümpchen“ in des Schusters Haus einem Mädchen entfiel, das ihrem „Galan“ heimleuchtete.<sup>43</sup> Gemessen an so viel Schuldzuweisung und theologischer Bedeutungsschwere wirken Launers schlichte Aufzeichnungen über einen Berufskollegen wohlthuend zurückhaltend: Demnach war das Feuer in dem Schuhmacherhaus „so unvermercket und ohne zu wissen auff waß Art und Weise außgekommen, als welche sich die Himmliche Allwissenheit biß hieher noch alleine zu wissen vorbehalten hat“. Dank Launers Chronik kennen wir übrigens den Namen jenes Schusters: Er hieß Friedrich Dürr.<sup>44</sup>

Was Launer im Gegensatz zu den Darstellungen von Beger und Fischer bietet, ist ein zusätzlicher Blickwinkel auf das atavistische Verhalten von Reutlinger und Reutlingerinnen im Augenblick und in Folge der Katastrophe. Diese waren nicht nur die wehrlose Opfergemeinschaft einer unbarmherzigen Feuersbrunst, sondern handelten vielmehr nach dem Grundsatz des „homo homini lupus“. Während der Syndikus wie auch der Spitalpfarrer ihre Darstellungen für ein potentiell und auswärtiges Spenderpublikum verfasst hatten, das die reichsstädtische Bevölkerung bemitleiden und den Wiederaufbau der Stadt ermöglichen sollte, musste Launer in dieser Hinsicht nichts beschönigen. Allerdings fallen auch seine diesbezüglichen Ausführungen eher schmallippig aus, war doch auch er weit davon entfernt, nur chronikalischer Beobachter zu sein: Er war Betroffener. Die aufgewühltesten Passagen zur Katastrophe von 1726 finden sich jedenfalls nicht in dem offensichtlich aus größerem zeitlichem Abstand heraus verfassten separaten Stadtbrand-„Kapitel“ auf den Seiten 404 bis 409, sondern innerhalb der jährlichen Aufzeichnungen zu 1726 auf der Seite 402. Etwas unvermittelt nach einer kurzen Beschreibung des verhinderten „Herbstes“, also der wegen des Brandes missglückten Weinlese, schreibt er über die Zustände in der Stadt: „Es ist so miserabel und greilich zugangen, daß nicht gnugsam zu beschreiben, man hat einander beraubt und bestolen, daß es ein Greyl gewesen. Es ist ärger zugangen als zur Zerstörung Jerusalem wangleich der Feind mit Höresmacht wehre über unser Statt gezogen und unß rein außgeblindert, hät es nicht miserabler können daher gehen, der eine hat Bett verlohren, der andere hat Schreinwerck verlohren, der dritte hat Leinwand verlohren, der vierte hat Faß verlohren, und so fort, und ist ärger und leichtförtiger zugangen als im grösten Krieg.“ Launer the-

<sup>43</sup> Gayler II (wie Anm. 3), S. 287.

<sup>44</sup> Cronica, S. 401 und 404. Die von Gayler genannten Ratsprotokolle von 1727 sind in den Beständen des Stadtarchivs nicht überliefert.

matisiert hier die auch in weiteren Quellen enthaltenen Hinweise auf auswärtige wie auch Reutlinger Plünderer. Die Not der zumeist obdachlos gewordenen Brandopfer erzeugte jedenfalls eine Entsolidarisierung der Reutlinger Bürgerschaft. Es entstand Streit darüber, wem die gerettete Fahrnis und Habseligkeiten nun tatsächlich gehörten beziehungsweise wer sich im Chaos der Evakuierung der Stadt und danach an wessen Eigentum bereichert hatte.

Fischers Brandpredigt benennt diesen Aspekt der Katastrophe nur beiläufig: Viele Reutlinger hätten das, was sie in ihren „wohl-gewölbten Kellern“ in Sicherheit gebracht zu haben glaubten, schließlich doch wegen des Feuers, dem in die Keller gedrungenen Löschwasser oder wegen „ungetreuer Hände“ verloren.<sup>45</sup> Ähnlich verbrämt geht Begers Brandbericht darauf ein. Nach seiner Aufzählung der zerstörten öffentlichen Gebäude spricht er von „Wein, Früchten, Garben, Futter, Schnitz, allerhand Werckzeug, zu- und unbereiteten Handwercks-Waaren, allerley haußrätighen Sachen und andern Mobilien“, die mit der Brandkatastrophe zugrunde gingen, und lässt darauf ebenfalls den Begriff von „ungetreuen Händen“ fallen – und zwar diejenigen von „Ingesessenen“ wie auch von „fremden Unbekandten“. Schon zuvor erwähnt er – in anderem Zusammenhang sowie in Klammern gesetzt – die drei Kompanien des Leibdragoner-Regiments Herzog Eberhards von Württemberg, die dieser als vertraglicher Schirmherr der Stadt nach Reutlingen entsandte: Die Stationierung von Militär sei notwendig geworden zur „Verwahrung der abgebrant und dardurch eröffneten Thore“.<sup>46</sup> Bringt man dies in Zusammenhang mit den von Launer verwendeten Begrifflichkeiten wie etwa der vom „grösten Krieg“, so muss das Reutlingen des Stadtbrands von 1726 ein Ort offener Gewalttätigkeiten gewesen sein, der nur durch eine massive militärische Präsenz vordergründig befriedet werden konnte.

Launers Aufzeichnungen bieten diesbezüglich noch einen weiteren markanten Hinweis. Während er den Buß-, Bet- und Fasttag am 27. Oktober 1726, bei dem Fischer seine Brandpredigt hielt, nicht erwähnt, hält er den ab 1727 zunächst alljährlich am Jahrestag des Brandausbruchs angeordneten Gedächtnistag chronikalisch fest: „Es ist auch merckwürdig zu beobachten, wie daß den 23igsten September ein Buß Bett und Fastag ist angestellt worden wegen unsers Total Brands so unß im vorigen Jahr betroffen“ und ergänzt: „Aber es folget sehr wenig Buß. Man verfolget einander, welches ich selbstn hab fühlen müssen und grosse Verfolgung außstehen.“ Mehr erfahren wir jedoch auch von Launer nicht zu einem Klima von Argwohn und Anfeindung nach den Schreckenstagen im September 1726 sowie – in Bezug auf das Chaos beim Brandunglück selbst – zu dem offenkundig nur mühsam

---

<sup>45</sup> Brandpredigt 1726 (wie Anm. 37), S. 49.

<sup>46</sup> Schwarz, Stadtbrand (wie Anm. 36), S. 9 f.

einzudämmenden Verlust jeglicher bürgerlicher Zivilisiertheit. Es sind solcherlei „Brandschäden“, die in viel eindrücklicherer Weise die damalige christliche Grundhaltung der Reutlinger Bürgerschaft in Frage stellen, als die mit viel theologischer Rhetorik vorgebrachte Anklage des Spitalpfarrers gegen die unsittlichen Zustände, die vor dem Brand in der Achalmstadt geherrscht haben sollen.

Bei Launers „schmerzlich betriebter Beschreibung“ fällt auch auf, wie distanziert er auf Armut und Obdachlosigkeit der Brandopfer eingeht, fast schon so, als gehöre er nicht dazu: „Es ist sonderlich noch zu bedauern, daß dißes arme Volck von Wein, Frucht und andrem Vorrath wenig oder gar nichts errettet hat, benebenst dennoch mit ihrem in der Noth davon geflüchteten Vüh und andren Nothwendigkeiten unter freyem Himmel so lang übernachten müssen, biß sich ein iedes zur Noth ein dürfftiges Hüttlein auß Christlichem Mitleyden benachbarter Örtter zu seinem Auffenthalt außersöhen hat. Gott stehe solchen betrangten Hertzen in ihrer übergrossen Noth gnädiglich bey!“ Außerdem verdanken wir dem Chronisten Launer positive Meldungen im Kontext des Brandunglücks und seiner Folgen. Ähnlich wie Beger („gegen 900 Brand- und Hoffstätt“) und Fischer („neun hundert Brand-Städt“) nennt auch er „gegen neunhundert Hausser“, die abgebrannt waren. Dies ergänzt er aber mit dem Hinweis, dass zumindest 150 – wenn auch die schlechtesten – erhalten geblieben seien. Für 1727 hält er jedoch in Bezug auf die Nahrungsversorgung fest: „So hat unser Herr-Gott zugeben, daß alles ist genug zu bekommen gewesen, um einen civilen Preiß.“ Dies hatte seinen Grund in einer die Ernte dieses Jahres begünstigenden Witterung, aber auch in auswärtiger Hilfe: „Deß Brodts ist niemalen kein Mangel gewesen, man hat unß rütterlich zugeföhret.“<sup>47</sup>

Nach den sich fast ausschließlich auf Wetterberichte und Preisübersichten beschränkenden chronikalischen Aufzeichnungen für die Jahre 1728 und 1729 steht 1730 die Darstellung des groß gefeierten 200-jährigen Jubiläums der Augsburger Konfession im Mittelpunkt. Dabei hält Launer nicht nur dessen Verlauf in Reutlingen akribisch fest, sondern entwirft als Antwort („Responsio“) auf eine von ihm selbst gestellte Frage („Quaestio: Waß war die Ursach dises Fests?“) eine zweiseitige Kurzgeschichte der Reformation ab 1517. Insgesamt hat Launer dieses Jubelfest ebenfalls durch eine separate Überschrift („Festumiubileum Anno 1730“) als eigenes Kapitel hervorgehoben und mit einem Umfang von neun Seiten (S. 424–432) länger ausfallen lassen als seinen separaten Abschnitt zum Stadtbrand. Die unmittelbar an die Festbeschreibung von 1730 anschließenden Ausführungen zu der nicht zuletzt für dieses Jubelfest möglichst rasch erfolgten Restaurierung der Marienkirche nimmt, wie bereits erwähnt, darüber hinaus sechs volle Seiten ein.

---

<sup>47</sup> Cronica, S. 409 f.

Abschließend sind zwei Punkte festzuhalten. Erstens: Das Ausmaß der Brandkatastrophe von 1726 sowie ihre herausragende Bedeutung als Einzelereignis im Kontext der reichsstädtischen Geschichte der frühen Neuzeit wird in Launers Chronik nicht nachhaltig dargestellt. Ein weit aus größeres Augenmerk richtet der Schuhmacher und Chronist auf die noch näher zu betrachtenden religiösen Jubelfeiern seiner Stadt – Feierlichkeiten, die im kollektiven Gedächtnis der modernen Stadt nicht annähernd so greifbar sind wie die große Feuersbrunst. Zweitens: Die Auswahl dessen, was Launer aufzeichnete, und nicht zuletzt das, was er nicht aufzeichnete, liegt primär darin begründet, in welcher Weise und in welchem Ausmaß er von der Katastrophe im Vergleich mit anderen Bürgern und Stadtbewohnern getroffen wurde: Es ist davon auszugehen, dass Launer zu den vom Stadtbrand relativ wenig geschädigten Bürgern zählte, das heißt in einem der vom Brand verschont gebliebenen Bereiche oder Vorstädte gelebt und einen verhältnismäßig geringen Verlust an Vermögensgegenständen erlitten haben dürfte. Launers Aufzeichnungen sind insofern ein Beispiel dafür, dass der Aussagewert einer chronikalischen Quelle in hohem Maße davon abhängt, wie der Chronist in das von ihm geschilderte Geschehen involviert ist. Der Mangel an weiterführenden archivalischen Dokumenten zum Leben Launers lässt diesbezügliche Fragen offen. Der zum Chronistenamt Berufene kann jedoch sicherlich als ein überaus loyaler Reutlinger Bürger charakterisiert werden.

Auffällig zurückhaltend äußert sich Launer auch zu einem Ereignis des Jahres 1735, das zu den Nachwehen der großen Feuersbrunst gerechnet werden kann. Diese besaßen tatsächlich das Ausmaß einer – wie Gayler schreibt – „politischen Krisis“, da es in den Folgejahren von 1726 zu „Murren und besorglichen Bewegungen unter den Bürgern“ wegen der vielfach als ungerecht und unzureichend empfundenen Verteilung von Spenden und der Begünstigung vermögender Bürger gekommen war. Einen Eklat bedeutete etwa die



Von der bis 1730 entstandenen spätbarocken Ausstattung der Marienkirche besitzt das Heimatmuseum eine Kanzelputte mit aufgeschlagenem Buch, das von Launer in Versform beschrieben wird: „Darinnen auch geschriben sein / fünff Buchstaben auff Latein: *Verbum Domini Manet In Aeternum / id est* deß Herren Wort bleibt in Ewigkeit.“ (Der Buchstabe „V“ ging verloren.)

weitreichende Verweigerung der Steuerzahlung durch die Zünfte im Jahr 1732.<sup>48</sup> Andererseits wurde die reichsstädtische Obrigkeit ihrerseits durch das Reich und den Schwäbischen Kreis zunehmend unter Druck gesetzt, jenen Abgabeverpflichtungen wieder stärker nachzukommen, die wegen der Brandkatastrophe reduziert worden waren. Der Unmut von weiten Kreisen der Reutlinger Bürgerschaft machte sich spätestens ab der Zeit um 1730 insbesondere an der Person des langjährigen Bürgermeisters Philipp Schmidt (1666–1745) fest, so dass das Ende von dessen politischer Karriere in Reutlingen am Schwörtag des Jahres 1735 einem Paukenschlag glich. Launer berichtet: „Hiemit ist merckwürdig zu beobachten, waß Sich am Burgermeister-Tag begeben und zugetragen, daß der wol meritierte H[err] B[ürger]M[eister] Johann Philipp Schmidt ist aller Ehr entsetzt worden, waß die Modiven seind will Ich ferner mit mehren Umständen beschreiben.“ Genau dieses Versprechen, die Hintergründe des Rücktritts von Schmidt – in anderen Darstellungen ist davon die Rede, dass Schmidt „gestürzt“ wurde – näher zu erläutern, hat Launer in seiner „Cronica“ jedoch nicht eingelöst. Jene „inneren Gärungen“<sup>49</sup> der Stadtrepublik werden von ihm generell nicht thematisiert. Bezeichnenderweise wurde der – je nach Blickweise – zurückgetretene beziehungsweise gestürzte Bürgermeister Schmidt nach 1735 ein herzoglich-württembergischer „Expeditionsrat“, trat also in die Dienste jenes Landesherrn, der zusammen mit dem Fürstbischof zu Konstanz an der Spitze des Schwäbischen Kreises und seiner Verwaltung stand.<sup>50</sup>

## 5.2. „Mordthat“ 1692

Den Auftakt der von Launer geschilderten Gewaltverbrechen macht bereits auf der zweiten Seite seiner „Cronica“ eine „Mordthat“ des ausgehenden 17. Jahrhunderts: „Anno 1692, den 15. Apprellen, geschah allhie in unser Statt ein erschrockliche Mordthat, von einem Musquetier, beym untern Thor, in einem Beckenhauß, welcher Beckh gehaissen Michael Schäffer und Georg Schäffer von Sickenhaussen, die seind mit einem Banckenet erstochen worden, und der Thäter hat auch Johannes Schäffer geheissen, aller dreyer Männer ihre Weiber haben Maria geheissen und haben 19 Enckelen hinterlassen. Welcher Thäter war von Betzingen gewessen, der hat sich hier bey unser Obrigkeit als Musquetierer unterhalten lassen, und wegen einer Tabackpfeiff zu wörtlen kommen, daß dises Unglück ist geschehen. So ist er vom Leben zum

<sup>48</sup> Gayler II (wie Anm. 3), S. 309 ff.

<sup>49</sup> Zitate „gestürzt“ und „innere Gärungen“ gemäß Oberamtsbeschreibung 1893 (wie Anm. 20), Zweiter Teil, S. 158.

<sup>50</sup> Zur Person von Philipp Schmid(t) vgl. Paul Schwarz: Die Bürgermeister der Stadt Reutlingen, in: RGB NF 5 (1967), S. 9–27, hier: S. 21. Zur damaligen Krise der Reichsstadt vgl. Klaus-Peter Lütcke: Das Haushalts- und Rechnungswesen der Freien Reichsstadt Reutlingen im 18. Jahrhundert, Diss. Tübingen 1980, S. 102 ff.

Todt verurtheilt worden. Daß Urtheil ist gefält worden, daß man Ihm soll daß Haupt abschlagen, und ist auff daß Rad gelegt worden, man hat auch zwey Schlegelein darangehenckt, in Beteutung, daß er zwey Mörd begangen, welches ich selbstn gesöhen hab.“<sup>51</sup>

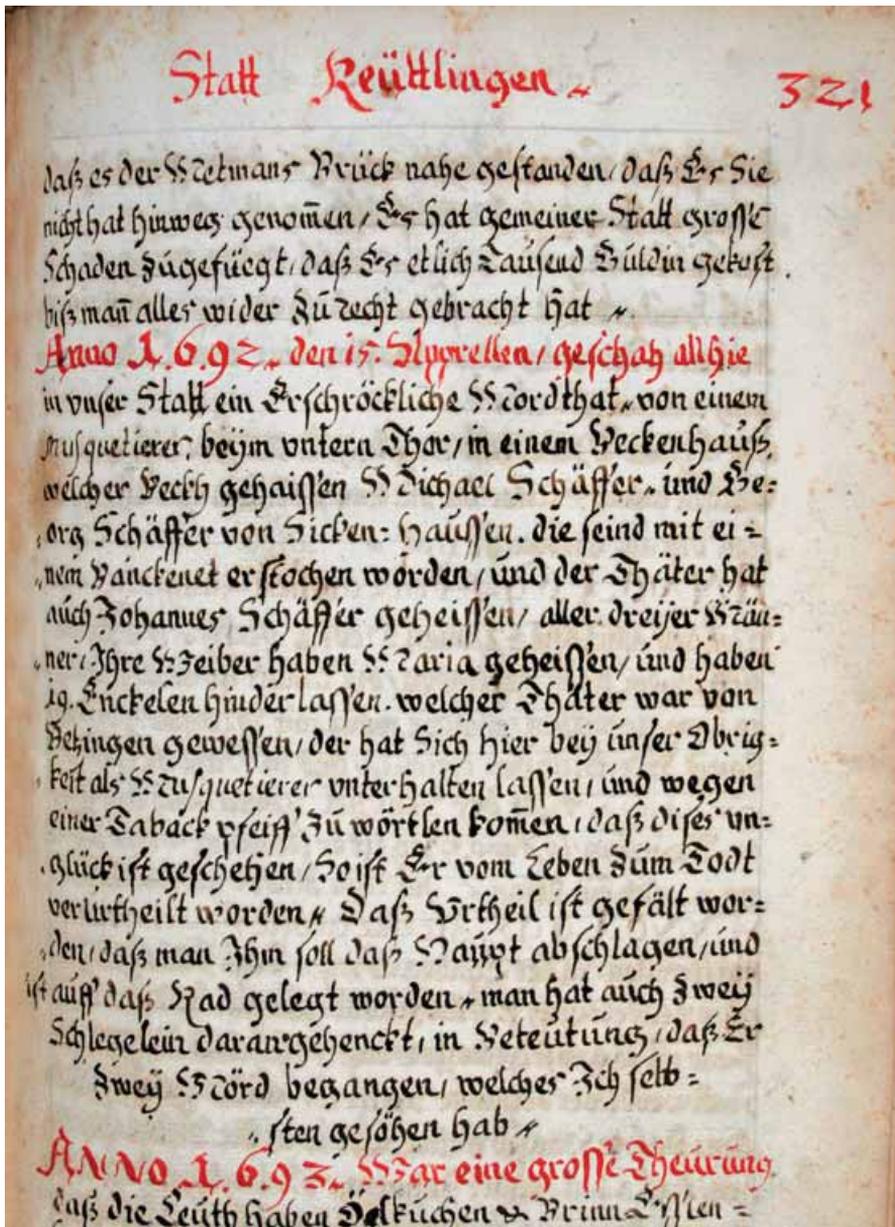
Es war also ein doppeltes Tötungsdelikt, über das der Chronist hier berichtet, und der Täter ein aus Betzingen stammender Musketier. Wie Launer schreibt, wurde er von der Stadt „unterhalten“, also besoldet. Es könnte sich um einen jener Stadtsoldaten gehandelt haben, die für Reutlingen auch auswärtige Kriegsdienste leisteten, nachdem die Reichsstadt verpflichtet war, an das Reich, an den Schwäbischen Kreis und auch unmittelbar an Württemberg immer wieder Truppen zu stellen. Tatort war beim Unteren Tor, also im Bereich der heutigen unteren Wilhelmstraße in einem „Bäckerhaus“. Darunter wiederum ist eine Becken- oder Gassenwirtschaft zu verstehen. Neben den sehr wenigen Schildwirtschaften, die es in Reutlingen gab – ihre Zahl schwankte in der Reichsstadtzeit zwischen zwei und sechs – und den saisonalen Besenwirtschaften, waren diese Gassenwirtschaften in großer Zahl vorhanden und während des ganzen Jahres geöffnet.<sup>52</sup> Tatbestand war, dass ein offensichtlich gewalttätiger und vermutlich auch alkoholisierter Söldner einen Bauern aus dem württembergischen Dorf Sickenhausen wegen einer Streiterei („wörtlen“) um eine belanglose Tabakspfeife mit dem Bajonett ebenso niederstach wie den Betreiber jener Gassenwirtschaft, in der es zu der Auseinandersetzung gekommen war.

Das Verbrechen wurde im April 1692 begangen, als Launer 12 Jahre alt war. Aus der Erinnerung heraus hat er es wohl rund zwei Jahrzehnte später, als er mit seinen Aufzeichnungen begann, in seiner Chronik festgehalten, und zwar als einzigen Eintrag für das besagte Jahr 1692. Mit der Bemerkung „welches Ich selbstn gesöhen hab“ betont er nachdrücklich, dass er zu den Zuschauern jener Hinrichtung zählte, die das Verbrechen sowie die Verurteilung des Mörders nach sich zog. Was er gesehen hat, war dessen Enthauptung sowie die Zurschaustellung des Leichnams auf einem aufgerichteten großen Speichenrad, an das zwei schwere Hämmer gehängt wurden.

Rechtliche Grundlage der Hinrichtung war die Ausübung der Hochgerichtsbarkeit gewesen, also jenem grundsätzlich kaiserlichen Privileg, das die Stadt Reutlingen 1495 verliehen bekommen hatte. Der Rat der Stadt beziehungsweise das Stadtgericht war seither bevollmächtigt, sogar Todesurteile auszusprechen und vollstrecken zu lassen. Dies geschah auf der Grundlage der reichsweit gültigen sogenannten „peinlichen Gerichtsordnung“ Kaiser Karls V. von 1532, einer Strafprozessordnung, die mit ihrer drakonischen Härte nicht zuletzt das Ziel der öffentlichen Abschreckung verfolgte. Generell verdeutlicht gerade die neuzeitliche Rechtsgeschichte Reutlingens die

<sup>51</sup> Cronica, S. 321.

<sup>52</sup> Hans Kungl: Geschichte der Gaststätten in Reutlingen, in: RGB NF 16 (1978), S. 10 ff.



Im Alter von 12 Jahren wurde Launer 1692 Zeuge einer an einem zweifachen Totschläger vollstreckten Hinrichtung. Es ist der einzige Eintrag in seiner Cronica für dieses Jahr.



Ein außergewöhnliches astronomisches Ereignis hat Launer mit der „Abbildung“ und Beschreibung eines Meteors dokumentiert, der am Aschermittwoch des Jahres 1719 den Abendhimmel erhellte.

Fragwürdigkeit dieser Todesstrafe, denn die mit Abstand meisten Hinrichtungen in Reutlingen fanden im Jahrhundert des Hexenwahns zwischen den 1560er und 1660er Jahren statt, als weit über 50 Personen – vor allem Frauen – verurteilt und hingerichtet worden sind.<sup>53</sup> Eine städtische Untersuchungskommission sowie letztendlich der Rat der Stadt sahen es jeweils als erwiesen an, dass sich diese Menschen etwa der Teufelsanbeterei oder des Schadenszaubers an Mensch und Vieh schuldig gemacht hatten.

Launers Chronik gibt eine Antwort auf die Frage, wie viele Gewaltverbrechen in Reutlingen nach dem Jahrhundert der Hexenhysterie mit einem Todesurteil bestraft worden sind. Es waren insgesamt drei Hinrichtungen, die während des Chronik-Zeitraums 1687 bis 1738 ausgeführt wurden: zum einen an dem besagten Musketier, zum anderen 1721 an zwei Kindsmörderinnen. Unterstützt von ihrer Mutter hatte damals eine Frau ihr neugeborenes Kind

<sup>53</sup> Thomas Fritz: Reichsstadt Reutlingen, in: Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten. Aufsatzband (hrsg. von Sönke Lorenz im Auftrag des Badischen Landesmuseums Karlsruhe und in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen), Ostfildern 1994, S. 371–378.

umgebracht, um die uneheliche Schwangerschaft und Geburt geheimhalten zu können. Eine schockierende Tat, die jedoch auch vor dem Hintergrund gesehen werden muss, dass eine Frau, die damals ein uneheliches Kind zur Welt brachte, innerhalb der Gesellschaft gleichsam geächtet war. Auch bei diesem Verbrechen handelte es sich im Übrigen bei den „Täterinnen“, der Tochter und der Ehefrau eines Stadtboten, um Angehörige der „unteren“ sozialen Schichten. Insgesamt bestätigt Launers Chronik die Feststellung, dass Todesurteile die Ausnahmen in der städtischen Rechtsprechung bildeten. Die übrigen drei der insgesamt fünf vom Chronisten festgehaltenen Tötungsdelikte, die sich zwischen 1687 und 1738 in Reutlingen mit seinen vermutlich rund 6000 Einwohnern<sup>54</sup> ereigneten, führten zu keiner Hinrichtung. Stattdessen wurden die Totschläger jeweils aus der Stadt verbannt. Soweit von Launer geschildert, waren den Gewalttaten Streitereien und Handgreiflichkeiten vorausgegangen, im ersten Fall wiederum in einer Wirtschaft.

### 5.3. „Feuerzeichen“ 1719

Das nächste Beispiel eines von Launer ausführlicher geschilderten und in diesem Fall sogar illustrierten Einzelereignisses ist der Meteor von 1719. Launer beschreibt diese Leuchterscheinung am Abendhimmel zunächst mit einer eigenen Überschrift: „Feuerzeichen, so sich am Aschermittwoch deß 1719ten Jahrs den 22. Febr. am Firmament deß Himels Abends umb 8 Uhr weit und breit ereignet hat.“ Dann führt er aus: „Da nemlich bey heitrem Himmel [...] eine sterngleiche Figur in Gestalt einer kleinen Kugel oder Tellers sich praesentierte, die bald hernach einen so hellen schlangenweissen Schweiff als einen Blitz gegen Süd-West außschoß, daß bey vier Minuten lang alles davon erleuchtet wurde und war diese Figur dieses feurigen Luft-Zeichens also gestaltet, daß es von einem Blitz und so genannten Stern-Geschoß sehr weit unterschiedens. Dann (1.) verschwand es nicht schleunig, wie ein Blitz sondern stunde bey vier Minuten in der Luft stille, und konte gar wol mit Muse beobachtet werden (2.) Schien es nicht als ein Stern-Geschoß auff die Erde zufallen, sondern dissipirte sich horizontaliter gar gemächlich nur nach und nach, und ist von viel tausend weit und breit gesehen worden.“<sup>55</sup>

Ergänzend zu dieser textlichen Beschreibung des „feurigen Luftzeichens“ hat Launer das Ereignis auch illustriert. Auf der farbigen Zeichnung (siehe Abb. auf S. 149) ist links die „sterngleiche Figur in Gestalt einer kleinen Kugel“

<sup>54</sup> Exakte Zählungen liegen für die Reichsstadtzeit nicht vor. Es wird davon ausgegangen, dass Reutlingen zu Beginn des 17. Jahrhunderts rund 5000 Einwohner besaß. Durch nachhaltige Zuwächse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhöhte sich diese Zahl bis 1803 auf knapp 8000 Personen; vgl. Kreisbeschreibung 1997 (wie Anm. 26), Bd. II, S. 350.

<sup>55</sup> Cronica, S. 369. Die mit „[...]“ gekennzeichnete Passage wurde größtenteils – vermutlich durch Launer selbst – unkenntlich gemacht; „dissipirte“ von lateinisch „dissipare“: zerstreuen, ausbreiten, verteilen.

zu sehen, an die sich der von ihr ausgeschossene „helle schlangenweisse Schweif“ anschließt. Die zweite „kleine Kugel“ am rechten Seitenrand mag das Himmelsphänomen zum Zeitpunkt seines Erscheinens, also noch vor Ausbildung seines Lichtschweifs, darstellen. Launer hält hier ein spektakuläres, mit Sicherheit astronomisches Phänomen fest. Dabei findet seine Angabe, das „Feuerzeichen“ sei von „viel tausend weit und breit gesehen worden“, eine Bestätigung in einer Publikation aus dem Jahr 1825. Deren Autor, ein Vaihinger Oberamtsarzt namens Dr. Friedrich Schnurrer, versucht hier den an sich fragwürdigen Nachweis zu führen, dass seuchenartige Krankheiten in der Menschheitsgeschichte nicht zuletzt durch astronomische Erscheinungen verursacht worden sind. Belege ebensolcher Erscheinungen hat er jedoch zu diesem Zweck kenntnisreich und akribisch gesammelt, und zu dem Meteor von 1719 ist bei ihm zu lesen: „Am 22sten Februar sah man im nördlichen Italien bis Augsburg, ja bis Tübingen eine Feuerkugel so groß wie der Vollmond und mit einem siebenmal längeren Schweif von Osten nach Westen ziehen [...]. Ein ähnliches Meteor, das mit einem unbeschreiblich heftigen Knall platzte, sah man am 19ten Merz in England, über dieses stellte Halley Berechnungen an.“<sup>56</sup>

Die Art und Weise, wie Launer das „Feuerzeichen“ beschreibt, deutet anfänglich darauf hin, dass es sich um einen Boliden gehandelt hat, also um eine Leuchterscheinung, die durch einen Kleinkörper des Sonnensystems ausgelöst wurde, als dieser in die Erdatmosphäre eintrat und verglühte. Ein solcher Bolide oder Feuerball wird im Gegensatz zur ungleich häufiger zu beobachtenden Sternschnuppe durch ein deutlich größeres Objekt erzeugt. Was bei der Beschreibung Launers allerdings gegen einen Boliden spricht, ist der Umstand, dass auch ein solcher Feuerball grundsätzlich nur wenige Sekunden sichtbar ist, Launer dagegen nachdrücklich darauf hinweist, der Meteor sei vier Minuten lang zu sehen gewesen. Andererseits wäre beispielsweise ein Komet als Schweifstern über einen sehr viel längeren Zeitraum hinweg zu beobachten gewesen. Eine wissenschaftlich hundertprozentig zufriedenstellende Erklärung des „Feuerzeichens“ von 1719 wird letztendlich nicht mehr möglich sein.<sup>57</sup>

<sup>56</sup> Friedrich Schnurrer: Chronik der Seuchen in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen (zweiter Teil), Tübingen 1825, S. 255. „Meteor“ im Deutschen sowohl maskulin wie auch – seltener – als Neutrum verwendet. Bei Edmond Halley (1656–1742) handelt es sich um den bekannten englischen Mathematiker, Physiker und Astronomen, nach dem auch ein Komet benannt wurde.

<sup>57</sup> Verschiedene Anfragen, unter anderem beim Institut für Astronomie und Astrophysik Tübingen sowie bei Garry W. Kronk, dem Verfasser einer von der Cambridge University Press herausgegebenen „Cometography: A Catalog of Comets“, erbrachten keine weiteren Aufschlüsse. Martin Stuhlinger (European Space Astronomy Center in Villafranca/Spanien) verwies mit E-Mail vom 6. Juli 2005 auf eine mehrere Minuten andauernde, fotografisch dokumentierte Leuchterscheinung in Wales im September 2003, über deren Ursprung ebenfalls nur spekuliert werden konnte.



Die letzte totale Sonnenfinsternis, die vor 1999 von Reutlingen aus sichtbar gewesen ist, hatte sich 1706 ereignet. Wie der Meteor von 1719 wird sie von Launer in Wort und Bild beschrieben.

Neben diesem Meteor hat Launer zwei weitere astronomische Ereignisse beschrieben. Im Gegensatz zu der Himmelserscheinung von 1719 ist es bei den anderen beiden Phänomenen eindeutig, um was es sich gehandelt hat: nämlich um die totale Sonnenfinsternis des Jahres 1706 – es war die letzte, die von Reutlingen aus vor 1999 zu sehen war – sowie um eine partielle Sonnenfinsternis im Jahr 1715. Während Launer auf die Vorgänge von 1715 nur relativ kurz eingeht, muss die Verfinsternung des Jahres 1706 dermaßen eindrücklich gewesen sein, dass er dieses astronomische Ereignis auch religiös interpretierte. Gemäß Launers Aufzeichnungen haben damals die kurze totale sowie die beiden partiellen Verfinsternungsphasen eine Gesamtdauer von zwei Stunden und 28 Minuten gehabt. Zum Vergleich: Die Sonnenfinsternis von 1999 dauerte insgesamt etwas länger, nämlich von 11.13 Uhr bis 13.57 Uhr, die Phase der Totalität erstreckte sich über rund zwei Minuten.<sup>58</sup> Launer beschließt jedenfalls seine illustrierten Beobachtungen für 1706 mit dem Ausruf: „Gott der Vatter des Lichts wolle uns vor der Ewigen Höllenfinsternus behüten und bewahren“.<sup>59</sup>

#### 5.4. „Jubelfest“ 1717

Zum Abschluss sei die chronikalische Schilderung einer herausragenden reichsstädtischen Feierlichkeit vorgestellt: das sogenannten „Jubelfest“ von 1717. Hieran lässt sich auch der Aussagewert von Launers Aufzeichnungen im Vergleich mit weiteren zeitgenössischen Quellen aufzeigen. Bei diesem „Jubelfest“ in einer lutherischen Reichsstadt wie Reutlingen handelte es sich um ein Jubiläum, das an den Beginn der Reformation, also an den Thesenanschlag Luthers am 31. Oktober 1517, erinnerte. Die Feiern fanden in Reutlingen im Wesentlichen vom Samstag, dem 30. Oktober, bis zum Montag, dem 1. November, statt. Ausgehend vom alttestamentlichen „Jubel-Jahr“, einem besonderen, alle 50 Jahre zu begehenden Schuldenerlass-Jahr, und im Kontrast zum „Heiligen Jahr“ der katholischen Kirche haben die protestantischen Reichsstände 1617 und 1717 im 100-jährigen Abstand den Reformationsauftakt feierlich „bejubelt“. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich dann der alljährliche Reformationstag in der evangelischen Kirche etabliert.<sup>60</sup>

Als Kostprobe aus Launers Ausführungen zu den besonderen Ereignissen von 1717 sei der Auftakt zur Darstellung dieses Festes<sup>61</sup> hier wiedergegeben:

<sup>58</sup> Gunther Drexel und Heinz Lenhart (Sternwarte und Planetarium des Vereins für Volksbildung e. V.): Totale Sonnenfinsternis, Reutlingen 1999, S. 12.

<sup>59</sup> Cronica, S. 328 und 350; „Finsternus“ gemäß Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch Bd. II, Tübingen 1908, Sp. 1512, als gängige Wortvariante zu „Finsternis“.

<sup>60</sup> Hermann Ehmer: Das Reformationsjubiläum von 1717 in Esslingen (künftig: Ehmer, Esslinger Jubiläum 1717), in: Esslinger Studien 44 (2005), S. 37–61, hier: S. 37 und 41 ff.

<sup>61</sup> Cronica, S. 359–363.



Die von dem Augsburger Kupferstecher Johann August Corvinus 1727 geschaffene Darstellung der Marienkirche zeigt den Sakralbau, wie er vor der „totalen Feuersbrunst“ von 1726 ausgesehen hatte.

Zünfte vereinigten sich sodann auf dem Marktplatz und prozessierten gemeinsam zur Marienkirche. Die genannte „Hauptpredigt“, also der zentrale Gottesdienst, dauerte schließlich bis 12 Uhr, wobei die Länge der an einem solchen Gottesdienst gehaltenen Predigt auf weit über eine Stunde anzusetzen ist.<sup>62</sup> Am Montag gab es einen Gottesdienst um 8 Uhr sowie eine Nachmittagskirche mit Verlesung der Augsburger Konfession, also des umfangreichen protestantischen Glaubensbekenntnisses, zu dessen wenigen mutigen Erstunterzeichnern auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 die Reichsstadt Reutlingen gezählt hatte.

Nun ist es nicht so, dass wir ohne die Launer'sche Chronik über die Feierlichkeiten von 1717 nicht Bescheid wissen würden: Für das damalige „Jubelfest“ liegt ein detailliertes Programm zu den Gottesdiensten, Katechisationen,

„Erstlich den 30igsten Octobris Samstags umb 12 Uhr ist daß Jubelfest eine halbe Stund mit allen Glocken eingeleutet worden, umb 1 Uhr hat man in die Praeparation und Vorbereitungs-predig zusammen gelüthen, vor der Predig ist gesungen worden: Nun lob mein Seel den Herren. Der Textus ist gewessen der 95igst Psalm worauff die Predig vom Archy Diacono H. M. Johann Caspar Enslin abgehandlet worden, nach der Predig gesungen [...]; hernach Beicht gesessen.“

In diesem Stil folgt nun in der Chronik über mehr als drei Seiten eine detaillierte Beschreibung des „Jubelfestes“, das schwerpunktmäßig am Sonntag, dem 31. Oktober, mit einer „Frühpredigt“, einer „Hauptpredigt“, einer „Mittagskirche“ und einer „Abendpredigt“, also mit insgesamt vier Gottesdiensten feierlich begangen wurde. Zur sogenannten „Hauptpredigt“ kamen zunächst die einzelnen Zunftmitglieder um acht Uhr in ihren jeweiligen Zunftstuben zusammen, die so formierten zwölf

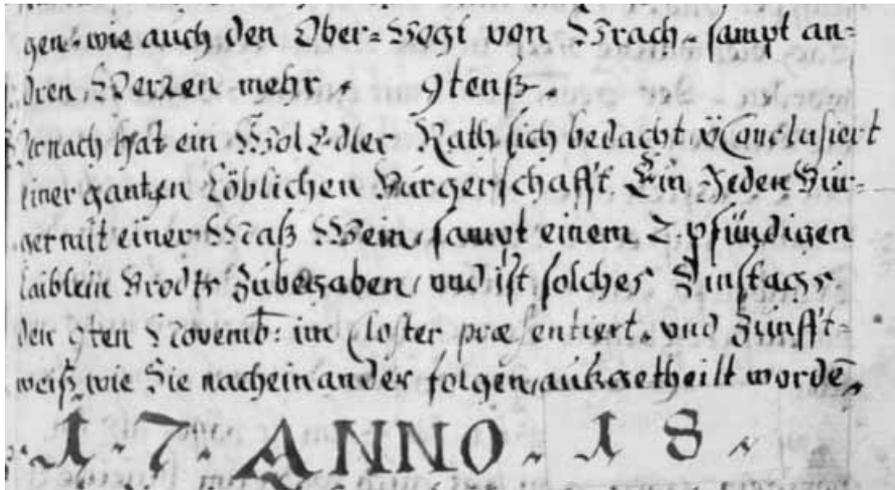
<sup>62</sup> Ehmer, Esslinger Jubiläum 1717 (wie Anm. 60), S. 55.



Zum „Jubelfest“ von 1717 verfasste Syndikus Johann Georg Beger eine „umbständliche Relation“ der rund 200 Jahre zurückliegenden Reutlinger Reformationgeschichte. Sie beinhaltet unter anderem einen Anhang mit Anweisungen von reichsstädtischem Rat und Konsistorium zur Durchführung des Reformationsjubiläums 1717.

Vorträgen und Veranstaltungen mit dem schönen Originaltitel „Project wie der Gottes-Dienst auf das bevorstehende Jubel-Fest zu mehrer Erweckung Gott-gefälligen Eyfers und Andacht, auch besserer Begreifung des gesammten Hoch-heylsamsten Reformation-Wercks veranstaltet [...] werden solle“. Neben diesem „Project“ des Reutlinger Konsistoriums, also des Kirchenrats, gab es ein separates städtisches „Rats-Dekretum“, das sowohl verbindliche Anweisungen zur Teilnahme an den Feierlichkeiten beinhaltete wie auch – im Falle der Zuwiderhandlung – entsprechende Strafandrohungen. Sowohl das „Project“ wie auch das Ratsdekret liegen uns nicht nur als archivalische Konzepte<sup>63</sup> im Stadtarchiv, sondern auch in gedruckter Form vor: nämlich als Anhang zu einem Buch des städtischen Syndicus Johann Georg Beger (1673–1758). Unter dem Titel „Umbständliche Relation wie es mit der Reformation der Stadt Reutlingen [...] eigentlich hergegangen“ hatte dieser zum Jubeljahr 1717 eine Reutlinger Reformationgeschichte verfasst. Als eine auf Quellenstudien basierende Auseinandersetzung mit einem geschichtlichen Einzelthema sowie im Gegensatz zu den älteren Stadtchroniken markiert

<sup>63</sup> StadtA Rt., Akten aus der Reichsstadtzeit A 1 Nr. 6831 und 6850.



Als neunten Punkt („9tenß“) seiner Darstellung des Reutlinger Reformationsjubiläum 1717 beschreibt Launer die Verköstigung der Bürgerschaft mit Wein und Brot.

diese Publikation den noch religiös-konfessionell geprägten Beginn einer Reutlinger Historiographie moderner Prägung.<sup>64</sup>

Insbesondere in dem sogenannten „Project“ sind, wie bei Launer, sämtliche für die Gottesdienste ausgewählten Bibelstellen und Kirchenlieder minutiös aufgeführt. Der Wert von Launers Aufzeichnungen besteht zunächst einmal vor allem darin, dass wir in seiner Schilderung einen Quellenbeleg dafür besitzen, dass dieses Jubelfest tatsächlich in der vorgesehenen Form durchgeführt wurde. Außerdem bietet Launer auch einige interessante zusätzliche Details. Am auffälligsten ist sein letzter Passus zu den Feierlichkeiten von 1717. Die Veranstaltungen jener Festtage hat Launer in insgesamt neun Einheiten zusammengefasst, und unter „9tenß“ schreibt er abschließend: „Hernach hat ein Woledler Rath sich bedacht und conclusiert einer gantzen löblichen Burger-schafft ein jeden Burger mit einer Maß Wein sampt einem 2pfündigen Laiblein Brodts zu begaben und ist solches Dinstags den 9ten Novembris im Closter praesentiert und zunfftweiß wie sie nacheinander folgen außgetheilt worden.“ Das heißt, rund eine Woche nach dem für heutige Vorstellungen langwierig anmutenden theologischen Pflichtprogramm wurden gemäß Ratsbeschluss die Bürger im Hof des heutigen Friedrich-List-Gymnasiums mit Speis und Trank für die Teilnahme an den Feierlichkeiten noch ganz profan belohnt: ein jeder mit einem Kilo Brot und über anderthalb Liter Wein. Diese Verkösti-

<sup>64</sup> Gedruckt von Johann Georg Fusing 1717 (künftig: Beger, Umständliche Relation): „Project“ auf S. 318–328, das Ratsdekret auf S. 329–340.

gung der Bürgerschaft war ein Veranstaltungselement, das die genannten amtlichen Quellen nicht erwähnen, wiewohl es doch am ehesten unseren gegenwärtigen „Fest“-Vorstellungen entspricht.

Außerdem ist es interessant, was Launer nicht oder bestenfalls beiläufig erwähnt, nämlich die schon genannten strikten obrigkeitlichen Anweisungen zur Unterlassung werktäglicher Arbeiten sowie zur größtmöglichen Teilnahme an den entsprechenden Gottesdiensten. Um dies zu gewährleisten, wurden nicht zuletzt die Stadttore ab Samstagmittag bis einschließlich Montag grundsätzlich verschlossen gehalten. Zur Überwachung und Sanktionierung dieser Vorgaben bestimmte das Ratsdekret im Übrigen Folgendes: „Dahero die ganze Stadt von denen Stadt-Dienern nicht nur, sondern auch durch die Soldatenwacht patrouillirt und wo jemand in denen ohnzulässigen Geschäften oder anderm ohnanständigen Wandel ergriffen, ein solches ohne Ansehen der Person, Würde, Standes, Alters oder Wesens so gleich gefänglich eingezogen, öffentlich und härtiglich bestraffet und beschimpffet werden solle“.<sup>65</sup> Mit „Geschäften“ waren werktägliche beziehungsweise gewerbliche Verrichtungen gemeint gewesen.

Launer geht auf diese „Rahmenbedingungen“ so gut wie nicht ein und verkörpert somit einen Bürger, der die strengen Vorgaben der Reutlinger Obrigkeit offensichtlich gutgeheißt hat. Einschränkend ist hier festzuhalten, dass gerade solche Anweisungen als sicheres Indiz dafür gelten können, dass ein großer Teil der Bürger und Stadtbewohner sich nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit in der Gestaltung dieses „Jubelfestes“ wiedergefunden hat. Nichtsdestotrotz belegen Launers konfessionelle Grundhaltung und Überzeugung ein zentrales Element reichsstädtischer Reutlinger Identität. Und dies gilt umso mehr, wenn man betrachtet, was für herausragende öffentliche Feiern und Festveranstaltungen zu Lebzeiten Launers in Reutlingen stattfanden beziehungsweise das öffentliche Leben der Stadt nachhaltig prägten.

Das war insbesondere das vom 23. bis 25. Juni 1730, also ebenfalls über den Verlauf von drei Tagen, aber mit noch mehr Gottesdiensten begangene 200-jährige Jubiläum der Übergabe der Augsburger Konfession 1530. Launer widmet dieser Gedenkveranstaltung ein eigenes kleines Kapitel („Festumiubileum Anno 1730“).<sup>66</sup> Schließlich nennt er noch für Juni 1731 ein Jubel- und Dankfest, das an die hundertste Wiederkehr der Errettung der Stadt im 30-jährigen Krieg erinnerte. 1631 war eine gewaltige kaiserliche und, wenn man so will, katholische Armee – es sollen rund 24 000 Mann gewesen sein, die unter dem Oberbefehl Graf Egon von Fürstenbergs standen – durchs Echaztal gezogen. Für Reutlingen zeichnete sich die Schreckensvision einer

---

<sup>65</sup> Beger, *Umbständliche Relation* (wie Anm. 64), S. 337 f.

<sup>66</sup> Zu den Feierlichkeiten von 1730 vgl. auch Gerhard Junger: *Reutlinger Feierlichkeiten im Wandel der Jahrhunderte – 450 Jahre Confessio Augustana*, in: *RGB NF 18* (1979), S. 103–115, hier: S. 105–112.



Zum Reformationsjubiläum von 1717 wurde in Reutlingen eigens eine „Jubel-Medaille und Gedächtnüsmüntz“ geprägt, die gleichzeitig an den chronikalisch überlieferten Baubeginn der Marienkirche im Jahr 1247 erinnerte.

besondere Jahrhundert-Jubiläen. Bezugspunkte dieser Säkularfeiern waren entweder die historischen Ereignisse der Reformation im 16. oder aber deren Behauptung im 17. Jahrhundert. Erinnert wurde dabei nachdrücklich an die protestantische Identität des städtischen Gemeinwesens wie auch an die reichsrechtliche Legitimität dieser Konfession. Die entsprechende Zielsetzung solcher Veranstaltungen ist in einer gedruckten „Verkündigung“ der Stadt Nürnberg von 1755, die unter anderem auch nach Reutlingen versandt wurde, beispielhaft formuliert. In Nürnberg hat man in jenem Jahr zum Gedenken an den Augsburger Religionsfrieden von 1555 ein bescheideneres „Gedächtniß- und Dankfest“ gefeiert und dies in der genannten Druckschrift folgendermaßen begründet: „Als hat ein Hochlöblicher Rath hiesiger Stadt [...] ihre Burgerschaft, Inwohnere, Unterthanen und Angehörige in der Stadt und auf dem Land dero Gebiets zu erinnern und anzuweisen, was für viele und grosse Ursache man habe, Gott dem Allerhöchsten [...] für die bisherige zweihundertjährige Gnadenreiche Beschirmung der Evangelischen Lehre [...] gebührend zu danken“.<sup>67</sup>

Nimmt man insofern Launers Chronik als eine Quelle zur Bestimmung einer spezifischen Reutlinger Identität in den ersten Jahrzehnten des

vollständigen Plünderung und Zerstörung der Stadt ab, so wie sie im Fall anderer Städte Wirklichkeit geworden war. Ebenso zu befürchten war ein Verlust der freien Religionsausübung im Sinne der Augsburger Konfession. Dass es dazu nicht kam, war noch 100 Jahre später Anlass für ein „Jubel, Lob & Danck-Fest“.<sup>67</sup>

Bedenkt man ferner, dass es nach Launers Tod in Reutlingen dann bereits wieder 1748 in Erinnerung an den 1648 geschlossenen „westphälischen Reichs- und Religionsfrieden“ zu einem „Jubelfest“ kam,<sup>68</sup> so ergibt sich ein stimmiges Bild: Bei den herausragenden Feiern zu Launers Lebzeiten und im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts handelte es sich um

<sup>67</sup> Gayler II (wie Anm. 3), S. 31–36, sowie Cronica, S. 444 f.

<sup>68</sup> StadtA Rt., Akten aus der Reichsstadtzeit A 1 Nr. 13 042; in den Nrn. 13 038–13 042 finden sich weitere Belege für das „Jubelfest“ von 1748.

<sup>69</sup> StadtA Rt., Akten aus der Reichsstadtzeit A 1 Nr. 6929, S. 4.

18. Jahrhunderts, so ergibt sich ein ganz anderer Schwerpunkt als beispielsweise bei den politischen „Romantikern“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Ein liberaler Denker wie Friedrich List oder ein demokratisch gesinnter Literat wie Hermann Kurz richteten ihr Augenmerk in erster Linie auf die reichsstädtische Verfassung als das Vor- und Idealbild eines nicht-feudalen, republikanischen Gemeinwesens – was streng genommen einer Verklärung gleichkam. Und betrachtet man Uhlands populäres Gedicht zur Schlacht von Reutlingen 1377 oder die in Hauffs Roman „Lichtenstein“ geschilderte Eroberung der Stadt durch Herzog Ulrich 1519, so ist hier ein weiteres zentrales Thema der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts vorgegeben: nämlich der vor allem im Spätmittelalter dominante, kriegerisch geprägte Gegensatz zu Württemberg. Von all dem ist in Launers Chronik nur wenig oder nichts zu finden. Der von ihm als „Bürgermeistertag“ bezeichnete alljährliche Schwörtag beispielsweise ist ihm so selbstverständlich, dass er ihn vor allem als Datierungshilfe für besondere Wetterphänomene nennt: etwa 1725, wenn er schreibt, man habe „den Ayd am Burgermaister-Tag in der Kürch geschworen wegen Regen-Wetters“.<sup>70</sup> Und bei den Ausführungen zum Reformationsjubiläum von 1717 hebt Launer hervor, dass zu einem offiziellen Festessen mit „delecaten Speißen und kostbahrem Wein“ im kleinen Honoratiorenkreis die württembergischen Obervögte von Urach und Tübingen eingeladen worden sind.<sup>71</sup> Im Kontext dieser Jubiläen war also nicht nur eine Solidarität zwischen den protestantischen Reichsstädten gegeben, sondern generell zwischen den protestantischen Reichsständen, die diese Feste auch allesamt in ähnlicher Weise begingen. Gemäß Launer war für Reutlingen jedenfalls die Tradition des im lutherischen Sinne reformierten Gemeinwesens entscheidend. Und nicht zuletzt für diese Facette des reichsstädtischen Bewusstseins und Selbstverständnisses haben wir mit der hier vorgestellten „Cronica der Statt Reuttlingen“ für die Jahre 1687 bis 1738 eine interessante Quelle vorliegen.

---

<sup>70</sup> Cronica, S. 393; weitere Nennungen auf S. 455, 458 und 465. Zur Bezeichnung „Bürgermeistertag“ siehe auch C.F. Gayler: Historische Denkwürdigkeiten, Reutlingen 1840, S. 572, sowie Oberamtsbeschreibung 1893 (wie Anm. 20), Zweiter Teil, S. 127.

<sup>71</sup> Cronica, S. 363.



## Die Gayler in Reutlingen Drei Vettern im 19. Jahrhundert

Von Brigitte Gayler und Heidi Stelzer

Eine der am frühesten dokumentierten Reutlinger Bürgerfamilien ist die Familie Gayler/Gailer. Erstmals urkundlich erwähnt ist Walger der Gailer, der 1339 als Besitzer des von seinen Eltern ererbten Hauses belegt ist. Des Gailers Haus in der „nuwen Stat“ wird auch 1374 erwähnt, 1433 ist Walter Gailer Besitzer des Hauses, 1489 gehört es dem Metzger Peter Gailer.<sup>1</sup> Jerg alt Gailer, ebenfalls Metzger, sitzt zur Zeit von Jos Weiß im Rat.<sup>2</sup> Er ist Besitzer des Gasthofes „Zum Roten Ochsen“. Hans Kungl schreibt in seiner umfangreichen Darstellung der „Geschichte der Gaststätten in Reutlingen“: „Die Anfänge des Gasthofes zum ‚Roten Ochsen‘, einer der ältesten ehemaligen Gastherbergen Reutlingens, können aufgrund der schlechten Quellenlage nicht aufgedeckt werden. Die frühesten zuverlässigen Nachrichten über die Gastherberge setzen fragmentarisch Anfang des 16. Jahrhunderts ein. Sie präsentieren uns die damals hoch angesehene Reutlinger Metzger- und Wirtsfamilie Gayler als Besitzer des ‚Ochsen‘.“<sup>3</sup> Jerg alt Gailers Sohn Eberhard wird 1527 an der 50 Jahre zuvor gegründeten Universität in Tübingen immatrikuliert. Er ist rund 20 Jahre für das Gemeinwohl der Stadt Reutlingen tätig: Von 1548 bis 1566 ist er in verschiedenen Positionen wie Richter, Pfründenpfleger, „Steuerherr“ usw. erwähnt.<sup>4</sup>

Eberhards Sohn Georg wurde insgesamt siebenmal in dreijährigem Turnus (von 1582 bis 1600) zum Amtsbürgermeister gewählt.<sup>5</sup> Da man für diese Position nur jeweils für ein Jahr gewählt werden konnte, bildeten oft die beiden Vizebürgermeister und der Amtsbürgermeister ein Triumvirat mit rotierenden Rollen. Eine Zeitlang waren dies Hans Bier, ebenfalls Metzger, Georg Gailer und dessen Schwager Georg Wernwag, der an Markttagen seine Metzsigbank neben der von Georg Gailer hatte. Auf einer Kabinettscheibe der

<sup>1</sup> Deutsches Geschlechterbuch, Band 41, Zweiter Reutlinger Band, Görlitz 1923, S. 157, und Brief Theodor Schöns vom 30. Sept. 1900 an Pfarrer Emil Gayler (im Besitz von Brigitte Gayler). StadtA Rt., Reichsstädt. Urkunden und Akten Nr. 1758.

<sup>2</sup> Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen, 1. Bd., Reutlingen 1840, S. 227, 254, 271.

<sup>3</sup> Hans Kungl: Geschichte der Gaststätten in Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter (künftig: RGB) NF 16 (1978), S. 257.

<sup>4</sup> Brief von Theodor Schön (wie Anm. 1). Urkundenbelege im StadtA Rt., Reichsstädt. Urkunden und Akten, u. a. Nr. 102, 104 und 105.

<sup>5</sup> Paul Schwarz: Die Bürgermeister der Stadt Reutlingen ab 1575, in: RGB NF 5 (1967), S. 13.



Kabinettscheibe der Metzgerzunft von 1586. Georg Gayler sitzt auf dem Bürgermeisterstuhl.

Metzgerzunft im Heimatmuseum Reutlingen<sup>6</sup> ist Georg neben seinem Schwager Wernwag dargestellt. Eine Porträt-Ähnlichkeit ist fraglich, zumindest hat der Geselle, der die Namen schrieb, sich keine große Mühe gegeben: Es ist das einzige Mal, dass Gailer mit zwei „l“ geschrieben wurde. Außerdem ist auf einer zweiten Zunftscheibe ein Erhard Gailer dargestellt, den es wohl zu der damaligen Zeit nicht gab – vermutlich wurden Erhard und Eberhard verwechselt, was bei handschriftlichen Vorlagen leicht denkbar ist. Lorentius Hofstetter schreibt in seiner „Reutlinger Chronic“ über Georg Gayler: „Von anno 1590 bis 1600 ist Bm. Geiler Steuerverwalter gewesen; seind die Capitallen gewachsen umb 16 713 fl. 20 kr.“<sup>7</sup> In einem Bericht über die Reutlinger Turmbläser<sup>8</sup> ist für den 14. März 1590 verzeichnet: „3 Shilling 8 Heller geben eynem bleser ins burger mayster Gayler hauß“. Georg besaß also genügend

<sup>6</sup> Heimatmuseum Reutlingen (künftig: HMR), Inv.-Nr. 806.

<sup>7</sup> Lorentius Hoffstetter: Reutlinger Chronic von Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691, bearb. von Paul Schwarz, RGB NF 20/21 (1981/82), S. 95; fl. für Florin = Gulden, kr. für Kreuzer.

<sup>8</sup> Hermann Mall: Bläseroriginale auf dem Turm der Marienkirche im 16. und 17. Jahrhundert, in: RGB NF 3 (1966), S. 73–82, hier: S. 75.

Geld, um bei Festen aufspielen zu lassen. Er hatte aus zwei Ehen 14 Kinder, darunter aber nur drei Söhne<sup>9</sup> (ein Schwiegersohn war Matthäus Beger, der als späterer Amtsbürgermeister Reutlingen durch die schwierige Zeit des Dreißigjährigen Krieges geführt und als Stifter und Gründer der Reutlinger Stadtbibliothek sich bleibende Verdienste erworben hat). Die Söhne hatten in der zweiten bzw. dritten Generation keine männlichen Nachkommen mehr. Die späteren Gayler stammen alle von Georgs jüngerem Bruder Eberhard ab. Desessen Sohn wird noch von 1659 bis 1664 mehrmals in den Siebener-Rat gewählt, danach verschwinden die Gayler für rund 160 Jahre aus dem öffentlichen Leben.

Dann, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, machen drei Vettern Gayler auf unterschiedliche Art von sich reden. Die gemeinsamen Großeltern sind der Weißbäcker Johann Jakob Gayler (1724–1805) und seine Frau Anna Barbara geb. Grötzinger. Deren Sohn Christoph, Oberamtswundarzt, und seine Frau Margarete Luise geb. Krimmel waren die Eltern von Christoph Friedrich, dem im Jahr 1780 geborenen späteren Reutlinger Chronisten. Ein Bruder des Arztes Christoph Gayler, Johann Georg, war Weißbäcker wie sein Vater. Er und seine Frau Sofie Margarete geb. Schmid hatten zwei Söhne. Der ältere, Johann Jakob (geb. 1785), war nicht nur Mitbegründer und Vereinsdichter des Reutlinger Liederkrankes, sondern, unter dem Pseudonym Algier, auch Herausgeber verschiedener Anthologien. Eine Schwester von Christoph und Johann Georg, Anna Maria (1759–1844), heiratete einen Vetter dritten Grades, den Schreiner Johann Adam Gayler. Deren Sohn Jakob Eberhard kam 1792 zur Welt und wurde durch seine Veröffentlichung des „Neuen Orbis Pictus für die Jugend“ weit über Reutlingen, ja über Deutschland hinaus bekannt.

Im Folgenden wollen wir uns mit diesen drei Vettern und ihren Werken näher beschäftigen.

### Christoph Friedrich Gayler (1780–1849)

Christoph Friedrich Gayler ist jedem historisch interessierten Reutlinger vertraut, verdanken wir ihm doch eine umfangreiche Chronik, die „Historischen Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen“.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Brief Theodor Schön (wie Anm. 1).

<sup>10</sup> Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen, vom Ursprung an bis zu Ende der Reformation 1577, größtenteils aus Akten und Manuskripten gezogen, in so fern auch ein Beitrag zur allgemeinen Reformationsgeschichte Deutschlands, von Professor Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Reutlingen, Verlag der B.G. Kurtz'schen Buchhandlung, 1840 (722 S.). Die Jahresangabe 1577 bezieht sich auf die zwischen 1552 und 1576 ausgesetzte Wahlordnung der Zünfte; Gayler schreibt dazu: „Im Juli 1577 kam dann die Wahl wieder ganz ins alte Geleise; und der große Rath sollte zur Wahl der Siebener im neuen Spital, dem ehemaligen Franziskaner Kloster gehalten werden.“ Wenige

Er wird am 30. November 1780 als einziges Kind des Chirurgen Johann Christoph Gayler (1751–1831) und seiner Frau Margarete Luise geb. Krimmel (1753–1819) geboren.<sup>11</sup> Der Vater unterrichtet den begabten Jungen selbst bis zum Eintritt in die Subrektoratsklasse bei Johann Konrad Merkh, die Christoph Friedrich bis zum Übertritt auf die Hochschule in Tübingen besucht. Nach seinem Examen, das er 1803 vor dem Konsistorium in Heilbronn ablegt, muss er für wenige Wochen als Rekrut zum Militär. Es folgt seine Vikariatszeit von 1804 bis 1808 bei Dekan Johann Heinrich Keller in Reutlingen. In diesen Jahren macht Gayler eine Reise in die Schweiz, um Pestalozzi und seine Kinderheime kennenzulernen – dies waren prägende Erfahrungen, die ihm später als Lehrer zugutekommen. Von 1809 bis 1811 weilt Gayler wieder in Tübingen, um sich nun, nach der Theologie, dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zu widmen, denen seine besondere Liebe gehört.<sup>12</sup> So beschreibt er als Erster das in unserer Gegend einzigartige Vorkommen der *Iris sambucina* (Holunderschwertlilie) und der *Anemone pulsatilla* am Georgenberg.<sup>13</sup>

Da man zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Reutlingen, einer Stadt der Kaufleute und Handwerker, die Notwendigkeit erkannte, neben der Lateinschule auch Realunterricht zu erteilen, wurde 1810 eine Realschule gegründet und als Lehrer der „Kandidat der Theologie“ Christoph Friedrich Gayler berufen. Man befand den jungen Naturwissenschaftler und zugleich Theologen „als das zur Übernahme der Realpensan tauglichste Subjekt“, und so wird er mit dem Titel eines Konrektors an der Lateinschule und an der Realschule und zugleich als Stadtvikar im November 1810 angestellt. Lateinschule und Realschule sind nun also unter einem Dach und mit einem Rektorat unter maßgeblicher Mitwirkung Gaylers vereint. Er beginnt den Unterricht zu organisieren und den Stundenplan zu erstellen. Gayler unterrichtet Religion, Sittenlehre, Deutsch, Französisch, nach Bedarf Englisch und Italienisch, populäre Logik, Arithmetik, Geometrie, Naturgeschichte mit Technologie und Naturkunde. Er bezieht ein Gehalt von 650 Gulden, für zusätzliche kirchliche Aufgaben

---

Jahre später erschien der Fortsetzungsband: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, itzt Königlich Württembergischen Kreisstadt, Reutlingen vom dritten Viertel des 16ten bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Nebst einem Anhang von 1789 bis 1803. Von Professor Gayler, Archidiakonus zu Reutlingen. Reutlingen, Druck und Verlag von Fleischhauer und Spohn, 1845 (364 S.).

<sup>11</sup> Deutsches Geschlechterbuch, Band 41 (wie Anm. 1). Hier ist allerdings als Geburtsdatum der 1. 12. 1780 vermerkt. In Reutlingen war es nicht außergewöhnlich, das Taufdatum als Geburtsdatum anzugeben.

<sup>12</sup> Zu Gaylers Lebensstationen siehe Max-Adolf Cramer: Baden-Württembergisches Pfarrerbuch, Bd. III, Stuttgart 1991; Christian Sigel: Das evangelische Württemberg; Reutlinger Oberamtsbeschreibung von 1893; Theodor Schön: Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter, in: RGB 3 (1892), S. 27.

<sup>13</sup> Chr. Fr. Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm, Reutlingen 1840 (s. Anm. 26), S. 30.

weitere 50 Gulden. Dies ist wesentlich mehr als selbst der Rektor der Lateinschule erhält und ist der Grund zu Missgunst und Anfeindungen, werden doch in damaliger Zeit die Lehrer nach der Zahl ihrer Schüler bezahlt.

In den folgenden Jahren wird Gaylers Arbeit immer mehr erschwert. Dekan Kurrer verweigert die Zusammenarbeit mit ihm, und Rektor Baur intrigiert ebenfalls gegen den jungen Lehrer und versucht, die maßgeblichen Familien auf seine Seite zu ziehen. Gayler schickt einen Hilferuf nach Stuttgart und schildert die Lage, „welche nur meine Geduld zu ertragen vermochte“. Es nützt nichts: 1818 wird die so hoffnungsvoll begonnene Realschule wieder aufgegeben.<sup>14</sup> In der Zwischenzeit ist Baur schwer erkrankt, und Gayler muss seine Amtsgeschäfte übernehmen. 1822, nach dem Tod Georg Ludwig Baus, wird er Rektor der Lateinschule.

Im Mai 1830 richtet Christoph Friedrich Gayler eine Bittschrift an König Wilhelm I., in der er „um allergnädigste Versetzung von der Rektoratsstelle zu Reutlingen auf das erledigte Archidiaconat daselbst allerunterthänigst zu bitten“ wagt. Weiter heißt es in seiner Eingabe: „Sollte mein allerunterthänigstes Gesuch nur unter der Bedingung zulässig seyn, daß ich ein Beförderungsexamen erstehe, so nehme ich mir hiemit die Freyheit, um allergnädigste Zulassung zu einem solchen allergnädigst zu bitten.“<sup>15</sup>

Die Bitte wird ihm gewährt, und so ist er ab 1830 „Oberhelfer“ (Archidiacon) im Rang eines Gymnasialprofessors. Er muss jedoch zuvor ein Gelöbnis



Christoph Friedrich Gaylers pädagogische Wirkungsstätte: das Schulgebäude (später Lyzeum, heute Naturkundemuseum) am Weibermarkt.

<sup>14</sup> Die Geschichte der Realschule wird ausführlich beschrieben bei Erik Deutscher: Zwischen Abhängigkeit und Loslösung. Die Anfänge der Reutlinger Realschule im Schatten der traditionsreichen Lateinschule, in: RGB NF 33 (1994), S. 153–199; hier: Rektor Georg Ludwig Bauer statt (richtig) Baur. Zur Lateinschule siehe Heinrich Betz: Von der mittelalterlichen Lateinschule zum Friedrich-List-Gymnasium – 700 Jahre Schulgeschichte, in: Festschrift des Friedrich-List-Gymnasium 1987, S. 15–66.

<sup>15</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 27 Bü. 878.

unterschreiben, das einen bezeichnenden Einblick in die damalige Zeit gibt – daher sei es ungekürzt zitiert:

„Sie, als ernannter und bestätigter Oberhelfer zu Reutlingen, Diöceß Reutlingen, werden geloben, und sich durch Handtreue an Eides-Statt verpflichten:

Seiner Königlichen Majestät, dem allerdurchlauchtigsten Könige Wilhelm von Württemberg, getreu und hold zu seyn; Alles, was zum Besten des Königs und des Landes gereichen kann, nach Ihren Einsichten und Kräften zu befördern, jeden zu Ihrer Wissenschaft kommenden Schaden abzuwenden, oder anzuzeigen, insbesondere die Landesverfassung gewissenhaft zu wahren, und alles dasjenige gewissenhaft u. pünktlich zu befolgen, wozu Sie die Ihnen übergebene Amts-Instruction und die hiernach zukommenden Befehle Seiner Königlichen Majestät oder der vorgesetzten Behörden anweisen. Insbesondere verpflichten Sie sich hiemit, bei Ihren Vorträgen und dem Religions-Unterrichte sich an die heilige Schrift zu halten, und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriffe, so wie derselbe vorzüglich in der Augsburgischen Confession enthalten ist, zu erlauben.

Sie werden sich überhaupt in der Erfüllung aller Obliegenheiten Ihres Amtes durch keine Rücksicht auf Ihren eigenen Vortheil, auf Familien-Verbindungen oder auf irgend ein persönliches Verhältniß oder Privat-Interesse irgendeiner Art hindern lassen, in Allem nach Ihrer Pflicht und so zu handeln, wie Sie es gegen den allmächtigen Gott und gegen den König zu verantworten sich getrauen. Alles getreu und ohne Gefährde!“<sup>16</sup>

Gayler gelobt am 10. Oktober 1830 „nach erhaltener und eingesehener Amts-Instruction“ und „durch Ablegung der Handtreue an Eides Statt in die Hände des mir vorgesetzten Herrn Decans“ den „Inhalt dieses Vorhalts festzuhalten“. Als Zeugen unterschreiben Dekan Eisenlohr, Oberamtmann Stängel und Diakon Geß. In seinen beiden letzten Lebensjahren führt Gayler den Titel Stadtpfarrer. Er stirbt am 25. Oktober 1849.

In den Jahren 1817 bis 1820 zählt der Dichter Wilhelm Waiblinger zu seinen Schülern, dessen Vater als Revisor der Kreisregierung nach Reutlingen versetzt worden war. Gayler erkennt als Erster das Genie Waiblingers und fördert ihn nach Kräften. Waiblinger schreibt in seinen Erinnerungen: „Der Rektor lenkte meine Privatstudien, leitete mich an, was ich im Lateinischen und Griechischen tun sollte, versorgte mich mit nützlichen Büchern der Geschichte, der Literatur, der Poesie. Ich arbeitete jeden Abend einige Stunden in seinem Zimmer.“ Ralf Oldenburg hat ausführlich das Verhältnis zwischen Gay-

---

<sup>16</sup> Ebd.

ler und Waiblinger in den Reutlinger Geschichtsblättern beschrieben, daher sei dieses Kapitel hier nur gestreift.<sup>17</sup>

Ein früherer Schüler Gaylers, der Lehrer Johannes Kurtz (1811–1889)<sup>18</sup>, hat seine „Erinnerung an Archidiakon Prof. Gayler“ zu dessen 100. Geburtstag aufgeschrieben. Sie erscheint am 11. Mai 1881 in der „Schwarzwälder Kreiszeitung“ und zeugt von großer Liebe und Verehrung für seinen ehemaligen Lehrer. Daraus sollen einige Passagen zitiert werden:

„Von seinem ausgedehnten philologischen Wissen legen einige Broschüren über vergleichende Sprachforschung ein beredtes Zeugniß dar. Er kannte nicht nur die alten und mehrere neue Sprachen genau, sondern er forschte auch den verschiedenen Idiomen nach und bemühte sich, ihren Ursprung und Wortlaut für den späteren Forscher festzustellen, da er voraus sah und fürchtete, sie könnten im Lauf der Zeit durch die Schriftsprache völlig verdrängt werden. [...] Als Prediger und Seelsorger war Oberhelfer Gayler so beliebt, daß er die Hälfte der Stadt zu seinen Beichtkindern zählte. Er kannte alle Familien von der Wurzel auf und war in Freud und Leid ein treuer Berather und Tröster.

Beim Religionsunterricht in der Schule wie beim Confirmationsunterricht kam seine reiche pädagogische Begabung und Erfahrung den Kindern gut zu statten. Er wußte stets das Interesse rege zu erhalten und zum Nachdenken anzuleiten. Über gute Antworten bezeugte er Freude, unklare oder halb richtige wies er nie ab, sondern suchte ihnen stets die beste Seite abzugewinnen. Ebenso war es mit den Aufsätzen, von denen 4 während der Zuhörerzeit, 4 während der zweiten Hälfte des Unterrichts zu machen waren. Ein solches Aufsatzthema war z. B. ‚Was versteht man unter Feindesliebe, und warum ist die Feindesliebe Pflicht?‘, ein anderes: ‚Ist es in allen Fällen verboten zu lügen, oder gibt es Ausnahmen?‘ Er corrigirte alle die Hefte selbst und sprach nachher die Fehler durch.

Eine Sonntagsschule für confirmirte Mädchen wurde bei bald starker, bald schwächerer Betheiligung gleich gewissenhaft und treu fortgesetzt bis ins höchste Alter. Jeden Sonntag vor dem Vormittagsgottesdienste versammelte man sich im neuen Schulhause, um von dem verehrten Lehrer in der Bibelkunde weiter gefördert zu werden. Den neu errichteten Töchterinstituten widmete er eine eifrige Theilnahme. Er hörte öfters in einzelnen Unterrichtsstunden zu und prüfte auch zuweilen die Fortschritte in der fremden Sprache, die ihm besonders geläufig war.

Den Kindern war er stets mit ganzer Seele zugethan; an jedem Maienfest hielt er die Predigt, wies seine jungen Zuhörer von der irdischen Freude auf

<sup>17</sup> Ralf Oldenburg: Wilhelm Waiblinger und sein Lehrer Christoph Friedrich Gayler, in: RGB NF 37 (1998), S. 287–307.

<sup>18</sup> Zu Johannes Kurtz s. Heidi Stelzer: Ein vergessener Kurtz aus der Glockengießersfamilie, in: RGB NF 22 (1983), S. 71–86.

die höhere, unvergängliche, und wurde nicht müde, ihnen immer wieder die Weisheit, Allmacht und Güte des himmlischen Vaters zu preisen. Auch soll es unvergessen sein, wie er im Jahr 1842 bei der Einweihung des neuen Schulhauses<sup>19</sup> von der mit Tannengrün durchflochtenen Tribüne herab, die an den drei mittleren Fenstern des ersten Stocks gegen die Gartenstraße hin angebracht war, so freundlich zu der Kinderschaar sprach, die unten mit fliegenden Fahnen die Straße besetzt hielt, und sie zu Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Fleiß ermahnte.

Obgleich in seiner äußeren Erscheinung Liebe und Milde zum vollsten Ausdruck kam, so fehlte dabei doch der sittliche Ernst nicht, und die Ehrfurcht vor ihm war zu groß, als daß sich eine grobe Unart oder Bosheit in seiner Gegenwart hervor gewagt hätte. Sein Haar war frühe gebleicht und behielt bis zum Tod jene glänzend silberweiße Färbung, die man so selten sieht; es war nur noch dünn; doch quoll es wie ein Ehrenkranz unter dem Hauskappchen von schwarzem Samt hervor. Sein Gesicht war von echter Frömmigkeit und seiner Bildung so durchgeistigt, daß der ganzen Gestalt die Eigenschaft hochehrwürdig aufgeprägt war.

So sehe ich ihn vor mir, besonders in der feierlichen Stunde, in welcher er der aus der Schule und Unterricht scheidenden Confirmandenschaar seinen väterlichen Segen auf ihren ferneren Lebensweg gab, und so wird er wohl auch vor manchem Geistesauge stehen.“

Auch Hermann Kurz spielt in seinen Jugenderinnerungen im zweiten Buch seiner „Denk- und Glaubwürdigkeiten“ auf Gayler, den „Geschichtschreiber der guten alten Stadt“ an: „Der Lehrer, der soeben den Unterricht erteilt hatte, ein wohlherhaltener Pfeiler unseres weiland reichsbürgerlichen Ministerii, auf dessen gut protestantischen Schultern ein prächtiger mittelalterlicher Mönchskopf saß, war von einer Leutseligkeit, die es wahrlich nicht verdiente, daß sie, wie mitunter geschah, von den jungen Ungeheuern mißbraucht wurde.“

Christoph Friedrich Gayler heiratet 1816 Florida Heyd, die 1798 in La Chaux-de-Fonds geborene Tochter des Kaufmanns Karl Heyd und seiner Frau Ernestine de la Chaux; der Großvater Heyd war Stiftungspfleger in Unterhausen.<sup>20</sup> Im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart findet sich eine 1820 eingereichte „Beschwerde des Prof. Gayler, Rektoratsverweser an der Lateinschule in Reutlingen, über die ihm auferlegte Erwerbung des Reutlinger Bürgerrechts für seine in Unterhausen, Oberamt Reutlingen, verbürgerte Ehefrau“.<sup>21</sup> Gayler versucht, die hohen Gebühren abzuwenden mit der Begründung, „zur Cathogorie der Staatsdiener“ zu gehören. Vermutlich hat er

<sup>19</sup> Gartentorschule, Gartenstraße 20, jetzt Teil der VHS.

<sup>20</sup> Dt. Geschlechterbuch, Bd. 41 (wie Anm. 1).

<sup>21</sup> HStA Stuttgart, E 146.

215.

zu sein das ganze Geschäft  
 kräftig mit Zufriedenheit  
 ledigat haben

Christoph Friedrich  
 Doctor Groß  
 R. M.  
 & Michaelis

Helene  
 E. F. Gayler  
 Florida Gayler  
 Des Königs  
 Fried. Gottlieb Arnold  
 Des Stadt. H. H. Gayler  
 D. Gayler Oberamt  
 Münsingen

Unterschriften von Christoph Friedrich Gayler und seiner Familie auf dem Zubringensinventar zu seiner Eheschließung.

nichts erreicht, denn es hieß, „daß jede Weibsperson, welche einen Bürger heurathet, sich besonders auch um das Bürgerrecht im selbigen Ort bewerben soll“.

Fünf Kinder werden Gaylers geboren: Luise Florida (1819–1893), später verheiratet mit Pfarrer Karl Ehrhardt, Emma (1822–1907) und Sohn Christof Ludwig (1827–1852), der in Buenos Aires verstirbt; die beiden Letztgeborenen sterben im Kindesalter.

Je mehr man sich in das Leben Christoph Friedrich Gaylers vertieft, desto größer wird die Achtung vor diesem gescheiten, vielseitig gebildeten und unermüdlich sich einsetzenden Mann, der trotz vieler Schicksalsschläge, trotz Neid und Missgunst von Seiten seiner Kollegen und Vorgesetzten und einer

vielleicht daraus resultierenden angegriffenen Gesundheit<sup>22</sup> eine bewundernswerte Lebensleistung vollbringt. Neben all den Aufgaben, die sein Beruf als Lehrer und Pfarrer mit sich bringt, ist er ein unterhaltsamer Gesellschafter, hochangesehen im Liederkranz, dem er lange Jahre als Sekretär dient. Von ihm und Vorstand J. J. Gayler stammen die Texte der ersten von den Musikdirektoren Dieffenbacher und Früh vertonten Festlieder und Gesänge.<sup>23</sup> Erhalten ist noch seine „Rede am Lieder-Fest zu Reutlingen am 29. Juni 1837“, die von seiner Liebe zur Musik beredetes Zeugnis gibt.

Jeder Tag ist gefüllt mit Aufgaben und Pflichten, und es scheint ein Rätsel, wie er daneben eine umfangreiche und grundlegende Reutlinger Chronik verfassen konnte. Gayler schreibt im Vorwort der „Historischen Denkwürdigkeiten“, die 1840 erscheinen, über seine Motive, trotz seiner Arbeitsüberlastung die Geschichte Reutlingens nach jahrelangen Forschungen niederzuschreiben:

„Schon vor vielen Jahren, namentlich wann ich in der Schule Geschichte zu lehren hatte, wo die Geschichte des Geburtsortes sehr ersprießliche Dienste thut, fühlte ich lebhaft das Bedürfniß, mehr als nur zerstreute Bruchstücke ohne kritische Sichtung zu besitzen. Sprachforschungen in alten Urkunden lieferten mir manches Material, und reizten meine Begierde. Nun aber die Betrachtung, daß die Urkunden, da sie größtentheils ihre politische Bedeutung verloren, immer weniger werden; daß viele Denkmähler in der Stadt und Gegend nach und nach verschwinden müssen, wenn gleich gegenwärtig die Sorge, sie zu erhalten, größer ist, als je; daß der Sagenkreis wenigstens mit jedem Abgang eines 80 oder 90jährigen Greisen sich verengert; endlich der Wunsch vieler Bürger erzeugte in mir den Entschluß, die historischen Denkwürdigkeiten der Stadt zusammen zu ordnen. [...] Ich gebe hier, was vom Ursprung an bis zu Ende der Reformation zu sagen ist; und bitte, bei einem so schwierigen Werke und im Gefühle, wie schwierig es besonders für mich war, bei der Beschränktheit der Zeit, welche mir dazu übrig blieb, wiewohl ich schon acht Jahre daran arbeite; – ich bitte um schonende Beurtheilung.“

Beim Abschluss des ersten Bandes ist der zweite bereits fertig konzipiert, was er im Anschluss ausführt:

<sup>22</sup> Mehrmals reicht er Urlaubsgesuche „zur Wiederherstellung meiner angegriffenen Gesundheit“ oder „zur Erholung meiner durch Arbeit geschwächten Gesundheit“, einmal mit der Versicherung, „die Gränzen des Königreichs nicht zu überschreiten“, beim Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schul-Wesens ein, das dann dem evangelischen Consistorium die Bewilligung dazu mitteilt (Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Personalakte A 27 Bü. 878).

<sup>23</sup> Festschrift Hundert Jahre Reutlinger Liederkranz 1827–1927, Reutlingen 1927, S. 9 und 11.

„Der größte Theil der späteren Geschichte, welcher namentlich die Ereignisse des 30jährigen Kriegs mit seinen Folgen für die Stadt, und den ungeheuern Brand von 1726 hauptsächlich in sich schließt, ist bereits ausgearbeitet, und es hängt von der Aufnahme dieses Versuchs ab, ob er erscheinen, oder nicht erscheinen, und vielleicht in immerwährende Vergessenheit versinken soll. Daß und wie fern die Geschichte dieser alten Reichsstadt allgemeines Interesse habe, das überlasse ich wohl am besten der eigenen Beurtheilung.“

Bescheiden fügt er am Schluss des Vorworts an: „Möge das, was ich mit größter Mühe, nicht selten aus Staub und Moder hervorgezogen, nicht unwillkommen seyn! Möge das, was ich mit Liebe unternommen und ausgeführt habe, auch mit Liebe aufgenommen werden!“

Dass seine Arbeit von den Reutlingern mit Interesse und Dankbarkeit begrüßt wurde, belegt die beeindruckende Zahl der Subskribenten: 239 Namen sind im ersten Band verzeichnet, unter ihnen auch „Hermann Kurtz“<sup>24</sup>. Der zweite Teil, der die Zeit bis zum Ende der Reichsstadt umfasst, erscheint dann fünf Jahre später.<sup>25</sup> Auch heute noch gehören diese beiden Chronik-Bände zu den wichtigsten Grundlagen bei allen Forschungen über die Reutlinger Stadtgeschichte.

Die Quellen, die Gayler benützt, werden ebenfalls im Vorwort akribisch aufgeführt: Er verwendet nicht nur in Reutlingen verwahrte Dokumente, sondern er durchforstet dazu auch das „Königliche Staatsarchiv zu Stuttgart“ ebenso wie die Archive in Ulm und Esslingen. Unzählige Pergamente und Papiere in der ganz andersartigen Schreibweise des Mittelalters waren zu entdecken und entziffern. Er selbst schreibt: „Ich habe mich mit mühevoller und vorsichtigem Eifer durch die oft verworrene Masse der Dokumente und anderer Nachrichten durchgearbeitet.“ Alles musste anders als heute von Hand notiert und abgeschrieben werden, und schon die Reisen zu den verschiedenen Orten waren unbequem und zeitraubend mit der Postkutsche zu bewältigen. Eine Reise nach Ulm etwa schloss damals meist eine Übernachtung ein. Dabei sind so manche der von Gayler benutzten Archivalien inzwischen untergegangen und es ist ihm zu verdanken, wenn ihr Inhalt bis auf uns überkommen ist.

Außer diesen beiden Chronikbänden stammt von Christoph Friedrich Gayler noch ein weiteres historisches Werk, das der „uralten Reichsveste Achalm mit besonderer Rücksicht auf die Urgeschichte der Umgebungen derselben“<sup>26</sup> gewidmet ist. In „zwei Zugaben“ wird die Geschichte des Lichten-

<sup>24</sup> Erst ab 1848 „Kurtz“ geschrieben.

<sup>25</sup> Siehe Anm. 10.

<sup>26</sup> Historische Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm, mit besonderer Rücksicht auf die Urgeschichte der Umgebungen derselben, nebst zwei Zugaben, einer historischen Darstellung des hiesigen Bades, und der alten Sitte, warm zu baden; historischen Notizen



Frontispiz und Titelblatt von Gaylers Buch über die „Reichsveste Achalm“.

steins und der Nebelhöhle beschrieben sowie eine „Historische Darstellung des hiesigen Bades, nebst Bemerkungen über die hiesig alte Sitte, warm zu baden“ angefügt. Der letztere Zusatz beleuchtet die Badgeschichte im alten Reutlingen: Außer einem ausführlichen Bericht über den Heilbrunnen und dem Kutzinbad werden auch die Badegelegenheiten der „Sondersiechen“, der Nonnen im Siechenhaus, „die der alt Herr Pfarrer hinterlassen“, und der Juden erwähnt.

Einen großen Teil des Büchleins nimmt jedoch die „Urgeschichte“, wie sie Gayler nennt, ein. Er beschreibt hier detailliert die vielen verschiedenen Funde keltischer und römischer Herkunft in unserer Gegend. Damals, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, stieß man noch häufig auf Münzen und Gegenstände aus Stein, Glas, Bronze oder auch Gold. Gayler war oft selbst

---

über Lichtenstein, und einer Beschreibung der Nebelhöhle, von Prof. Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Mit zwei lithographirten Abbildungen, die Achalm und Lichtenstein vorstellend, Reutlingen 1840, Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin, 216 S.

zugegen, wenn ein altes Grab geöffnet oder ein Münzfund angezeigt wurde. Römische Münzen und Steine waren leicht zu erkennen, aber bei vielen anderen Gegenständen rätselt er über Herkunft und Alter. Das Volk der Kelten war Gaylers Zeitgenossen noch weitgehend unbekannt, doch hielt man immerhin an der Achalm gefundene Regenbogenschüsselchen für „Celtische Münzen“. Wieviel ist damals zerstört worden und verlorengegangen! So gab es noch eine Reihe runder „wohlbekannter“ Grabhügel verschiedener Größe in der Nähe der Fahrstraße, die durch den „Orscheler Wasen“ nach Rommelsbach führte. Gayler schreibt darüber: „Die Oberfläche ist durch die chemischen Kräfte der Atmosphäre verändert; nach der Mitte zu schon ist zäher Lehm; und sie wurden daher nach und nach zur Ziegelei verkauft. Manches wurde so zufällig zu Tage gefördert; vielleicht das Meiste, und, was das Bedauerlichste ist, die charakteristischen Merkmale giengen zu Grunde.“<sup>27</sup> 1838 jedoch wurde einer der Grabhügel „mit soviel Sorgfalt, als die Verhältnisse gestatteten“ von der Stadt untersucht und Gayler beschreibt detailliert diese Grabarbeiten und reichen Funde.<sup>28</sup> Römische Münzen und Steinbilder wurden überall um Reutlingen gefunden, selbst in der damals entdeckten Nebelhöhle „fanden sich neben den Petrefakten von Urbären und mancherlei Menschenknochen auch Vasen, Waffen, Ringe, Geräthschaften, welche auf römische Abkunft schließen lassen“.<sup>29</sup>

Die exakte Beschreibung all dieser Relikte und ihrer Fundorte zeigt Gaylers Begeisterung für diese „Alterthümer“. Auch hier muss ihm die Nachwelt dankbar sein für viele Informationen, die sonst verloren und vergessen wären.

Christoph Friedrich Gayler hat neben diesen historischen Werken auch vier pädagogisch-grammatikalische Abhandlungen veröffentlicht, die in der Württembergischen Landesbibliothek zu finden sind. 1835 erscheint „Die Deutsche Deklination mit besonderer Rücksicht auf den schwäbischen Dialekt; gegründet auf sorgfältige Darstellung der Wortform; nebst einem Anhang über die Interpunktion“. In einem „Vorbericht“ zu Beginn dieses Werks erklärt Gayler seine Beweggründe, vor allem für die besondere Berücksichtigung des schwäbischen Dialekts:

„Die deutsche Deklination ist unstreitig der schwierigste Theil der deutschen Formenlehre; und darum findet auch hierin die größte Verschiedenheit bei den deutschen Sprachlehrern statt. Daher kommt es denn, daß Schullehrer sich oft nicht zu helfen wissen, und Geschäftsmänner, welchen es nicht mehr gleichgültig ist, wie sie sprechen oder schreiben, wofern man sie nur versteht, nicht selten in Verlegenheit kommen. Diesen beyden besonders sind nun diese Bogen geweiht. [. . .]

<sup>27</sup> Ebd., S. 57 f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 58 ff.

<sup>29</sup> Ebd., S. 51.



Titelblatt von Christoph Friedrich Gaylers „Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache“ für die Volksschulen.

Daß ich besondere Rücksicht auf den schwäbischen Dialekt nahm, dazu bewogen mich hauptsächl. drey Gründe. Einmal glaubte ich schon meinen Landsleuten, welche nicht gern mit modischer Verachtung auf die Sprache ihrer Väter, wie auf die Kleidung derselben blicken, einen Dienst zu thun, wenn ich ihnen zeige, daß die Sprache derselben, wenn gleich oft derb und roh, nichts weniger als regellos war; und zu erkennen gebe was bezubehalten, was abzuschaffen wäre. Ferner liegt in dem schwäbischen Dialekt, wie in allen Dialekten, auch in dieser Beziehung nichts Weniges, was Aufklärung über hochdeutsche Wortformen giebt; u. in so fern dürfte die Abhandlung der Durchsicht auch des Sprachforschers nicht ganz unwürdig seyn. Endlich sinken ja die Dialekte allmählig in den Todesschlummer; was wir nur dann nicht beweinen dürfen, wenn nicht die wichtigen Schätze, die sie besitzen, u. welche für allgemeine Sprachforschung von Bedeutung sind, allzumahl zugleich begraben werden. So hätte die Sache noch höheres, wenigstens historisches Interesse.“

Bereits ein Jahr später veröffentlicht Gayler eine umfangreiche Abhandlung über griechische Negationsformen mit zahlreichen Textbeispielen aus den unterschiedlichsten Epochen. Dieses umfassende Werk, ausschließlich in Latein und Griechisch, mit einem Umfang von 447 Seiten, wird in der Oberamtsbeschreibung von 1893 herablassend als „kleinere Arbeit“ bezeichnet, und dies wird dann in allen späteren Würdigungen Gaylers so übernommen.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Particularum Graeci Sermonis negativarum: οὐ et μή, οὐ μή et μή οὐ accurata disputatio, locupletissimo documentorum ex omni aevi scriptoribus collectorum apparatus exornata; cui accedit, ubi opus est, et Modorum et Temporum hoc in genere usitatorum diligens inquisitio; auctore C. F. Gayler, Prof. et eccles. Reutlingensis Archidiacono. Tubingae et Lipsiae, apud C. F. Osiander, Bibliopolam Univers. Tubing. 1836 (447 S.). Übersetzt heißt dieser Titel: Ge-



Entwurf des Glasgemäldes mit Gayler-Wappen im einstigen neugotischen Rathausaal.

Gayler hat, ähnlich seinem Vetter Eberhard Gailer, das Fehlen geeigneter Schulbücher erkannt und sich bemüht, die Lücken zu schließen. Dabei hat er nicht nur die Lateinschüler berücksichtigt, sondern ebenso die sogenannte Deutsche Schule, in der auch Mädchen zugelassen waren, sowie die 1834 eröffnete zweite Realschule, in der Französischunterricht eine wichtige Rolle spielte – hatten doch die Reutlinger Geschäftsleute regen Austausch von

---

naue Erörterung der griechischen Negationen οὐ et μή, οὐ μή et μή οὐ, ausgestattet mit einer sehr reichen Sammlung von Textbeispielen aus Schriftstellern aller Epochen; dazu tritt, wo erforderlich, eine sorgfältige Untersuchung der in diesem Bereich gebräuchlichen Modi und Tempora; von C. F. Gayler, Professor und Archidiakon der Reutlinger Kirche. Tübingen und Leipzig, bei C. F. Osiander, Buchhändler der Universität Tübingen, 1836.

Waren mit Frankreich, und so mancher künftige Kaufmann wurde in Lyon oder einem anderen Ort unseres Nachbarlandes ausgebildet. So gab Gayler einen „Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache für Volksschulen“ heraus und 1846 eine „Anleitung zu einer sicheren und leichten Kenntnis des Geschlechts der französischen Hauptwörter“.<sup>31</sup>

Doch nicht nur als Lehrer, als Geschichtsforscher, als Verfasser gelehrter Bücher, als Förderer begabter Jugendlicher lernen wir Gayler kennen – er war auch ein angesehener Theologe. Von ihm sind zwar keine Predigten überliefert, doch findet man im Stadtarchiv 27 Leichenreden aus der Zeit von 1834 bis 1846.<sup>32</sup>

Das früheste Werk, das von Gayler erhalten ist, ist ein kleines 12-seitiges, in der Reutlinger J. J. Mäcken'schen Buchhandlung erschienenen Gedichtbändchen „Der neue Bund. Ein Konfirmationsgeschenk für die gebildete Jugend von C. F. G. Theol. Cand.“. In dem Exemplar im Reutlinger Stadtarchiv ist handschriftlich eine Widmung eingetragen: „Nehmen Sie, gute Friederike, diß Gedicht als Andenken an Ihren Freund Gayler. 11. May 14.“ Dabei handelt es sich um Jacobine Friederike Fezer, im Jahr 1800 geboren, die Tochter des ehemaligen reichsstädtischen Bürgermeisters Johann Jacob Fezer. Sie heiratet später Friedrich Eser, einen der besten Freunde Wilhelm Waiblingers, und ihre Tochter wird nach Gaylers Frau auf den Namen Florida getauft, was auf ein enges freundschaftliches Verhältnis der beiden Familien hinweist.<sup>33</sup> Auf dem Vorblatt des Büchleins ist zu lesen:

„Ich habe nichts von kostbar'n Schätzen,  
Auch Gold und Silber hab' ich nicht;  
Allein, der Freundschaft Pflicht nicht zu verletzen,  
Die heute schenken heißt, schenk' ich dir ein Gedicht.  
Ein kleines Schärfchen Dichtergabe  
Ist alles, was mir Gott bescheert;  
Drum sieh', ich gebe, was ich habe,  
Und gute Meinung giebt auch dem Geringsten Werth.“

Das schmale Bändchen enthält nur **ein** langes Gedicht im Stil der damaligen Zeit. Es wurde wohl vor 1803 verlegt, da Gayler damals noch Student der Theologie war.

<sup>31</sup> Ausführliche und gründliche Anleitung zu einer sicheren und leichten Kenntnis des Geschlechts der französischen Hauptwörter zum Gebrauch für Schulen mit besonderer Rücksicht auf zweckmäßiges Memoriren der Hauptwörter.

<sup>32</sup> StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 1327.

<sup>33</sup> Gerhard Junger: Johann Jacob Fezer als Spätaufklärer und frühliberaler Publizist im Zeitalter der Französischen Revolution in Reutlingen und Wien (1760–1844), Reutlingen 1988, S. 372.

Weitere von Gayler bekannte Dichtungen sind „Die Erscheinung. Ein Gedicht über Unsterblichkeit“ und eine „Trauer-Cantate“.<sup>34</sup> Das erstgenannte Gedicht war eine „Zugabe“ zu einer von Christoph August Tiedge herausgegebenen Gedichtsammlung, die bei Fleischhauer und Bohm<sup>35</sup> in Reutlingen 1816 verlegt wurde, spätere Auflagen erschienen bei Fleischhauer & Spohn. In einem „Vorbericht“ erläutert Gayler den Grund für dieses tief sinnig-philosophische Werk:

„Die Veranlassung zu diesem Gedichte gab der frühe Tod dreier biedern Freunde, welcher den Verfasser zu neuer Prüfung seines Glaubens an Unsterblichkeit aufforderte. Darin liegt nun auch der Grund der Einkleidung in eine Erscheinung und zugleich der Grund der konzisen Darstellung. In der Ordnung, in welcher sich in dieser feyerlichen Stimmung seine Ideen an einander drängten, drückte er sie aus. [...] Möge daher der ernste Friede, welchen diese Betrachtungen in der Seele des Verfassers erzeugten, auch in allen denen entstehen, welche diesen Versuch des Lesens würdigen!“

Zum Gedenken an die am 9. Januar 1819 verstorbene württembergische Königin schrieb Gayler eine „Trauer-Cantate bei der Todtenfeier Ihrer Majestät der Königin Katharina von Württemberg, am 7. März 1819“.<sup>36</sup> Katharina war bei ihrem Tod erst 31 Jahre alt und wurde vom Volk hoch verehrt. Sie hatte ihre Ehe 1816 in einer Zeit großer Hungersnot, verursacht durch die nasskalten Sommer 1816/17, geschlossen. Katharina rief den Wohltätigkeitsverein ins Leben und kümmerte sich um Arme und Kranke. Ihr Tod versetzte das ganze Land in Trauer. Am 7. März war ein Trauergottesdienst „für die sämtlichen evangelischen Kirchen des Königreichs angeordnet“<sup>37</sup>, und es ist anzunehmen, dass diese Kantate Christoph Friedrich Gaylers, von Hofsänger Decker vertont, dabei in der Reutlinger Marienkirche aufgeführt wurde. Von den 17 Strophen seien hier die zweite bis fünfte zitiert:

„Wie die Blüthe,  
Die des Nordwinds frost'ger Hauch durchglühte,  
Sank Dein jugendliches Leben hin.  
Welche Hoffnung reicher Lebensfrüchte

<sup>34</sup> Wie Anm. 32.

<sup>35</sup> Zwischen 1813 und 1816 betrieb Johann Jakob Fleischhauer mit seinem Schwiegersohn Noa Bohm eine Druckerei mit Namen „Fleischhauer und Bohm“. Der Verlag Fleischhauer & Spohn geht auf Justus Jakob Fleischhauer, einen Neffen Johann Jakobs, zurück. Siehe dazu Wolfgang Stammler: *Damals für Heute. Festschrift zum 150-jährigen Bestehen des Verlags Fleischhauer & Spohn*, Stuttgart 1980, S. 9.

<sup>36</sup> StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 1327.

<sup>37</sup> HStA Stuttgart, E 70 e Bü. 28; G 270 Bü. 8.

Schwand mit dem betäubenden Gerüchte:  
Sie ist nicht mehr, unsre Königin!

Auf dem Throne,  
Wer erleichtert Ihm die Last der Krone,  
Dem geliebten Könige, wie Sie?  
Wer bezeichnet Seiner Fürstengnade  
Bey den Niedrigsten im Volk, die Pfade  
Mit der Liebe mächt'ger Sympathie?

Zarte Seelen!  
Euch dem Heil der Tugend zu vermählen,  
War Ihr weiser Muttersinn bedacht.  
Zwar Euch bleibt der Königliche Vater,  
Eurer Jugend sorgsamer Berather,  
Aber keine Muttersorge wacht.

Niedre Hütten,  
Deren Söhne mit dem Elend stritten,  
Von Berathung und von Hülfe leer;  
Wo Ihr fühlend Herz so gern verweilte,  
Und mit weiser Hand zu helfen eilte,  
Euch besucht Ihr treuer Fuß nicht mehr.“

Schließlich sei bei der Aufzählung der Veröffentlichungen noch die oben erwähnte „Rede am Lieder-Fest zu Reutlingen“ aus dem Jahr 1837 angeführt, die gedruckt vorliegt. Das kleine siebenseitige Heft zeigt wieder den Historiker: Gayler geht darin auch auf die Pflege der Musik im alten Reutlingen seit dem 17. Jahrhundert ein.<sup>38</sup>

Zuletzt noch zwei Bemerkungen aus späterer Zeit: Der Bildhauer Friedrich Launer, geboren 1827, verfasste in seinen späten Jahren 12 Hefte mit seinen Erinnerungen und fügte Skizzen und Zeichnungen von Baudenkmalen, vor allem von der Marienkirche und von Grabsteinen auf dem Friedhof Unter den Linden bei.<sup>39</sup> In seinem 1907 geschriebenen „Erläuterungsbericht zum Kirchhofplan“ notierte er die Nummern der von Gayler gedichteten Lieder aus dem „Universal-Liederbuch“, herausgegeben von dessen Vetter Johann Jakob. Launer hat uns in diesem umfangreichen Bericht auch die Inschrift auf Gaylers Grabstein überliefert: „Gal. 2.20. Tief in dem Herzen leuchtet/der Liebe Strahl und weist/Wenn Schmerz das Auge feuchtet/Uns ein zur Ewig-

<sup>38</sup> Rede am Lieder-Fest zu Reutlingen, den 29. Junii 1837. Gehalten von Prof. Gayler, Archidiaconus. Gedruckt bei Friedrich Schradin, 1837. Exemplar in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart (Sign.: w. G.oct. K. 1325).

<sup>39</sup> StadtA Rt., Nachlass Launer; s. auch Gerald Kronbergers Beitrag über Launer in: RGB NF 40 (2001), S. 229–303, hier: 232 f.

keit.“ Er fügt im Rückblick auf das Jahr 1889 an: „Bei einem oft erfolgten Besuche des Kirchhofs fand ich eines schönen Tages diese Grabstätte vollständig abgeleert, die Einfassung des Grabes und der Denkzeichen auf die Seite geschafft, um von hier aus an die alte Kirchhofmauer zu wandern u. dorten wie so vieles zu verschwinden für immer; beim Anblick war ich empört über solche Rücksichtslosigkeiten, treffe aber gerade mit dem Armenpfleger an dieser Stelle zusammen u. erklärte ihm, wenn diese Grabstätte nicht wieder in ihren früheren Stand gesetzt werde, trete ich mit einer öffentlichen Beschwerde in der Reutlinger Kreiszeitung auf“, denn dieses Grab „bedecke die Reste von Stadtpfarrer Gayler, Verfasser der Denkwürdigkeiten von Reutlingen, worauf ich die Antwort erhielt, er habe nicht gewußt, wer dieser Gayler sei. Hört! Hört!“ Launer merkt dann noch an: „zu weiterem Bericht über Ihn [Stadtpfarrer Gayler] fühle ich mich verpflichtet, in dem dieser Mann in meinen Jugendjahren sich für mich so sehr verwendet, die Dankbarkeit gegen Ihn wird bei mir nie erlöschen, ich war bei Ihm im Confirmandenunterricht u. heute noch bewahre ich meinen von Ihm eigenhändig geschriebenen Confirmationsschein auf.“

Im großen Ratssaal des einstigen neugotischen Rathauses am Markt, das bei den Bombenangriffen 1945 zerstört worden ist, waren Glasgemälde mit Wappen der für Reutlingen wichtigsten Persönlichkeiten, jeweils in fünf Epochen zusammengefasst. Zu der letzten von 1800 bis 1900 gehörten sieben Wappen: Neben denen von Friedrich List, Hermann Kurz, Gustav Werner und den drei Bürgermeistern Merkh, Grathwohl und Benz befand sich das von Christoph Friedrich Gayler.<sup>40</sup>

### Johann Jakob Gayler (1785–1867)

Wenden wir uns nun dem um fünf Jahre jüngeren Vetter von Christoph Friedrich Gayler zu. Johann Jakob Gayler wurde am 19. April 1785 in Reutlingen geboren. Er ist der ältere von zwei Söhnen des Weißbäckers Johann Georg Gayler (1757–1838) und dessen Frau Sofie Margarete geb. Schmid, der Tochter des Schneiders und Senators Joachim Schmid. Johann Jakob wird Kaufmann und arbeitet – wohl auf Vermittlung seines Großvaters – bei Jakob Noa Buob in dessen Tuchhandlung am Markt.

Wir haben das Glück, dass Johann Jakobs jüngste Tochter Julie, verheiratete Mittler, auf Drängen ihres Großneffen, des Kinderarztes Dr. Curt Gayler, ihre Kindheitserinnerungen 1923, fast 76-jährig, niedergeschrieben hat. Obwohl sie zum Teil über Dinge berichtet, die sie selbst nur aus Erzählungen kennen konnte und manches sich offensichtlich in der Erinnerung auch etwas ver-

<sup>40</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 4. Nov. 1904.

schoben hat, wollen wir bei passender Gelegenheit aus ihren Aufzeichnungen zitieren.<sup>41</sup> So schreibt sie:

„Im Buob’schen Haus war jetzt nur noch die jüngste Tochter Magdalene. Zu selbiger Zeit trat ein junger Mann namens Johann Jakob Gayler in das Buob’sche Geschäft ein, der bald durch Umsicht, Fleiß und Pünktlichkeit eine Stütze desselben wurde. Da er ein heiteres Gemüt und dichterische Anlage hatte, konnte es nicht fehlen, dass der junge Kaufmann und die Haustochter bald Gefallen aneinander fanden. In kurzer Zeit wurde eine herzliche Liebe daraus! Die Eltern Buob wollten nichts davon wissen; ein Angestellter und Sohn eines Handwerkerhauses war ihnen nicht gut genug für ihre Tochter; sie hatten andere Pläne mit ihr. Die jungen Leute hielten aber treu zusammen und brachten es, trotz manchen Kämpfen, bald soweit, dass sie sich heiraten durften. Das spätere Gayler’sche Haus bekam die Tochter als Mitgift und das Geschäft wurde nach des Schwiegervaters Tod von dem Schwiegersohn allein weitergeführt. Die Ehe war eine sehr glückliche; in derselben wurden 11 Kinder geboren, von denen aber 5 in früher Jugend starben. 6 Söhne wuchsen heran.“

Die Hochzeit mit Magdalene Elisabeth Buob findet am 9. August 1814 statt, dem 18. Geburtstag der Braut. Aus den Zubringenslisten (Listen des eingebrachten Vermögens der Ehepartner) geht hervor, dass Johann Jakob Gayler insgesamt 1173 Gulden in die Ehe bringt, seine Frau dagegen fast 3000 Gulden. Gaylers Liebe zu Büchern zeigt sich schon hier. Er besitzt so viele, dass sie nicht, wie meist üblich, einzeln aufgeführt werden, sondern mit der geschätzten Summe von 16 Gulden angegeben sind, was für damalige Verhältnisse relativ viel ist. Seine Frau – Tochter eines der reichsten Männer Reutlingens – besitzt Bücher im Wert von 3 Gulden 48 Kreuzer.<sup>42</sup>

Johann Jakob Gayler schreibt seine Vornamen nie aus, selbst Geburtstagsgedichte an seine Frau sind mit J. J. Gayler unterschrieben. Im Folgenden werden wir uns an seiner eigenen Schreibweise orientieren.

### J. J. Gayler, der Poet und Sänger

Wie aus den Erinnerungen seiner Tochter hervorgeht, ist J. J. Gayler ein heiterer, dichterisch veranlagter Mensch. Die frühesten noch erhaltenen Gedichte

<sup>41</sup> Julie Mittler: Erinnerungen an die frühere Zeit der Familien Baur, Gayler, Gminder. Unveröffentlichtes Manuskript aus dem Jahr 1923, 30 Seiten. Eine Vervielfältigung befindet sich im Besitz der Autorinnen sowie im Reutlinger Stadtarchiv.

<sup>42</sup> StadtA Rt., Inventuren und Teilungen, Bd. 42, Blatt 210. Gaylers zweite Frau, Tochter des Rektors Baur, bringt Bücher im Wert von 5 Gulden 26 Kreuzer in die Ehe. Ihre Bücher zeigen, was sich damals in einem relativ gut bestückten Bücherschrank einer Frau befindet: ein Gesangbuch mit silbernem Schlösschen, eine Bibel, ein Kochbuch, eine Bilderbibel und ein Band Morgenandachten.



Die Eheleute Johann Jakob Gayler (1785–1867) und Magdalene Elisabeth Gayler geb. Buob (1796–1834).

stammen aus dem Jahr 1809.<sup>43</sup> Das eine ist überschrieben „Blumen auf dem Altar meiner Geliebten“. Es beginnt „Soll ich euch das Bild der Holden zeigen/Die vor allen andern ich erwählt?“ und endet sechs Strophen weiter mit einer überraschenden Schlusspointe:

„Sie erscheint, wenn Unterhaltung fehlet,  
Und hilft der erloschnen Rede auf;  
Unterstützt den Dummkopf, der sich quälet,  
Fortzufahren in der Rede Lauf;  
Stützt bedeutend den, der was erzählet  
Und nicht eine Seele merkt darauf;  
Deckt geschickt den Schalk, der so verstohlen  
Seine Leute trachtet auszuholen.

Sie gilt nichts beim weiblichen Geschlechte,  
Einer niedern, feilen Dirne gleich,  
Und behauptet sie auch manche Rechte  
In der Herrschsucht ungemäßigtem Reich,  
So geschieht es heimlich; denn sonst rächte  
Die galante Welt den argen Streich

---

<sup>43</sup> Die Gedichte sind handschriftlich erhalten im StadtA Rt., S 1, Nr. 139.

Damit, daß die, die sich so vergäße,  
Bald im Reihen alter Weiber säße.

Doch trotz allem bleibe ich der Guten  
Treu, so lang in mir sich Leben regt.  
Nichts soll die Beständigkeit entmuthen,  
Die gelassen bitterm Spott erträgt.  
Wird mein Herz auch unterm Vorwurf bluten,  
Dein bin ich, so lang mein Puls noch schlägt  
Und so oft ich traulich mit dir kose  
Wiederhallt dein Name: Tabaksdose.“

Das zweite Gedicht aus diesem Jahr ist „Fürstenlob“ überschrieben – ein erstaunlicher Titel für einen alten Reichsstädter. Es genügt, die erste Zeile zu lesen, um zu wissen, wie dieses Fürstenlob gemeint ist:

„Umsäusle mich, Begeisterung!  
Gieb meinen Liedern göttergleichen Schwung.  
Umrauscht, ihr Musen! mich, daß ich voll Licht und Klarheit  
Der Welt verkünde des Gerüchtes Wahrheit;  
Daß ich im Stande bin, die Sylbe zu beleben,  
Und Kraft und Ausdruck ihm, dem todten Wort zu geben.  
[...]

Ein Fürst, von fremder Macht gedrungen,  
Und von der Ehrsucht Hauch bezwungen  
Verwies die Menschlichkeit aus seinem Reich hinaus,  
Und hob, – kein Wille ward entboten,  
Nach Art tyrannischer Despoten  
Gewaltsam Landeskinder aus;  
Vermuthlich um der Welt zu überführen,  
Als wolle unpartheiisch er regieren.

Zufällig traf des Schicksals Härte  
Auch einen jungen Mann, der nährte  
durch seine Thätigkeit und nimmer müden Fleiß  
Noch außer sich verwandte Glieder  
Und Segensfülle strömte nieder  
Vom Vater, der um alles weiß. –  
Ihn zu befreien vom Soldatenleben  
War jedes Edlen ernstliches Bestreben.

Doch die Versuche, sie mißlangen;  
Fürbitten, Gründe – weh! sie sprangen  
Vom unerbittlichen, entmenschten Busen ab.  
Da trat, von Freundschaft angetrieben,

Ein Freund hervor, sie auszuüben,  
Und Gott sah lächelnd drauf herab.  
,Mich‘, sprach er, ,fordern keine Vaterpflichten;  
Laß mich für ihn Soldatendienst verrichten.‘

Umarmung, Thränengüsse hemmen  
der Worte Fluß; allmächtig stemmen  
Empfindung und die Pflicht sich gegen den Entschluß,  
Bis in dem Kampf die letzte sieget,  
Und seine Gründe überwieget,  
Und er der Großmuth weichen muß.  
Man bringt den Vorgang zu des Thrones Stufen,  
Gefühl im Fürstenherzen zu errufen.

Der Fürst durchblättert die Berichte,  
Wird aufmerksam, und die Geschichte  
Berührt sein Herz, und klärt die scheue Miene auf.  
Gebt Acht! nun springt die Eiserrinde,  
Daß er den Menschen wiederfinde,  
Drückt Edelsinn dem Wort sich auf;  
Denn das Decret, —  
zerspringe Herz vor Freude!

— — — — —

Verdammet gnädig zum Soldaten Beide.“

Für die damalige Zeit war dieses Gedicht sehr mutig. Wäre es bekannt geworden, so wäre ein Prozess wegen Majestätsbeleidigung sicher gewesen und vermutlich Haft auf dem Hohen Asperg.

Deutlich ist die Beeinflussung durch Schillers Ballade „Die Bürgschaft“, doch ohne deren versöhnlichen Schluss. Hintergrund für das Gedicht bilden die napoleonischen Kriege und die Verpflichtung der Rheinbundstaaten, dem französischen Kaiser Heerfolge zu leisten. Immer mehr junge Männer wurden von der Wehrpflicht erfasst. Ute Planert schreibt in ihrem Artikel „Süd-deutschland während der Revolutions- und napoleonischen Kriege“<sup>44</sup>: „Für besonderen Aufruhr sorgte die Regelung in den früheren geistlichen Territorien, kleinen Adelherrschaften und ehemals freien Reichsstädten [...] Unbekannt war die Konskription, die behördliche Erfassung aller jungen Männer, auch in der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen, deren Einwohner per Erlass 1803 zu württembergischen Untertanen wurden. Das bedeutete für viele: ab zum Militär! [...] Wer nicht an der Waffe dienen wollte und über das nötige Geld verfügte, konnte sich in Baden, Bayern und eine Zeitlang auch in Würt-

---

<sup>44</sup> Ute Planert: Süd-deutschland während der Revolutions- und napoleonischen Kriege, in: Schwäbische Heimat 2005/3, S. 261–266, hier: S. 264.

temberg einen so genannten ‚Einsteher‘ kaufen. Dieser ließ sich dann stellvertretend auf die Konskriptionsliste setzen. Um 1800 lag der Preis für einen Stellvertreter bei 700 bis 800 Gulden, was, wie der Ebinger Handwerker Johannes Jerg kommentierte, so *manchen Vater in Armut versetzte*. Zum Vergleich: Eine Kuh kostete damals ungefähr 60 Gulden.“

Dass man es im biedermeierlichen Reutlingen verstand, mit geistreichem Humor einen Spaß zu inszenieren, zeigt ein Gedicht Gaylers vom 4. Dezember 1816. Darin treten seine Freunde Keller, Krimmel und Lang auf. Die Krimmels waren eine Kaufmannsfamilie, die gemeinsam mit Jakob Noa Buob ein Seidentuchgeschäft betrieben, das nach Buobs Tod in „Gebrüder Krimmel“ umbenannt wurde. Der erwähnte Garten erstreckte sich hinter dem damaligen Krimmel’schen Haus an der Gartenstraße (der Vorgängerbau der heutigen Deutschen Bank) bis zur Kaiserstraße, die Krämerstraße gab es noch nicht. Friedrich Lang (geb. 1778) heiratete 1811 Regine Elisabeth Knapp, deren Mutter, eine geborene Buob, eine Cousine von J. J. Gaylers Frau war. Und Keller war wohl der Kaufmann Heinrich Keller (geb. 1779), auch er mit Buob verwandt.

### „Die Hasenjagd

Auf, auf zum frohen Jagen  
Hinaus in die Natur!  
Seit 42 Tagen  
Such ich des Wildes Spur  
Umsonst. Dem Späherblicke  
Zeigt nirgends sich etwas.  
Wie dankt ich dem Geschicke,  
Wär es auch nur ein Haas!

Chor:  
Ach wenn ich ihn im Lager säh’  
Wie spräng ich in die Höh!

So drückte Keller kaum sich aus,  
Als schon ein Bot’ erschien,  
Zu Krimmels Gartenflur hinaus  
Zu persuadiren ihn.  
Ein Hase lief drin herum,  
Entbot ihm Krimmels Magd. –  
Und dieses Seelengaudium  
Ward mehreren gesagt.

Der Hand entsank die Feder;  
Der Ruf versprach ihm Lohn.  
Er freute sich, als hätt’ er  
Den Hasenbraten schon.

Zum Jäger ganz geboren,  
Holt Keller sein Gewehr  
Die Pelzkapp’ um die Ohren  
Die Waidtasch um sich her.

Chor:  
So wandert er in stolzer Ruh  
Freund Krimmels Garten zu.

Und hinter Jalousien war  
Das Lacherchor versteckt  
Doch hätt’ ihm Lang fast um ein Haar  
Schuldlos den Spaß entdeckt.  
Geladen, sprach er, hat man mich  
hieher auf Hasenfang,  
Mir ist wahrhaftig, birget sich  
Ein Spaß dahinter, bang.

Welch übermächt’ge Grillen!  
Verlaß auf Krimmel dich,  
Der auch bei Possens vielen,  
Nie losen Vögeln glich.  
Dem traue ich! Nie führte  
Er seine Freunde an.  
Ich brenn’ schon vor Begierde,  
Komm, Lang, zur Jagd! Wohlan!

Chor:  
Frisch auf! Komm Hase, nur heran!  
Ich stelle meinen Mann.

Bald fanden sie des Hasen Tritt,  
Von Krimmel angeführt.  
Herr Lang ward von dem SpaÙe mit  
Freund Keller instruiert.  
Doch er verfolgt mit ihm die Spur,  
Als wär' ihm nichts bekannt,  
Und überstieg, zum Scherze nur,  
Mit ihm die Gartenwand.

Sie schlichen auf den Hasen  
Dem Hasentritte nach,  
O Keller! bleibe stehen,  
Dein harret Ungemach.  
Die losen Vögel freuen  
In ihrem Hinterhalt  
Des Ausgangs sich und schreien:  
Victoria! wenn's knallt.

Chor:  
Ja, lustig ist die Jägerei!  
Der Has' ist dein. Juchhei!

Doch Keller hört die Warnung nicht,  
Und zieht getrost voran  
Nichts Arges ahnend, denn ihn ficht  
Allein der Hase an.  
Und wer verdenket ihm, daß er  
Wie er den Hasen sieht,  
Sich freut, da seit 6 Wochen leer  
Er heim vom Stande zieht.

Doch königliche Wonne macht  
Ihn blind, sonst hätte Lang  
Wenn er so fein satyrisch lacht,  
Gehemmt des Schwankes Gang.  
Allein den Hasen nur im Sinn,  
Auf seinen Fang erpicht,  
Merkt er, – daß man für heute ihn  
Zum Besten habe, nicht.

In schußgerechter Weite  
Spannt flüchtig er den Hahn,  
Und legt, – o welche Freude! –  
Auf dich, o Hase! an.  
Er trifft, und greift versöhnet  
Mit dem Geschick darnach;  
Doch lauter Jubel tönet  
Dem argen Fehlgriff nach.

Chor:  
Ja, lustig ist die Jägerei!  
Der Has ist dein. Juchhei!

Die losen Vögel hatten sich  
Den Spaß mit ihm gemacht,  
Ein Hasenbälgchen säuberlich,  
Zur abgeredten Jagd,  
Zu stopfen mit Papier und mit  
dem Besenstiel, wie fein!  
Verwirklichen des Hasen Tritt,  
Des Schwanks gewiß zu seyn.

Das Blut zu Eis geronnen,  
So stand Freund Keller da.  
Nicht rasch genug besonnen,  
In das Victoria  
Der andern einzustimmen,  
Erboste er und schnell  
Zerriß er im Ergrimmen  
Das arme Hasenfell.

Chor:  
Der Hasenpfeffer schmeckt ihm nicht  
Er macht ein schlimm Gesicht.

Zu bösem Spiele mache ja  
Nur stets ein gut Gesicht,  
Es ist bewiesen fern und nah  
Groll wehrt dem SpaÙe nicht.

Wer lose Spötter strafen will,  
Der stimme nur mit ein.  
Das Bösewerden taugt nicht viel,  
Schrei ärger, wenn sie schrei'n.“

Natürlich wird dieses Gedicht im Freundeskreis gesungen worden sein, vermutlich auf die bekannte Melodie „Auf, auf zum fröhlichen Jagen“. Dass bei vielen geselligen Treffen gesungen wurde, zeigen die Tagebucheintragen eines anderen jungen Reutlingers aus dieser Zeit: „Wir veranstalteten zwei Fußpartien im Sommer 1824. Die erste auf den Gaisbühl, wo wir tanzten und sangen [...]. Im November veranstalteten Fehleisen und ich ein Abend-Kränzchen, das jeden Mittwoch sich im Saal des Hr. Ochsenwirt Vogelwaid zu geselliger Unterhaltung versammelte. [...] Wenn nun das Schauspiel geendigt war, setzte man sich zum Tee nieder und sang.“<sup>45</sup>

Die württembergische Obrigkeit befürchtete nicht zu Unrecht, dass die Ideen der Französischen Revolution sich auch rechtsrheinisch verbreiten könnten. Nicht nur die Pressefreiheit war in der folgenden Zeit der Restauration stark eingeschränkt, auch die spontane Versammlungsfreiheit war unterbunden und damit jede größere gesellige Veranstaltung strenger Kontrolle unterworfen. Dies erklärt die gehäufte Gründung von Gesangsvereinen in dieser Zeit: 1824 in Stuttgart, 1825 in Ulm und 1827 in Reutlingen sowie in Esslingen, Geislingen, Kirchheim, Ravensburg und Schorndorf.<sup>46</sup> J. J. Gayler zählt zu den Gründungsmitgliedern des Reutlinger Liederkranzes. Wir zitieren aus einem Artikel von Max Schäffer „Aus der guten alten Zeit des Reutlinger Liederkranzes“ zu dessen 100. Jahrestag<sup>47</sup>:

„J. J. Gayler war nicht allein einer der 37 Gründer des Liederkranzes, sondern als mehrmaliger Vorstand einer jener führenden Männer desselben, und zwar unter den schwierigen Verhältnissen der politisch bewegten Zeit anfangs der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts, unter denen auch das Vereinsleben sehr zu leiden hatte. So heißt es von der ersten Wahl Gaylers zum Vorstand: ‚Mit der Plenarversammlung am 21. Februar 1833 trat eine wohlthätige Änderung ein. Durch die Neuwahlen mit J. J. Gayler als Vorstand wurde der auf dem Verein ruhende Bann eines langen Winterschlafs gelöst, ein neuer vielverheißender Zug wehte wieder durch das Ganze. Schon am Tag der Versammlung erfolgten mehrere Neuaufnahmen. Männer wie Finanzdirektor v. Bacmeister traten dem Verein bei, auch Musikdirektor Seitz ließ sich wieder aufnehmen, Präzeptor Bames, damals noch in Pfullingen, sang mit, und so konnte der Liederkranz sein Jahresfest am 5. Oktober unter den besten Aussichten im ‚Ochsen‘ wieder feiern; über 150 Teilnehmer hatten sich eingefunden. Nach den Vorständen Gerichtsnotar Pfeilsticker und Dollhopf wurde Gayler 1836 wieder zum Vorstand gewählt.“<sup>48</sup> Hier-

<sup>45</sup> Heidi Stelzer: Aus den Tagebüchern des Reutlinger Kaufmanns Johann Georg Knapp, in: RGB NF 27 (1988), S. 58–72, hier: S. 66 f.

<sup>46</sup> Festschrift zum 175-jährigen Bestehen des Reutlinger Liederkranzes 1827–2002, Reutlingen 2002, S. 8.

<sup>47</sup> Schwarzwälder Kreiszeitung, 28. und 29. 4. 1927.

<sup>48</sup> 1834 war Gaylers erste Frau gestorben, daher ließ er sich 1835 nicht aufstellen.

über berichtet die Chronik: „Unter Gaylers Leitung kam auch bald wieder mehr Zug in das Vereinsleben des Liederkranzes, man beschloß die Anschaffung eines Klaviers und nach langer Pause trat der Verein am 23. April zum erstenmal wieder mit einem öffentlichen Konzert im Adlersaal (jetzt Sturmsches Haus am Markt) hervor, und zwar zu Gunsten der Errichtung eines Schiller-Denkmals in Marbach. Bald folgte ein öffentlicher Liederkranz, auch in der Kirche zu den Gottesdiensten an Feiertagen ließ man sich erstmals hören. Die Mitgliederzahl nahm in diesem Jahr bedeutend zu, und das 9. Jahresfest konnte am 8. Oktober im ‚Ochsen‘ unter ganz besonders gehobener Stimmung gefeiert werden; über 180 Mitglieder und Gesangesfreunde hatten sich dazu eingefunden. Das Festlied ‚Gesang, du Himmelsgabe‘, gedichtet von Vorstand Gayler und komponiert von Musikdirektor Früh, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Vorstand Gayler hielt auch die Festrede und trug ein von ihm verfaßtes Bauerngespräch zum allgemeinen Ergötzen vor.“<sup>49</sup>

Im gedruckten Bericht über dieses Fest heißt es am Schluss: „Niemals wird wohl eine so zahlreiche Gesellschaft (es waren über 180 Gedecke) heiterer und geselliger gewesen seyn, und Jeder schied aus dem großen Kreise mit der lebendigen Überzeugung, seine Zeit in gemüthlicher Fröhlichkeit verlebt zu haben.“<sup>49</sup>

J.J. Gayler verfasst zu allen Stiftungsfesten des Liederkranzes Gedichte, auch zur Verabschiedung ausscheidender Vereinsmitglieder oder zu sonstigen Gelegenheiten. Aus dem Festgedicht zur vierten Stiftungsfeier 1832 seien noch einige Zeilen zitiert, da sie die Freiheitsbewegung der damaligen Zeit aufnehmen. Das Gedicht trägt die Überschrift „Oktober 1832“<sup>50</sup>:

„Wem das Geschicke	Vor aller Welt,
Die Freiheit nimmt,	Dem schnöden Verhöhnern
Dem versüßet bestimmt	Nicht blos gestellt.
Der <i>Töne Kraft</i>	Da tönt sie kräftig,
Die enge Haft.	Doch wohl überlegt,
Der Freiheit Sprache,	Was stark und heftig
Wenn <i>sie</i> die Sache	Die Brust bewegt.
Des Rechtes verficht,	Das gewaltige Wort,
Wird oft gedrängt	Im Lied dringt's hervor,
Und eingezwängt;	Und pflanzet sich fort
Im Gesange nur nicht.	Durch der Sängers Chor,
Da darf <i>sie</i> tönen	Von Ohr zu Ohr.“

<sup>49</sup> Neuntes Lieder-Fest, welches den 8. Oktober 1836 im Gasthofs zum Ochsen gefeiert wurde. Freunden des Singvereins gewidmet (Verfasser war vermutlich der Präsident J.J. Gayler). Kopie im Besitz der Autorinnen.

<sup>50</sup> Max Schäffer: Aus der guten alten Zeit des Reutlinger Liederkranzes, in: Schwarzwälder Kreiszeitung vom 29. 4. 1927.

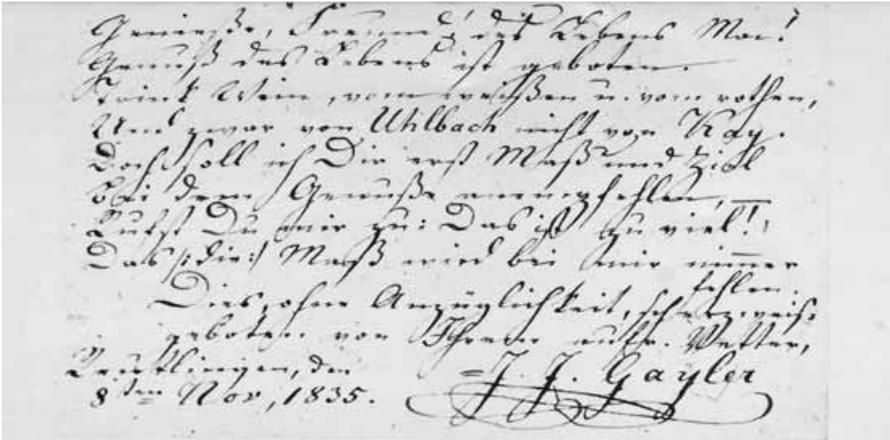
Als in Reutlingen 1837 das allgemeine schwäbische Liederfest unter Mitwirkung von 22 auswärtigen Gesangsvereinen stattfindet, begrüßt J. J. Gayler als Vorstand des Reutlinger Liederkranzes die Gäste, sein Vetter Friedrich hält als „Oberhelfer“ eine Rede. Ihm ist es wohl auch zu verdanken, dass sämtliche Aufführungen in der Marienkirche stattfinden können. Wie bereits ausgeführt, ist auch Christoph Friedrich Gayler dem Liederkranz seit Beginn eng verbunden.

Die Mitglieder des Reutlinger Liederkranzes gehören alle der Oberschicht an. In den ersten Jahren nach der Gründung treten zum Beispiel bei: Finanzrat Zeller und Finanzsekretär Heller, Kaufmann Gottlieb Krimmel und Kaufmann Christian, der Verleger Noa Fleischhauer, Kameralverwalter Zimmer von Pfullingen, ein Kanzlei- und ein Revisionsassistent. Auch viele Lehrer gehören zu den Mitgliedern. Die wenigstens sind allerdings zunächst aktive Sänger. 1828 gibt es nur 18 ordentliche, aber 77 „außerordentliche“ Mitglieder. Noch 1843 ist die Zahl der passiven Mitglieder mehr als doppelt so groß (98) wie die der Sänger (46). Christoph Friedrich Gayler scheint zuerst aktiv mitgesungen zu haben, ist aber 1830 schon zu den außerordentlichen Mitgliedern übergetreten. Vermutlich tragen auch die Kosten dazu bei, dass einfache Bürger dem Verein fernbleiben: 48 Kreuzer beträgt die Aufnahmegebühr, 24 Kreuzer der Jahresbeitrag, und für verspätetes Kommen müssen drei Kreuzer Strafe gezahlt werden, bei Nichterscheinen gar sechs.

Verschiedentlich gibt es Streit, etwa zwischen dem Musikdirektor und dem Ausschuss, der beschließt, dass die Liederauswahl nicht allein dem Direktor überlassen werden solle. Wir lesen in der Chronik zum Jahr 1848: „Die politisch bewegte Zeit dieses Jahres macht sich auch im Liederkranz sehr bemerkbar. [...] Die deutschen Wehrmannslieder von Silcher werden angeschafft und gesungen, auch an die außerordentlichen Mitglieder ergeht die Aufforderung, dieselben mitzusingen. [...] Im Programm des Liederkranzes findet man vor allem Lieder wie ‚Deutschland, Deutschland über alles‘, ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘, ‚Stehe fest, o Vaterland‘ usw.“<sup>51</sup> Es gibt Austritte und später auch wieder Eintritte. Von J. J. Gayler ist aus diesen Jahren nichts bekannt, doch findet man ihn in der Liste der Ehrenmitglieder. Die letzte Erwähnung ist von 1857: „Humoristisch-poetische Vorträge der Herren Gayler, Bames und Schlegel wechselten mit den Gesängen und es erregten die drei Gedichte, wovon das eine eine Charakteristik aller Sänger, die beiden anderen den reichen Segen des heurigen Weinjahrs behandelten, ungemeine Heiterkeit.“<sup>52</sup>

<sup>51</sup> Hundert Jahre Reutlinger Liederkranz. Geschichtlicher Rückblick dargestellt von Handelskammer-Syndikus Max Schäffer, Ehrensänger und Liederkranzchormeister Ferdinand Binz, 1827–1927 [Reutlingen 1927], S. 15.

<sup>52</sup> Ebd., S. 21.



Stammbucheintrag von J. J. Gayler für Hermann Kurz.

Der Poet soll noch einmal zu Wort kommen. Der damals 50-jährige Gayler schreibt 1835 auf ein Stammbuchblatt des 22-jährigen Hermann Kurz:

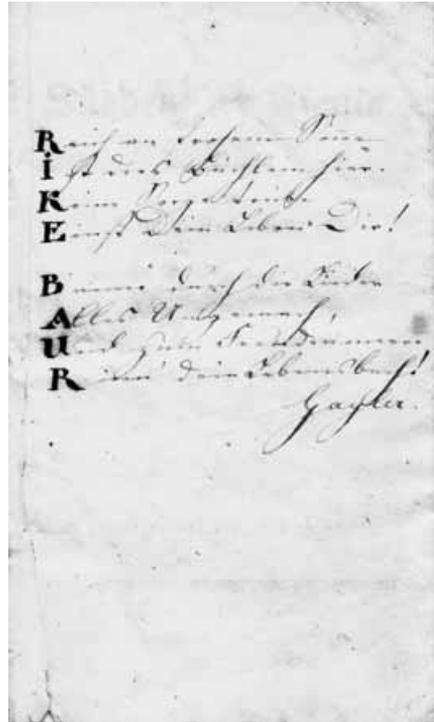
„Genieße, Freund! des Lebens Mai!  
 Genuß des Lebens ist geboten,  
 Trink Wein, vom weißen und vom rothen,  
 Und zwar von Uhlbach nicht von Kay.  
 Doch soll ich Dir erst Maß und Ziel  
 Bei dem Genuße anempfehlen, –  
 Rufst Du mir zu: Das ist zu viel!  
 Das/:die:/Maß wird bei mir nimmer fehlen.  
 Dies, ohne Anzüglichkeit, scherzweise  
 geboten von Ihrem aufr. Vetter  
 J. J. Gayler  
 Reutlingen, den 8ten Nov. 1835“.<sup>53</sup>

J. J. Gayler (Pseudonym J. J. Algier): der Herausgeber

In den Kindheitserinnerungen von Gaylers Tochter Julie findet sich die Bemerkung: „Als Nebenbeschäftigung gab mein Vater einige Bücher heraus, unter dem Namen ‚Algier‘, in dem der Name Gailer versteckt ist. Ich habe heute noch ein handliches Taschenlexikon und ein Rätselbuch von ihm, das seinerzeit bei Fleischhauer & Spohn, hier, herauskam.“<sup>54</sup>

<sup>53</sup> StadtA Rt., Sammlung Hermann Kurz Nr. 42.

<sup>54</sup> Julie Mittler (wie Anm. 41), S. 14.



Widmung von J.J. Gayler für Rike Baur in Gedichtform in einem Exemplar der „Neuen Süddeutschen Thalia“.

Dies ist einer der wenigen Hinweise auf die herausgeberische Tätigkeit J.J. Gaylers. In den Beständen der Reutlinger Stadtbibliothek ist ein Autor oder Herausgeber namens Algier nicht vertreten. In der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart sind neun Titel vorhanden, darunter auch ein Rätselbuch. Es handelt sich meist um Anthologien, um Sammlungen, aus denen man in geselliger Runde zitieren konnte: Rätsel, Anekdoten, Gedichte, Zauberkunst oder auch um Liederbücher.

Zufällig bekamen die Autorinnen einen Band mit dem Titel „Neue süddeutsche Thalia. Eine Sammlung auserlesener Gesänge und Volkslieder für Frohgesinnte“, erschienen 1837 in Reutlingen bei Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin. Dieses Buch enthält eine handschriftliche Widmung an Gaylers Schwägerin Rike Baur und seine Unterschrift. In jener Zeit war es nicht üblich, Damen Bücher zu schenken, vor allem dann nicht, wenn es sich um weltliche Literatur handelte, mit Trink-, Vaterlands- oder auch Kriegsliedern. Die anonyme Publikation muss einen engen Bezug zu Gayler haben und der Vergleich mit den von Algier herausgegebenen Veröffentlichungen legt nahe, dass Gayler die „Neue süddeutsche Thalia“ selbst herausbrachte.

Im Internet konnte ein Band erworben werden „Neuer Liederkranz gewunden für Fröhliche von dem Sammler der süddeutschen Thalia“. Das Buch erschien in der J. N. Enßlinschen Buchhandlung, allerdings schon 1827, also zehn Jahre vor der „Neuen süddeutschen Thalia“. Nachforschungen beim Deutschen Volkslied-Archiv in Freiburg ergeben, dass schon 1814 in der J. J. Mäckenschen Buchhandlung in Reutlingen die „Süddeutsche Thalia, enthaltend eine Sammlung der auserlesensten Gesänge deutscher Dichter. Zur Beförderung wahren Frohsinns in Cirkeln der Freundschaft und Vertraulichkeit“<sup>55</sup> erscheint. Fünf Jahre später kommt mit demselben Titel und dem Zusatz „Zweiter vermehrter und verbesserter Abdruck“ im „Verlag des literarischen Comptoirs“ ein weiterer Band heraus.<sup>56</sup> Erstaunlicherweise erscheint 1819 auch eine „Norddeutsche Thalia, enthaltend eine Sammlung der auserlesensten Gesänge deutscher Dichter“ in Leipzig bei C. H. F. Hartmann. Der Inhalt ist identisch mit der Süddeutschen Thalia, selbst die Neckarlieder sind enthalten. Da zur damaligen Zeit in Hamburg noch keine Universität bestand und viele Norddeutsche in Freiburg oder Tübingen studierten, ist es möglich, dass über die Studenten der Wunsch nach Norddeutschland getragen wurde, eine solche Liedersammlung zu besitzen. Unklar ist, ob der Nachdruck (der Zeilenumbruch ist nicht identisch) mit oder ohne Genehmigung des Autors oder des Verlags entstand. 1827 gibt die Enßlinsche Buchhandlung „Neuer Liederkranz gewunden für Fröhliche, von dem Sammler der süddeutschen Thalia“ heraus.

Verwirrenderweise erscheint im selben Jahr ein „Neuer Liederkranz gewunden für Fröhliche von F. H. Schulze. Tübingen, 1827 auf Kosten des Verfassers (in Commission bei H. Vogler in Leer und Leipzig).“<sup>57</sup> War eventuell F. H. Schulze das erste Pseudonym von J. J. Gayler oder handelt es sich um Nach- oder Raubdrucke, die in jener Zeit nicht außergewöhnlich waren? Diese Fragen lassen sich nicht endgültig klären, doch sei hier etwas ausführlicher dargelegt, weshalb auch die anonymen Sammlungen oder der mit F. H. Schulze als Verfasser genannte Band hier zu den Publikationen Gaylers gezählt werden. 1837 erscheint – wiederum anonym – bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen die „Neue Süddeutsche Thalia. Eine Sammlung auserlesener Gesänge und Volkslieder“.<sup>58</sup> Dass der „Neue Liederkranz“ von 1827 und die „Neue Süddeutsche Thalia“ von 1837 vom selben Sammler zusammengestellt wurden, steht außer Frage. Nicht nur die Titel nehmen aufeinander Bezug, auch die Inhalte sind teilweise identisch. In der „Thalia“ gibt es u. a. das Ge-

<sup>55</sup> Süddeutsche Thalia, Reutlingen 1814, XVI + 575 S., im Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg, auch auf Mikrofilm unter der Signatur 196/95.

<sup>56</sup> Süddeutsche Thalia, Reutlingen und Leipzig 1819, 731 S., Dt. Volksliedarchiv, Sign. 206/95.

<sup>57</sup> Beide Ausgaben sind im Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg vorhanden.

<sup>58</sup> Diese und alle weiteren bibliographischen Angaben sind in der Übersicht im Anhang enthalten.



„Neuer Liederkranz“. Die Ausgabe 1827 erschien mit unterschiedlichen Autoren- und Verlagsangaben (s. rechtsseitige Abb.).

dicht mit dem Titel „Bundesfeier“. Es beginnt: „Freunde, der Tag sey heut einzig der Lust geweiht, Hascht sie im Flug!“ Als Autor ist J. J. Gayler angegeben. Dieses Gedicht ist auch im „Liederkranz“ zehn Jahre früher abgedruckt, ohne Überschrift und Namen, mit dem Hinweis auf die Melodie „God save the King“. Vermutlich sind noch einige der anonymen Gedichte von Gayler. Den Beweis, dass auch die frühen Veröffentlichungen Gayler zuzuordnen sind, bringt das 1841 erschienene „Universal-Liederbuch“, auf dessen Titelseite unter J. J. Algier steht: „dem Verfasser der süddeutschen Thalia und anderen Liederbüchern“. Wenden wir uns im Folgenden den Bänden selbst zu.

### Die Liederbücher

Schon 1814 im Vorwort zur „Südteutschen Thalia“ begründet Gayler sein Anliegen ausführlich:



„Gegenwärtiges Liederbuch könnte unter der Menge der Liederbücher überflüssig scheinen. Aber, ohne einem der bisherigen zu nahe zu treten, glaube ich sagen zu dürfen, daß es dem wahren Zwecke eines Gesellschaft-Liederbuches vorzüglich entspricht. Jener Zweck ist die gesellschaftliche Unterhaltung durch Gesang. Da man nun aber voraussetzen darf, daß in den meisten Gesellschaften der geringere Theil aus Kennern der Musik und Poesie besteht, der größere entweder aus Dilettanten oder blos sanglustigen Personen: so wird das Liederbuch größtentheils Lieder enthalten müssen, welche zwar in moralischer Hinsicht untadelig sind, aber nicht die Quintessenz der lyrischen Poesie, sondern eine behagliche Speise für die Gesellschaften, wie sie gewöhnlich sind, enthalten, und nach leichten bekannten Melodien gesungen werden können. Die Dame nimmt ja ihre Clavierstücke, der Dichter seine poetischen Probestücke so wenig aus dem Lieder-

buch, als der Historiker seine Geschichte der Teutschen aus Hebels Calender. Auf dem Mittelwege also zwischen Liederbüchern, welche blos eine Blumenlese der besten Dichter zu geben suchen, und zwischen solchen, welche nur die Venus, den Bacchus und Jokus plündern, suchte der Verfasser ein leichter genießbares Allerley zu liefern, so mannigfaltig und wechselnd als die gesellschaftliche Unterhaltung überhaupt ist; und zwar ein Allerley, welches er nicht erst als ein vermuthlich willkommenes Dessert aufischen darf, sondern von welchem er durch viel Erfahrung weiß, daß man in lustigen Gesellschaften entweder schon oft darnach gegriffen hat, oder doch zu greifen lüstete. Daß man dabey auch Mancher und Manchem fürs Clavier etc. etwas Genehmes zu geben bemüht war, versteht sich. Möge diß Repertorium von Altem und Neuem so lange im Kreise der Frohen circuliren, bis Zeit und veränderter Geschmack ein anderes an seine Stelle setzen.“

Der „Neue Liederkranz“ hat sowohl in der anonymen Ausgabe als auch in der von F. H. Schulze ein schönes identisches Frontispiz sowie eine leicht variierende lithographische Titelseite. 500 Gedichte und Volkslieder sind in der

Anthologie gesammelt, zum großen Teil übernommen aus der „Süddeutschen Thalia“. Das Vorwort zeigt, dass es Gayler in erster Linie um das Liedgut und nicht um die Gedichte geht. Es gibt viele Hinweise auf Melodien von damals bekannten Liedern. Drei Jahre zuvor war der Stuttgarter Liederkranz gegründet worden, 1825 der Ulmer Liederkranz, und es ist anzunehmen, dass er weiß, was dort gesungen wird, und die beliebtesten Chorlieder mit einbezieht. Gayler ist wohl „in Verbindung mit einigen Musikfreunden“ schon mit der Gründung des Reutlinger Liederkranzes befasst, der Ende September 1827 aus der Taufe gehoben wird. Vermutlich diente die Anthologie als Chorbuch für den neu gegründeten Verein.

Im Vorwort der 1837 erschienenen „Neuen Süddeutschen Thalia“ gibt sich der Herausgeber deutlich selbstbewusster als zehn Jahre zuvor:

„Geh, liebes Buch! versuch dein Glück  
 In dieser liederreichen Welt.  
 In dir ist manches Meisterstück  
 Der deutschen Dichtkunst aufgestellt.  
 In dir ruht deutscher Volks-Gesang,  
 Und manch Gelegenheitsgedicht,  
 Das manchem Wunsch und manchem Hang  
 Der menschlichen Natur entspricht.  
 Verbreite Frohsinn um dich her  
 In reichem Maß, und mache dem,  
 Wer sorgenvoll und freudenleer,  
 Das Leben wieder angenehm!  
 Hast du die Grillen all' verjagt  
 Und Freuden überall gespendet,  
 So ist, eh achtzehnhundert vierzig tagt,  
 In Süddeutschland dein Ruhm vollendet.  
 Die Herr'n Verleger schmunzeln schon.  
 Dein Sammler freut sich auch darob;  
 Er findet einst in deinem Lob  
 Für sein Bemühen reichen Lohn.“

374 Gedichte sind auf 447 Seiten enthalten. Die Autoren sind größtenteils Zeitgenossen, die heute aber nach über 170 Jahren vielfach in Vergessenheit geraten oder zumindest den Jüngeren höchstens noch dem Namen nach bekannt sind. Viele Gedichte sind anonym. Andere Verfasser kommen vermutlich aus dem Bekanntenkreis Gaylers, zumindest handelt es sich um Reutlinger Namen, wie z. B. Schlotterbeck, Wandel und Knapp. Daneben sind aber auch bekannte Autoren wie Goethe und Schiller, Uhland und Kerner in der „Thalia“ enthalten.

Dass – abgesehen von den ersten anonym erschienenen Bänden – alle weiteren Veröffentlichungen bei Fleischhauer & Spohn erscheinen, ist wohl einer

engeren Bekanntschaft zwischen Herausgeber und Verleger zu verdanken. In einer Festschrift des Verlags Fleischhauer & Spohn ist zu lesen: „Im Jahr 1826 trat auch Noa, der jüngere Sohn von Justus Jakob Fleischhauer in das Geschäft ein. Er war zum Kaufmann bestimmt gewesen. Nach einer Lehre in der Großhandlung Noa Buob und J. J. Gayler [dort versehentlich Noa Gayler], die 1817 begann, war er in dem bedeutenden Handelshaus Merian in Basel tätig. Auf Drängen seiner Mutter mußte er 1826 nach Reutlingen zurück, um seinem Bruder im Geschäft zur Seite zu stehen, der kränklich geworden war und seiner Mutter auch sonst noch Sorgen machte. Mit dem Eintritt von Jakob Noa gaben sich bald Veränderungen in der Tätigkeit der Druckerei zu erkennen. Noch immer lag das Schwergewicht auf dem Nachdruck, doch traf man eine strengere Auslese [...] Der seit langen Jahren schon mit zunehmender Schärfe ausgefochtene Kampf gegen den Nachdruck führte im Jahr 1838 endlich auch in Württemberg zu einem endgültigen Verbot. ‚Fleischhauer & Spohn‘ hatte sich rechtzeitig auf den Druck und Herausgabe von Neuveröffentlichungen verlegt.“<sup>59</sup>

1841 kommt das „Universal-Liederbuch. Weltlicher Liederschatz für Deutschlands Gesangfreunde. Eine Sammlung von mehr als 1600 auserlesenen Liedern, älterer und neuester Zeit, zur Erhöhung und Belebung geselliger Freuden, von J. J. Algier, dem Verfasser der süddeutschen Thalia und anderen Liederbüchern, – unter mittelbarer Mitwirkung zahlreicher Singvereine“<sup>60</sup> heraus. Es scheint für den Gebrauch mit über 900 Seiten zu umfangreich und unhandlich gewesen zu sein und erreicht nur eine Auflage, während das acht Jahre später (1849) herausgegebene Universal-Taschenliederbuch in einer neunten Auflage noch 30 Jahre nach Gaylers Tod erscheint. Noch im selben Jahr (1841) kommen vier Liederbücher heraus, die vom Umfang her handlicher sind und vermutlich auch im Reutlinger Liederkranz benutzt wurden: „Allgemeines Gesellschafts-Liederbuch. Enthaltend: Das Beste, Beliebteste und Neueste von Deutschlands gefeierten Sängern“, ferner „Neuester Liederkranz für den fröhlichen Sänger. Aus den beliebtesten älteren, neueren und neuesten Gesängen gewunden“, sodann „Neues Volks-Liederbuch. Eine Sammlung der in den mittleren und niederen Ständen beliebtesten Lieder und Gesänge“ und schließlich „Neues Volks-Liederbuch. Eine Sammlung der beliebtesten Lieder und Gesänge“.

Die „Liederbücher“ von J. J. Algier sind ohne Noten. Auch Gayler selber steuert zwei Lieder bei: „Lebewohl“ und „Des Herzens Wahlspruch“, der das

<sup>59</sup> Werner Fleischhauer: Vorgeschichte und Aufstieg des Fleischhauer & Spohn Verlages, in: Damals und Heute. Historisches und Nachdenkliches zum 150-jährigen Bestehen des Verlages Fleischhauer & Spohn, Stuttgart 1980, S. 2–32, hier: S. 15 f.

<sup>60</sup> Deutsches Volksliedarchiv, Freiburg, unter der Signatur V 3/3371 und als Mikrofilm MF 44/95. In diesem Band sind 5 Gedichte von Hermann Kurz, darunter eines, das nicht in Kurz' Gesammelten Werken enthalten ist.

Motto seines Lebens gewesen sein könnte. Es heißt da: „Ein treues Weib, ein treuer Freund sind Schätze dieses Lebens. Wem solch ein Glück hier nie erscheint, der, Freunde, lebt vergebens.“

Auffallend ist, dass meist weder Dichter noch Komponisten angegeben sind, selbst wenn es sich um so bekannte Lieder handelt wie „Der Vogelfänger bin ich ja“ und „In diesen heil’gen Hallen“ (beide Mozart, Zauberflöte) oder „Reich mir die Hand mein Leben“ (Mozart, Don Giovanni). In der „Neuen Thalia“ und im „Deklamierbuch“ sind wenigstens die Librettisten Schikaneder oder Friedrich Kind aufgeführt, der den Text zu Karl Maria von Webers damals so populärer Oper „Der Freischütz“ schrieb.

Obwohl J. J. Gayler die Freiheit für ein hohes Gut hält, scheint der Freiheitskampf von 1848/49 nicht seine Sache zu sein. Im Universal-Taschenliederbuch von 1849 schreibt er im Vorwort:

„Gesang verstummte vor dem wirren Treiben;  
 Das wie ein Strom durch ganz Europa zog,  
 Und Viele, die ein falscher Wahn betrog,  
 Sie wollten nicht in ihrer Sphäre bleiben.  
 Sie traten kühn heraus mit wildem Muthe,  
 Doch nicht der bess’re Geist hat sie beseelt;  
 Sie trachteten nach einem hohen Gute,  
 Nach Freiheit, – und im stolzem Übermuthe  
 Ward leider oft der rechte Weg verfehlt.  
 Sie wollten nicht *mit Gott* das Werk beginnen,  
 Um ihrer Brüder Wohl mit Kraft zu bau’n.  
 Nur dahin ging ihr Dichten und ihr Sinnen,  
 Vom Glückesstamm sich einen Span zu hau’n.  
 Und Wenige nur waren sich’s bewußt,  
 Was Freiheit sei in einer deutschen Brust.

Der Freiheitsschwindel ist beinah’ zerstoben;  
 Besonnenheit hat Manchen aufgeklärt.  
 Zwar ist die Noth des Volkes nicht gehoben,  
 Doch keine Noth, kein Leiden ewig währt!  
 Und wird der Fürst sich mit dem Volke einen,  
 So kann die Wohlstands-Sonne wieder scheinen.“

Auch 1854, in der vierten Auflage, beschäftigt sich das Vorwort mit der Freiheit:

„Wie ruhig hat sich unsre Welt gestaltet!  
 Die unruhvoll und voll von Zagen war.  
 Die Freiheitsträume, sie sind nun veraltet,  
 Und nirgends walten Schrecken und Gefahr.

Dem Sang hat man sich wieder hingegeben,  
Und er beginnt auf's Neue aufzuleben.

Dieß gibt sich kund in allen deutschen Gauen,  
Dem Freiheitsfieber nicht mehr zugethan;  
Das Herz, – die Eisesrinde aufzuthauen, –  
Nimmt wieder ein die langverlaßne Bahn.  
Es öffnet sich, das langverschloßne, wieder  
Zum Lustgefühl im Kreis der Sangesbrüder.“

Auch Gaylers Mitbürger und Dichter-Kollege Carl Bames gehörte nicht zu den Anhängern der 1848er-Bewegung. In seiner „Chronica von Reutlingen“ schreibt er über das Jahr 1848 unter anderem: „Daß in einer so kritischen Zeit, wo der Besitzende nicht wußte, ob er eines schönen Morgens, oder eines dunklen Abends von den theilungslustigen Proletariern beraubt oder gar aus seinem Besitzthum werde verjagt werden [...] Niemand Lust hatte, Etwas zu bauen oder auch nur zu verbessern, ist gar nicht zu verwundern.“<sup>61</sup> Trotz Gaylers Erleichterung über das Ende der Revolutionswirren, der er in den Vorworten Ausdruck gibt, enthalten die Bände weiterhin Gedichte von Schubart, Hoffmann von Fallersleben, Arndt und anderen Freiheitsdichtern und dies, obwohl die Zensur verschärft wurde.

Wenden wir uns nun den weiteren Anthologien von J.J. Algier im Einzelnen zu. Man erkennt bereits an den Titeln, worauf es Gayler ankommt: Seine Sammlungen sollen zur fröhlichen Geselligkeit beitragen. Die Verse, Gedichte, Rätsel sollten vorgetragen werden und gute Laune verbreiten. Schon das Format nimmt Rücksicht darauf, dass die Bücher in jeder Rocktasche mitgenommen werden können, um bei passender Gelegenheit hervorgezogen zu werden. Die hohen Auflagenzahlen belegen, dass zu jener Zeit Bedarf an Zusammenstellungen dieser Art heiterer Lektüre war.

Das „Deklamierbuch“<sup>62</sup> erscheint viele Jahre später und enthält ähnliche Gedichte wie die „Süddeutsche Thalia“, zum Teil von denselben Autoren. Hier ist auch der Name Bamesius mit vier Gedichten vertreten. In der zweiten Auflage von Carl Bames' „Chronica von Reutlingen in Freud und Leid“<sup>63</sup> steht im Anhang das auch in Algiers „Deklamierbuch“ enthaltene „Bohnenlied“ mit dem Vermerk: „in der Erstausgabe nicht enthalten“.

<sup>61</sup> Carl Bames: Chronica von Reutlingen in Freud und Leid, im Festtags- und im Werktagskleid (von 1803–1874), Reutlingen [1875], S. 59.

<sup>62</sup> J.J. Algier (Hrsg.): Deklamierbuch, Reutlingen 1865, 504 S. Den Verfasserinnen liegt die 8. Auflage von 1891 vor.

<sup>63</sup> Carl Bames: Chronica von Reutlingen in Freud und Leid im Festtags- und im Werktagskleid (von 1803–1874), 2. Auflage Reutlingen 1920. Von Carl Bames stammt ebenso das 1857 bei Robert Bardenschlager herausgekommene Buch „Volksgedichte aus Schwaben“.

Der Untertitel des „Deklamierbuchs“ lautet „Scherz und Ernst zur Belustigung und Unterhaltung“. Darauf bezieht sich die „Vorrede“, in der auf die enge Verflechtung von Scherz und Ernst eingegangen wird:

„Ernst und Scherz sind oft so nah verbunden,  
Und dann wieder so befremdend weit,  
Daß dem Ernst es schwer fällt, in den Stunden  
Seines Trübsinns die Gelegenheit  
Zur Erholung zu gewinnen,  
Denn Befangenheit umflort die Sinnen.

Und dem Scherze geht es eben so:  
Schuf Natur den Menschen lebensfroh,  
So bedarf's oft mancher herben Zeit,  
Bis er in den Ernst des Lebens  
Sich zu fügen ist bereit.  
Darum soll das Ziel des Strebens  
Stets die Mittelstraße sein:  
Ernst und Laune im Verein.“

Wie schwer es dem Herausgeber fällt, dem Untertitel „Scherz und Ernst“ gerecht zu werden, zeigt die Verteilung der aufgenommenen Werke. In Kapitel „I Ernst“ sind 24 Gedichte aufgeführt. Es folgen „II Humor“ mit 67 Titeln und „III Scherz“ mit 116 Beiträgen. Beim Lesen der Gedichte aus den Kapiteln II und III drängt sich der Verdacht auf, dass die Unterscheidung zwischen „Humor“ und „Scherz“ nur gemacht wurde, um das Übergewicht gegenüber dem Kapitel „Ernst“ etwas zu verschleiern. Fast 90 Prozent der ausgewählten Gedichte sind heiter.

### Die Anekdotenbücher

Ein Jahr nach der „Süddeutschen Thalia“ erscheint 1838 der 192-seitige „Neue Anekdotenfreund in Prosa und Versen. Ein Buch voll treffenden Witzes und heiterer Laune“. Algier reimt noch auf der Titelseite: „Solchen die gern lachen/Will ich frohe Stunden,/Wie sie nie empfunden/Durch dieß Werklein machen.“ Dazu gibt es folgendes Vorwort:

„Das Publikum:  
Was? Ein Buch mit Anekdoten  
Wird schon wieder angeboten?  
Was fällt dem Verleger ein?  
Solch ein Buch in unsern Tagen  
kann, wie Zeitungsblätter sagen,  
Schwerlich noch von Nutzen seyn.

Der Verleger:  
Sey es drum! Ich will es wagen.  
Alles hat, gut vorgetragen,  
Überall sein Publikum.  
Fehlet gleich der flotte Titel,  
Trägt's der Mann im blauen Kittel  
Doch in Stadt und Land herum.

Der sammelnde Erzähler:                   Publikum! – Sind deine Stunden  
Sammelt' ich doch gleich der Biene,   Dir beim Lesen froh entschwunden  
Mit der unbefangnen Miene,           Ist's der schönste Lohn für mich.“  
Dich zu unterhalten, dich

Und nach 410 kurzen Geschichten, Schwänken oder unfreiwillig komischen Grabsprüchen und Inseraten schließt der Herausgeber auf Seite 192:

„Abschied vom Leser.  
Ein bunter Kranz ward Dir gewunden  
Von einem Frohen, nimm ihn freundlich hin!  
Wird Dir Erheiterung nach ernsten Stunden,  
Belohnt bin ich für mein Bemüh'n.  
Und wenn Du an des Winders Gaben  
Gefallen findest – jedes Jahr  
Sollst einen neuen Kranz Du haben,  
Der diesem gleichet auf ein Haar.“

Sowohl der Titel („Neuer Anekdotenfreund“) als auch das Vorwort („schon wieder angeboten“) lassen darauf schließen, dass J. J. Gayler schon zuvor einen Anekdotenband herausgegeben hat. Im Schlusswort wird deutlich, dass geplant war, jährlich ein entsprechendes Bändlein zu publizieren. Ob dies geschah, ist zu bezweifeln, doch liegt uns aus dem Jahr 1854 das Buch „Witz und Laune, Anekdoten für alle Stände in drei Gaben“ von J. J. Algier vor. Ein Beispiel aus dem Inhalt: „Bei der Visitation in einer Dorfschule legte der Schulmeister seinen Schülern die Frage vor: Wo liegt die Welt? Der Ober-Consistorialrath, der die Schule visitirte, war auf die Lösung der Frage sehr begierig. Allein, die Kinder besannen sich nicht lange, und antworteten einstimmig: Im Argen.“

Während der „Neue Anekdotenfreund“ von 1838 die Reime und Geschichtlein ohne erkennbare Gliederung aneinanderreihet, ist der Inhalt von „Witz und Laune“ 16 Jahre später in drei Kapiteln klar aufgebaut. Die „Erste Gabe“ enthält Anekdoten über bestimmte Berufs- und Bevölkerungsgruppen. Zwar gibt es kein Inhaltsverzeichnis, die Zwischenüberschriften sind jedoch alphabetisch von „Advokaten“ über „Beamte, Ratsherren, Assessoren“, „Dienstboten und Bedienstete“, „Ehestand“, „Frauenzimmer, Maitressen“ bis hin zu „Sektierer“ und „Studenten“ aufgeführt. Interessant ist die Zusammenstellung der einzelnen Gruppen wie z. B. „Gewerbetreibende und Fabrikanten“ und davon getrennt „Handelsleute, Buchhändler, Trödler, Juden“ oder „Künstler, Tonkünstler, Schauspieler, Menagerieinhaber, Tänzer, Tuschenspieler“ und „Lehrer, Vereine, Lotterie“. Die „Zweite Gabe“ enthält Anekdoten von Friedrich dem Großen, Napoleon I. und Peter dem Großen. Die dritte, im Titel angekündigte Gabe ist die „Zugabe“ mit Schilderungen von unterschiedlichen Begebenheiten. Aus dem ersten Kapitel sei ein Beispiel



Titelblatt „Neuer Anekdotenfreund“.

„Neuestes Räthseltaschenbuch mit mehr als 1000 Räthseln, Charaden, Logogryphen, Anagrammen, Calembours, Räthselfragen und Rechnungsräthseln“. Das Buch beginnt mit einer Ansprache „An die Leser“:

„Verschleiert will ich vor dich kommen,  
 Vielleicht, daß mich dein Scharfsinn räth.  
 Ob schwerer Lösung sehr beklommen  
 Kamst du vor Andern oft zu späth.  
 Reich ist die Sammlung, die ich bringe,  
 Zur Lust geschaffen, wie zum Spiel;  
 Rath hin, rath her, auf viele Dinge,  
 Am Ende triffst du doch das Ziel.  
 Es darf wohl keiner sich verhehlen:  
 Das **Leben** selbst sei **räthselhaft**,  
 D’rum ist auch jedem zu empfehlen,  
 Daß er mit voller Geisteskraft  
 Ertrage ohne sich zu quälen,  
 Wenn auch das Leben Räthsel schafft.  
 [...]

gebracht, das unter der Überschrift „Schnacken und Schnurren (Einfaltspinsel, Hofnarren, Narren, Witzbolde)“ steht: „Bei einem Besuche auf dem Mädchenfelsen erzählte der Führer einem Fremden, dass sich hier ein Mädchen, um der Verfolgung zu entgehen, hinuntergestürzt hätte. – ‚Aus Melancholie?‘ fragte der Fremde. – ‚Nein, aus Quedlinburg‘, gab der Führer zur Antwort.“

„Räthseltaschenbuch“ und  
 „Der Taschenspieler“

Neben Gedichten und Liedern spielten Rätsel, Scharaden und Zauberkunststücke bei den geselligen Zusammenkünften in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle. Auch zu diesen Bereichen sammelt Gayler die ihm bekannt gewordenen Rätsel, Aufgaben und Zaubertricks.

1851 veröffentlicht Algier sein

Die Lösung war oft leicht zu finden,  
 Wenn mit gesammeltem Verstand  
 Wir lernten, da zu überwinden,  
 Wo Leidenschaft oft Aug' und Herz umwand.“

„Der Taschenspieler oder magisches Quodlibet für gesellige Kreise“ kam erst 1870, drei Jahre nach Gaylers Tod, heraus. Es handelt sich dabei um genau beschriebene Zauberkunststücke. Im Vorwort heißt es dazu:

„Unter allen geselligen Zeitvertreiben steht wohl die **Taschenspielerkunst** (Tafelkunst) oben an, weil sie die Aufmerksamkeit des Publikums durch Erwartung des Kommenden in hohem Grade fesselt. [...] Will ein Dilettant als Künstler auftreten, so wäre demselben zu empfehlen: a) Vorgetragenes an demselben Abend selten zu wiederholen, jedenfalls nur nach Verlauf von anderen Vorstellungen; b) mehrere Methoden einzuüben, um das gleiche Kunststück mit Abwechslung wiederholen zu können, damit Enträthselung nicht so leicht werde. Wird die Anwendung von beinahe 500 leicht ausführbaren Kunststücken gesellige Freude erhöhen, so ist die Absicht des Sammlers erfüllt.“

Zuletzt sei noch die Sammlung „Rosen und Vergißmeinnicht. Denkmal der Liebe und Freundschaft für Stammbücher“ erwähnt. Die Erstausgabe von Theodor Hold (wohl ein Pseudonym von Theodor Hell, von dem 16 Gedichte enthalten sind) erscheint 1834 mit dem Untertitel „Aus den besten deutschen Dichtern ausgewählt“. Auf 224 Seiten sind 500 Sprüche zusammengetragen. Bei den weiteren Auflagen ändert sich der Untertitel: „Aus den besten Schriftstellern gewählt und herausgegeben von Theodor Hold, vermehrt und verbessert von J. J. Algier“. Aufgenommen sind nun auch englische und italienische Gedichte mit Übersetzungen, während die 31 französischen Beiträge unübersetzt bleiben.<sup>64</sup> Offenbar wird vorausgesetzt, dass Lefèvre, Molière, Rousseau oder Voltaire verstanden werden.

Wie sehr J. J. Gayler das Bedürfnis seiner Zeit erfasst, zeigt die Tatsache, dass verschiedene Publikationen acht oder neun Auflagen erreichen (das Volksliederbuch hat sogar 16 Auflagen) und noch Jahre nach seinem Tode neu gedruckt werden.

### J. J. Gayler: der Kaufmann und seine Familie

In Kenntnis der Gedichte und der Anthologien, die J. J. Gayler herausgab, könnte man annehmen, dass er ein unbeschwertes Leben geführt hat. Bei ge-

<sup>64</sup> Die erste von J. J. Algier durch fremdsprachige Gedichte erweiterte Auflage fällt in die Zeit, in der im Liederkranz (s. o.) die vaterländischen Lieder verstärkt gesungen werden. Den Verfasserinnen liegen die identische 4. und 5. Auflage von 1855 und 1860 vor.



Das Gaylersche Tuchgeschäft am Reutlinger Marktplatz.

nauer Betrachtung der Lebensdaten der Familienmitglieder zeigt sich aber, dass Gayler viele Schicksalsschläge hinnehmen musste. Zunächst begann alles erfreulich. Er heiratet 1814 die Frau, die er liebt und die zudem die Tochter eines der reichsten Männer Reutlingens ist: Magdalene Elisabeth Buob. Neun Monate später wird der erste Sohn geboren und im August 1816 kommt eine Tochter zur Welt. Im Jahr darauf sterben jedoch beide Kinder. Insgesamt werden in der 20-jährigen Ehe mit Magdalene Elisabeth 13 Kinder geboren, aber nur sechs erreichen das Erwachsenenalter. Die sechs Söhne, die heranwachsen, waren: Julius Noa, Notar, später Sekretär bei der Allgemeinen Feuerversicherungsgesellschaft in Stuttgart (1818–1895), Wilhelm Ludwig, Kaufmann in Reutlingen und New York (1821–1883), Karl August (1825–1855), Karl, Buchbinder (1829–1903), Viktor Eugen (1831–1902) und Hermann (1834–1860), beide Kaufmann.

Finanziell ging es der Familie gut. Julie Mittler, die Tochter aus zweiter Ehe, berichtet 1923 in ihren Erinnerungen:<sup>65</sup>

„Der Urahne der Gayler’schen Familie war mütterlicherseits der Commerzienrat Buob, der am Markte wohnte und dem die 3 Häuser gehörten, die jetzige Kachel’sche Apotheke, das frühere Gayler’sche Haus und das ehemals Lamparter’sche Haus. Im Eckhaus wohnte er mit seiner Frau und

<sup>65</sup> J. Mittler, Erinnerungen (wie Anm. 41).

3 Töchtern; das Gayler'sche Haus war das Geschäftshaus, das Lamparter'sche das Lagerhaus.“

Der Schwiegervater J. J. Gaylers, Jakob Noa Buob, mit dem er gemeinsam das Tuchgeschäft führt, stirbt relativ früh, noch nicht 56 Jahre alt, am 25. Oktober 1823. J. J. Gayler hat nun allein die Verantwortung für das Geschäft. Am 12. November 1834, zehn Tage nach der Geburt von Hermann, stirbt Magdalene Elisabeth Gayler. Abgesehen von der Trauer um die geliebte Frau ist dies für den sechsfachen Vater eine Katastrophe – die Kinder müssen versorgt werden. Zunächst helfen die Schwestern seiner Frau. Am 27. April 1835 heiratet er Karoline Baur, eine Tochter des Rektors Georg Ludwig Baur, der Jahre zuvor Christoph Friedrich Gayler das Leben schwer gemacht und sich vehement gegen die Gründung einer Realschule in Reutlingen gewehrt hatte.<sup>66</sup> Julie Mittler beschreibt anschaulich die Umstände dieser zweiten Heirat:

„Mein Vater muss nach dem Tode seiner lieben Frau ein schweres Trauerjahr erlebt haben, sodass die Schwestern derselben, Lotte und Luise, ihm keine Ruhe liessen und ihn baten, den Kindern doch wieder eine Mutter zu geben. Sie hatten natürlich schon längst unter den Töchtern Reutlingens Umschau gehalten und ihre Wahl war auf Caroline Baur, Rektors Tochter, gefallen. – Meine Mutter konnte sich nicht rasch entschliessen, weil sie noch nicht wusste, ob sie all diesen Aufgaben gewachsen sei, aber auf die dringenden Bitten meines Vaters entschloss sie sich im Jahr 1835 dessen Frau zu werden. Im Alter von 30 Jahren trat sie 6 Söhne an. [...] Sie hatte keine leichte Aufgabe übernommen: ein offenes Geschäft, 8 Lehrlinge, 2 Baumgüter, 2 Äcker, 1 Weinberg. Alles musste mit einem Mädchen versorgt werden. In 16 Ehejahren gebar sie 10 Kinder, wovon 9 Kinder<sup>67</sup> frühe starben, nur ich, als letztes der Kinder, durfte aufwachsen, weil man eine Amme für mich nahm, auf den entschiedenen Wunsch meiner Tante Ricke. – Nach meiner Geburt (1847) kränkelte meine Mutter, sie erholte sich nicht mehr und starb 1851, mich als 3½-jähriges Kind mit schwerem Herzen zurücklassend.“

Im Nachtrag berichtet Julie von den ersten Jahren nach dem Tod ihrer Mutter, die sie überwiegend bei ihrer Tante Ricke verbrachte, der Schwester ihrer Mutter (Friederike Baur, verheiratet mit Konrad Gminder). Diese ließ das Kind morgens zu sich bringen, abends sollte es wieder in den väterlichen Haushalt abgeholt werden. Der inzwischen über 65-jährige Vater ist für diese Unterstützung durch die Schwägerin dankbar, weiß er doch seine Tochter gut versorgt. Julie Mittler schreibt:

<sup>66</sup> Siehe Anm. 14.

<sup>67</sup> Laut Kirchenbuch waren es acht Kinder, wovon sieben früh starben.

„So war ich nun täglich bei Tante und abends hatte meist niemand Zeit mich abzuholen, oder vergass man vielleicht auch, dass ich da war. So behielt mich Tante über Nacht. Da wurde ein Bettstück zwischen Onkel und Tante ‚ins Gräbele‘ gelegt, ich hineingebettet und mit einem anderen Bettstück zugedeckt. Gut aufgehoben war ich, zu Hause wurde ich nicht vermisst. So wurde es bald zur Gewohnheit, dass ich, solange ich klein war, bei Tante blieb. Mit 5 Jahren musste ich dann abends nach Hause marschieren, aber immer von meinem Spielkameraden, einem schwarzen Pudeln begleitet. [...] Er ging mit bis zur Spitalkirche, dort setzte er sich hin und sah mir nach, bis die Haustüre am Marktplatz hinter mir zufiel.“

Als Johann Jakob Gaylers Tochter Julie im Juni 1847 geboren wird, ist er 62 Jahre alt und schon zweifacher Großvater. Der älteste Sohn Julius hatte 1845 geheiratet. Seine Frau Katharine erwartete bei Julies Geburt schon das zweite Kind. Johann Jakobs zweiter Sohn Ludwig hatte sich im Februar 1846 mit Pauline Leithäuser verheiratet; auch er hatte schon eine Tochter. In Julie Mittlers Bericht steht über ihn:

„Louis ging in eine Stellung nach Darmstadt, wo er sich verheiratete und dann später mit seiner Frau und sechs Kindern nach Reutlingen zurückkam. Er fing ein Geschäft an, mit dem es sich aber leider nicht glückte; auch die Stellungen, die er annahm, befriedigten ihn nicht. Seine Frau, die tüchtig und fleißig war, fing ein Putzgeschäft an, was ihnen die Haushaltung sehr erleichterte. Später ging Louis mit seiner Tochter Emilie nach Amerika und sobald er eine feste Stellung hatte, ließ er Frau und seine Kinder nachkommen.“

J.J. Gayler bestimmt später in seinem Testament<sup>68</sup>, dass dieser Sohn, der in New York lebt, nicht als Erbe eingesetzt wird: „Meinen Sohn Wilhelm Ludwig dagegen schliesse ich aus in guter Absicht, da alles, was er von mir erhalten würde, doch nicht ihm, sondern seinen Gläubigern zu gute käme, während seine Kinder nichts hievon erhalten.“ Louis' Erbteil ging direkt an dessen Kinder.

Und über den dritten Sohn berichtet Julie:

„August ging als junger Mensch nach Amerika, wo er wohl sein Fortkommen fand, aber das Heimweh nach seinem Vaterland nicht verlor. Er erkrankte und wollte von Buenos Aires aus in die Heimat zurück, starb aber auf dem Schiff und wurde im Meer versenkt.“

Dieser Todesfall muss den Vater sehr getroffen haben. August war noch keine 30 Jahre alt, als er starb. Ein Jahr später, 1856, heirateten die Söhne Viktor und Karl:

<sup>68</sup> StadtA Rt., Inventuren und Teilungen, Bd. 264, Blatt 140.



Victor Gayler (1831–1902), der das väterliche Tuchgeschäft übernahm, und seine Ehefrau Auguste Gayler geb. Baur (1833–1915).

„Einige Jahre nach dem Tode meiner Mutter verheiratete sich Victor mit der Tochter meines Onkels, Louis Baur, Stadtpfarrer in Haiterbach. Mein Vater löste seinen Haushalt auf und gab sich mit mir in Kost und Pflege von Victor und Auguste. Das Geschäft übernahm Victor. [...] Wie bescheiden man in selbiger Zeit in den Wohnungsverhältnissen war, kann man daran sehen, dass wir alle miteinander einen einzigen Stock bewohnten. Mein Vater hatte 1 Zimmer mit 1 Alkoven. In das daneben liegende große Zimmer meines Bruders wurde eine Wand eingezogen, was das Schlafzimmer abgab. Da die Betten die ganze Breite des Zimmers ausfüllten, mussten 2 Tapetentüren angebracht werden, damit jedes in sein Bett gelangen konnte. Nebenan war dann noch ein Dunkelzimmer, welches wohl ein Fenster hatte, das aber in den Winkel des Nachbarhauses hinausging. In den Hinterzimmern war ich und die Angestellten des Hauses untergebracht. Mein Vater gab kaufmännischen Unterricht; da waren immer 8–10 junge Leute bis abends 6 Uhr in seinem Zimmer. Vor und nachher war es unser aller Esszimmer.“

Die von Julie Mittler erwähnte Lehrtätigkeit übt Gayler auch als über 70-Jähriger aus. Die Lehrlinge kommen nicht nur aus Reutlingen, sondern auch aus Wankheim, Schorndorf, Göppingen, Stockach oder Tübingen. Und er hat ein wachsames Auge auf Ausbildung und Fortkommen seiner Zöglinge, wie ein Schreiben vom 19. September 1857 zeigt:

„Dem verehrlichen Handlungsvorstande erlaube ich mir die bescheidene Frage vorzulegen, woran es liegt, daß meine im August angemeldeten Lehrlinge Wacker und Renner noch nicht eingeschrieben sind. Sollte es sich um die Lehrzeit handeln, so bin ich nicht abgeneigt, dieselbe auf 2 Jahre auszudehnen, daher möchte ich freundlich bitten, wenn meinen Lehrlingen sich früher eine markante Stelle anbietet, dieselben zur Prüfung lassen zu wollen. Auch habe ich mit meinem Sohn bei Übergabe der Handlung die Verabredung getroffen, daß meine Lehrlinge bei ihm in der Zwischenzeit vollständig Beschäftigung finden, somit Theorie und Praxis gleichen Schritt halten. So glaube ich, jeden Umstand beseitigt zu haben, und empfehle mich hochachtungsvoll. J. J. Gayler, sen.“<sup>69</sup>

Wie ernst Gayler seine Aufgabe als Lehrherr für die Lehrlinge nimmt, sieht man auch daran, dass er 1858 das „Fremdwörterbuch. Erklärung der im Umgange und Geschäftsleben häufig vorkommenden fremdartigen Wörter“ herausgibt. Dieses Nachschlagewerk für Fachbegriffe scheint für viele nützlich zu sein: 1868 erscheint die zweite Auflage und noch zehn Jahre nach Gaylers Tod 1877 die dritte Auflage.

Eine Anzeige im „Amtsblatt für Reutlingen“ vom 14. Dezember 1869 veranschaulicht die Warenvielfalt des Geschäfts: Angeboten werden „Foulards, Levantintücher, Cravättchen, Westen, Cachenez, weiße und farbige Taschentücher (leinene und baumwollene); Halstücher und Doppel-Shawls, abgepaßte und fertige Unterröcke, Bettüberwürfe, FensterRouleaux, Sonn- und Regenschirme.“

Dem ersten Reutlinger Adressbuch von 1859 entnehmen wir, dass im Gaylerschen Haus am Markt auch Karl Gayler wohnte. Im Erdgeschoss befand sich das Tuchgeschäft, auf der ersten Etage wohnten Viktor und Auguste mit dem Vater und der jüngeren Schwester Julie und im Obergeschoss Karl und seine Familie. Julie schreibt allgemein über ihn, ohne zu erwähnen, dass er im selben Haus wohnte:

„Carl mußte seines schlechten Gehöres wegen Buchbinder werden. Er verheiratete sich später mit Sofie, geb. Bronner von Stuttgart, welche mit Treue und Pflichtgefühl den Laden versorgte und ihn in seinem Beruf nach Kräften unterstützte. 5 Kinder wuchsen zur Freude der Eltern heran.“

---

<sup>69</sup> StadtA Rt., Handlungsverein Reutlingen Nr. 120.

Im Haus wird es eng geworden sein: Jährlich werden – abwechselnd in den Familien von Viktor und Karl – Kinder geboren, zwei davon sterben früh. Im Dezember 1860 verliert Johann Jakob seinen jüngsten Sohn. Der 76-jährige Vater reist nach Ulm, um Hermann gerade noch ein paar Augenblicke zu sehen, ehe dieser stirbt. Julie Mittler schreibt über ihren Stiefbruder:

„Hermann hatte ein ausgesprochenes Zeichen- und Sprachtalent, mußte aber doch Kaufmann werden. So ging er zuerst nach Italien, später in eine Stellung nach Spanien; von dort brachte er sehr schöne Zeichnungen aus der Alhambra mit [...]. Er verlobte sich nach seiner Zurückkunft mit einer Ulmerin, welche im Gayler'schen Geschäft tätig war. Später nahm er eine Stellung in Ulm an; dort erkrankte er nach kurzer Zeit und starb in Ulm am Typhus.“

Hermann war gerade 26 Jahre alt geworden. In der Leichenpredigt<sup>70</sup> heißt es: „[...] ein junger Mann in der schönsten Blüthe und Kraft der Jahre, ein vielgeliebter und der Liebe so werther Sohn und Bruder, Bräutigam und Freunde, ein junger Mann, der mit reichen Gaben, Kenntnissen und Erfahrungen einen christlichen Sinn und rechtschaffenen Wandel, eine Tüchtigkeit und Berufstreue verband“. Die gedruckte Leichenpredigt endet mit einem Gedicht des trauernden Vaters:

„Wie Vieles hast du, Herr! mir anvertraut,  
Doch auch wie viel hast du zurückgenommen,  
Daß sich das wunde Herz in dir erbaut,  
Und gern sich müht, recht nahe dir zu kommen!  
Du nahmst mir noch den hoffnungsvollen Sohn,  
Ich sah ihn noch kurz, eh' sein Geist entflohn,  
Und ob beim Anblick fast das Herz mir brach,  
So wurde endlich meine Seele stille,  
Und sprach ergebungsvoll die Worte nach:  
,Herr, wie du willst, gescheh' dein heil'ger Wille!'

Und sieh! die Braut verlor den Bräutigam,  
Dem sie ihr ganzes Seyn erschlossen.  
Und ob auch Thränenströme floßen,  
Weil ihr der Herr so schnell ihr Liebstes nahm,  
So mag sie doch sich mit dem Vater trösten  
Und denken: wenn die Noth am größten,  
So ist der Herr mit seiner Hilfe nah.  
Ihm halte still. Halleluja!  
Sagt er doch selbst: Ich bin bei Euch

---

<sup>70</sup> StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 1327.

Bis an das Ende Eurer Tage!  
 Und Gott ist ja in jeder Lage  
 Für uns an Trost und Gnade reich,  
 Und will, wenn wir in seine Arme fliehen,  
 Uns immer näher zu sich ziehen.

Und ihr, Geschwister! schließet den Verlust  
 Mit Glaubensfreudigkeit in eure Brust,  
 Und weihet mit reinem unverfälschtem Triebe  
 Euch ernstlich ein zu gegenseit'ger Liebe,  
 Damit der Bruder freundlich niederblicke  
 Und sich erfreu' an eurem Lebensglücke!  
 So ehren wir, die vor uns hingegangen,  
 Und ist dann mit dem neuen Jahr  
 Ein neues Leben angefangen,  
 So wird uns auch die Aussicht hell und klar:  
 Daß, wenn wir hier mit Gott uns recht verstehen,  
 Wir uns dereinst zusammen wiedersehen.

Ist auch mein Tagewerk vollbracht,  
 So falt' ich freudig meine Hände  
 Und bete: „Gott hat's wohl bedacht,  
 Und Alles, Alles recht gemacht.  
 Ihm sey Lob, Preis und Dank ohn' Ende!  
 Amen.“

Dieses Gedicht – es ist das letzte, das wir von ihm kennen – zeigt uns den ersten Mann, den liebevollen Familienvater. Die letzten Jahre lebt J. J. Gayler zurückgezogen. Aus einer Anzeige<sup>71</sup> von seinem Sohn Viktor im Jahr 1869, in der „ein noch ganz gutes Schiedmaier'sches Klavier wegen Mangel an Raum billigst verkauft“ werden soll, kann man schließen, dass er die Lieder aus seinen Liederbüchern auch am Klavier begleiten konnte.

Am 26. Oktober 1867 stirbt Johann Jakob Gayler mit 82 Jahren. „Bis zu seinem Tode behielt er seine geistige Frische“, schreibt seine Tochter.

### Jakob Eberhard Gailer<sup>72</sup> (1792–1850)

Eberhard, der jüngste der drei Vettern, wird am 9. Januar 1792 als einziger Sohn des Schreiners Johann Adam Gayler und dessen Frau Anna Maria, geb.

<sup>71</sup> Amts- und Anzeigenblatt vom 24. 10. 1869.

<sup>72</sup> Eberhard Gailer verwendet nie das „y“, wohl um nicht mit den anderen Gayler verwechselt zu werden.

Gayler, in Reutlingen geboren; er hat noch zwei jüngere Schwestern. Seinen beruflichen Werdegang schildert Eberhard Gailer 1826 in einem Lebenslauf:<sup>73</sup>

„1807 [nach sechsjährigem Besuch der Lateinschule in Reutlingen] kam ich nach Denkendorf, wo ich die Musik erlernte und bei Prof. Hutten in Latein und Griechisch Privatlektionen bekam. Da aber kraft einer Verordnung, welche den Söhnen der Handwerker den Zutritt zum Studium erschwert, mein Gesuch darum abgewiesen wurde, so kam ich im Juli dieses Jahres [...] zu dem seligen Hauptschullehrer [Name nicht lesbar] nach Stuttgart. Nach Verfluss der Lehrzeit ging ich als Praktikant in das dortige Waisenhaus um [...] die neueren Methoden zu erlernen, nahm aber daneben meinen früheren Gang verfolgend Unterricht in Lateinisch bei Prof. Roth, von dem ich ein vorteilhaftes Zeugnis besitze. 1811 wurde ich als 2. Lehrer im Waisenhaus in Ludwigsburg angestellt, wo ich [...] das Griechische fortsetzte. Im May 1814 wurde ich als Collaborateur Amtsverweser nach Winnenden und im Herbst dieses Jahres als Schulrevisor nach Berneck versetzt wo ich zugleich Hauslehrer bei dem Freiherrn von Gültlingen war.“

Im Februar 1816 wird Gailer als Präzeptor in Nagold eingestellt. Er heiratet am 21. Mai desselben Jahres Auguste Luise Schmid, eine Tochter des Kaufmanns und Bürgermeisters zu Nagold Johann Jacob Schmid. Zwei Jahre später stirbt im Juni 1818 der Schwiegervater. Die Folgen dieses Todes gehen aus einem Gesuch vom Dezember 1821 hervor, in dem Eberhard Gailer den König um eine andere Anstellung bittet:

„Unverschuldetes Unglück aller Art, namentlich der Umstand, daß mein seliger Schwiegervater, der allgemein für reich gehaltene Bürgermeister Schmid dahier, viele Schulden und einen bedeutenden Rechnungsrest hinterließ, so wie der Verlust zweyer Processe, welche ebenfalls von dem Verstorbenen herrührten, haben mich, einen Vater von drey Kindern, beynahe um mein ganzes Vermögen gebracht, so daß wenn ich mein unter besseren Umständen erkaufte, nun aber schuldenbelastetes Haus nicht bald veräußere der Fall droht, daß es mir Obrigkeitlich verkauft wird.“<sup>74</sup>

Der Bitte um eine bessere Stelle wird stattgegeben und Eberhard Gailer im Januar 1823 an die zweite Klasse des Tübinger Lyzeums versetzt mit einem Jahreseinkommen von 468 Gulden und 32 Kreuzer. Ende Februar bittet Gailer den „Hochlöblichen Stadtrath“ um Erstattung der Umzugskosten:

„Da ich zur Führung meiner Effecten zwei Wägen und für mich und meine Familie eine dreispännige Kutsche nöthig hatte, über dies auch der Zug bei so ungünstiger Jahreszeit geschah, so waren die hiemit verbundenen Aus-

<sup>73</sup> Staatsarchiv Ludwigsburg, E 203 I Bü. 477 (Personalakte E. Gailer).

<sup>74</sup> Ebd.

gaben bedeutend für mich, und ich bin der Wahrheit nicht untreu, wenn ich sie auf 40 Gulden aufschlage. So sehr ich nun das Glück schätze, hier angestellt zu seyn, so lassen mich doch besonders meine beschränkten Vermögensumstände eine geneigte Gewährung meines Gesuchs sehnlich wünschen. Ich kann mit aufrichtigem Herzen versichern, daß ich mir alle Mühe geben werde, mich des mir geschenkten Vertrauens völlig würdig zu machen [...].“<sup>75</sup>

Die Familie hat inzwischen drei Kinder: Hermann Friedrich Wilhelm ist bei diesem Umzug fünf Jahre alt, Karl Albert drei und Karoline Wilhelmine ein- einhalb Jahre. Um 1830 stirbt die kleine Tochter, und im Mai 1832 wird das vierte Kind, Wilhelmine Pauline, geboren.<sup>76</sup>

Die erste Veröffentlichung von Gailer stammt aus dem Jahr 1826. Sie erinnert vom Titel her sehr an die Publikationen seines Veters Johann Jakob: „Geographischer und geschichtlicher ‚Räthselkranz‘ für Freunde Württembergs eingeflochten von E. G., Tübingen bei Christian Richter“. Im Gegensatz zu J. J. Algier, der sich mit seinen Anthologien an alle Schichten wendet, scheint Eberhard Gailer die Tübinger Professoren- und Studentenschaft als Zielgruppe ansprechen zu wollen. Die Aufgaben sind gereimt oder in Hexametern oder Pentametern als „Charaden“ gestellt. Die Auflösungen stehen am Ende des 96-seitigen Bändchens. Den Schluss bildet ein Akrostichon<sup>77</sup>:

„Gewunden hab’ ich nun zum Kranze  
Aus bunter Au’ der Blumen viel,  
In stiller Anmuth, nicht im Glanze  
Lacht hier der Farben sanftes Spiel.  
Ein Freund vom heimatlichen Land  
Reicht treu und liebend euch die Hand.“

Schon die zweite Veröffentlichung Eberhard Gailers, die ein Jahr nach dem „Räthselkranz“ bei Ludwig Friedrich Fues erscheint, zeigt das pädagogische Anliegen des Verfassers: „Katechetische Abhandlung der lateinischen Redetheile mit stufenmäßig fortschreitenden Beispielen zur Composition nebst einer Folge von zusammenhängenden leichten Exercitien“. Gailer teilt uns seine Motivation im Vorwort mit:

„Wer die Menge der Anleitungsbücher zur Erlernung der lateinischen Sprache kennt, wird mir darin beistimmen, daß die meisten gerade den Anfang zu leicht nehmen und zu schnell dem Schwereren zueilen, was häufig daher

<sup>75</sup> StadtA Tübingen, Lyzeumsakten A 70/2709.

<sup>76</sup> Ortssippenbuch der Oberamtsstadt Nagold, Kreis Calw in Württemberg, Teil I: Die Kernstadt 1560–1910, von Prof. Dr. Burkhard Oertel, Selbstverlag Neubiberg 1991, S. 90.

<sup>77</sup> Vers, bei dem die Anfangsbuchstaben ein sinnvolles Wort oder die Anfangswörter einen Satz ergeben.

rühren mag, weil mancher sonst sehr geschickte Schulmann, der aber weniger mit ganz kleinen, als mit schon vorgerückten Schülern zu thun hat, oft Dinge voraussetzt, die erst noch mit vieler Mühe eingeübt werden müssen. Selbst bei solchen, die offenbar in der Methode die Bahn gebrochen haben, findet es nicht selten statt, daß sie viel zu eilig zu zusammengesetzten Sätzen übergehen und namentlich das Verbum zu kurz abfertigen [...].“

Drei Jahre später bringt Gailer bei Heinrich Laupp in Tübingen eine „Sammlung leichter und lehrreicher Exercitien zur lateinischen Composition mit unterlegten Worten und Redensarten für Knaben von 8–11 Jahren“ heraus.<sup>78</sup> In der Vorrede begründet er: „Die freundliche Aufnahme, welche den meiner Abhandlung der lateinischen Redetheile angehängten Exercitien zu Theil wurde, und ein in der allgemeinen Schulzeitung in Beziehung auf diese gefälltes Urtheil hat mich ermutigt, eine größere Anzahl solcher Übungen und nach einem umfassenderen Plan herauszugeben.“ Der Inhalt ist gegliedert in „I. Wöchentliche Exercitien mit den Bereichen Römische Geschichte, Einiges aus der griechischen Geschichte, Schlacht bei Marathon und Vermischte Exercitien“ und „II. Leichtere mehr oder weniger zusammenhängende sogenannte Exercitien pro loco“.

Es geht Gailer um das kindgerechte Lernen, um eine Verbesserung des Unterrichts. Gedanken zur Erziehung der Jugend machen sich um diese Zeit viele. Die bekanntesten Zeitgenossen sind Friedrich Fröbel (1782–1852) und Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827), die, modern gesprochen, mehr „Chancengleichheit“ wollen. Dieser sozialkritische Ansatz, der versucht, vor allem Nicht-Privilegierte zu fördern, ist bei Eberhard Gailer nicht zu finden. Er will allen Kindern mehr Freude am Lernen vermitteln, um eine Verbesserung der Lernfähigkeit zu erreichen.

Großen Einfluss auf die pädagogischen Diskussionen des 19. Jahrhunderts hatte der französische Philosoph Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), der entgegen der allgemeinen Auffassung, der Mensch sei schlecht und müsse zum Guten erzogen werden, die Meinung vertrat, der Mensch sei gut, aber durch die Kultur verdorben. 1830 veröffentlicht Gailer ein Werk mit dem Titel „Neuer Orbis Pictus“, in dem seine Nähe zu Rousseaus Auffassung klar zum Ausdruck kommt. Es ist sein Hauptwerk, das ihn weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt macht. Dass Gailer mit der „neuen Methode“, die er auch im Waisenhaus in Stuttgart kennengelernt hat, nicht überall Verständnis findet, kann vorausgesetzt werden. Vermutlich beanstandeten so manche seiner Kollegen die Disziplin in seiner Klasse, und auch einige Eltern werden der

<sup>78</sup> Jakob Eberhard Gailer: Sammlung leichter und lehrreicher Exercitien, Tübingen 1830, 264 S. 20 Jahre später wird das Buch bei Heinrich Laupp noch einmal herausgegeben, wobei aber ein Hinweis auf eine frühere Ausgabe nicht enthalten ist.

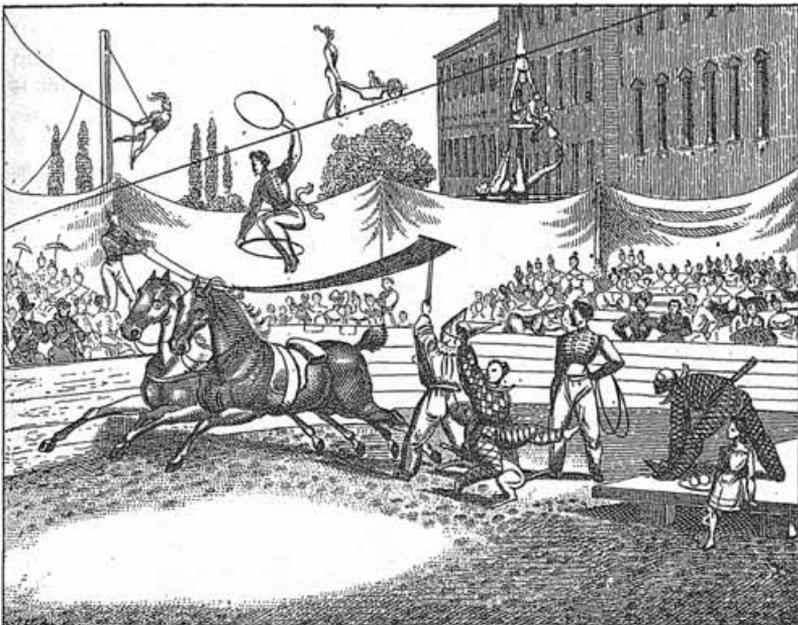
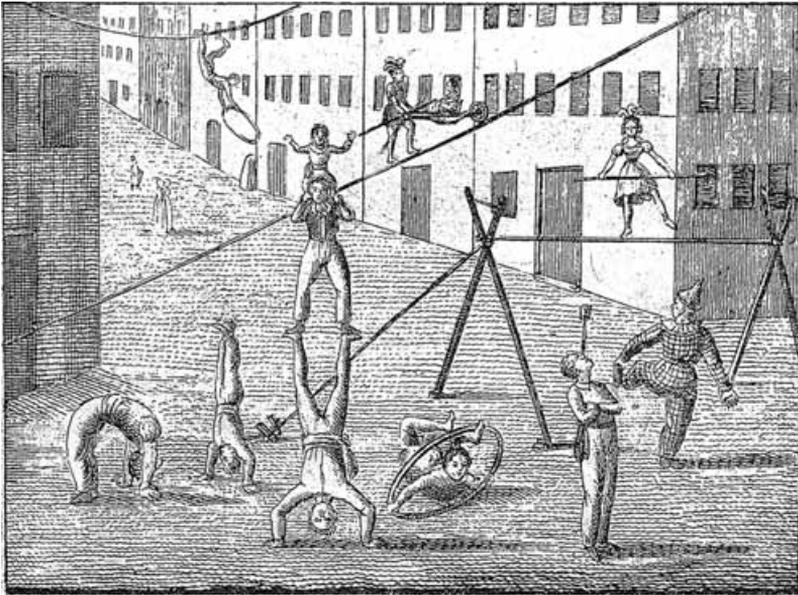
Meinung gewesen sein, ihren Söhnen würde eine Tracht Prügel in der Schule nicht schaden, sondern sie zum Lernen bewegen.

### Neuer Orbis Pictus für die Jugend

Der volle Titel dieser in erster Auflage beim Stuttgarter Verlag von F. C. Löflund und Sohn erschienenen 533-seitigen Publikation lautet: „Neuer Orbis Pictus für die Jugend oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens in 316 lithographirten Abbildungen mit genauer Erklärung in deutscher, lateinischer und französischer Sprache nach der früheren Anlage des Comenius bearbeitet und dem jetzigen Zeitbedürfnisse gemäß eingerichtet von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen“.

Schon 1658 hatte der ostmährische Theologe und Pädagoge Johann Amos Comenius (1592–1670) bei Michael Endter in Nürnberg ein Buch herausgegeben mit dem Titel „Orbis sensualium pictus“ oder „Die sichtbare Welt“. Es enthält 150 Kapitel, die in Deutsch (der Sprache der „Muttersprachschule“) und Latein (der Sprache der „Höheren und Hohen Schule“) abgefasst sind und jeweils einen kleinen Holzschnitt enthalten. Durch die Bebilderung seiner Texte zählt Comenius zu den ersten Jugendbuchautoren. Der Erfolg blieb nicht aus: 1662 kam bereits die dritte Auflage heraus, danach folgten in den verschiedensten Ländern Nachdrucke in den jeweiligen Sprachen. Gailer würdigt ausführlich die Verdienste von Comenius, übernimmt aber nicht wie seine Vorgänger unverändert dessen Inhalt. Es sind jetzt „dem Zeitbedürfnisse gemäß“ 316 Kapitel, d. h., viele Begriffe, die in den vergangenen fast 200 Jahren wichtig geworden waren, fügt er neu hinzu. Lithographien, die genauere Abbildungen ermöglichen, ersetzen nunmehr den Holzschnitt. Der Text ist dreispaltig, so dass Latein, Deutsch und Französisch direkt nebeneinander stehen. Jeweils zwei Lithographien stehen auf einer Seite übereinander. In seiner „Vorrede zur ersten Auflage“ erläutert J. E. Gailer, was er durch die Herausgabe dieses „Neuen Orbis Pictus“ beabsichtigt:

„Wie viel Verdienst Johann Amos Comenius, gebürtig aus Mähren und gestorben in Amsterdam im Jahr 1672 [richtig: 1670], um die Jugend seiner Zeit durch Verbesserung des Schulwesens gehabt habe, ist allgemein bekannt. [...] Er war der Erste, der die Schüler durch Anschauung zur Erkenntniß zu führen suchte und die Sprachen als Schlüssel zu nützlichen Sachkenntnissen benützte, während vor ihm für Aufhellung des Verstandes höchst wenig geschah, sondern nur das Gedächtniß mit großentheils unnützem Kram angefüllt wurde, statt daß darauf hingearbeitet worden wäre, die Denkkraft der jungen Leute gehörig auszubilden und sie mit Allem, was sie zunächst umgiebt und in ihrem Kreise liegt, bekannt zu machen. [...] Als noch nicht, wie jetzt, eine solche Masse von Jugendschriften vorhanden war, fand man dieses Buch fast in jedem Hause, wo auf Bildung und



Illustrationsbeispiele aus der 1. und 3. Auflage des Orbis Pictus zum Thema „Seiltänzer und Kunstreiter“.

Belehrung der Jugend besonders Bedacht genommen wurde. [...] Ob nun aber seit jener Zeit (er lebte während der Unruhen des dreißigjährigen Krieges [...]) in Beziehung auf das Naturgeschichtliche und auf die Gewerbe große Fortschritte gemacht worden sind, und vorzüglich die deutsche und französische Sprache während dieser Zeit wesentliche Veränderungen erlitten und bedeutende Verbesserungen erfahren haben, so ist das alte Werk nimmer genießbar.

In dankbarer Erinnerung daher an das viele Vergnügen, das mir in meiner Jugend dieses Buch verschaffte, und an den vielseitigen Nutzen, den ich daraus schöpfte, habe ich es unternommen, das ganze Buch nach dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit so umzuarbeiten, daß der größte Theil als etwas ganz Neues erscheint, was bei einer nur flüchtigen Durchsicht dem Leser klar werden wird. [...]

Was nun die Bearbeitung selbst betrifft, so ist in Beziehung auf die Naturgeschichte ein ziemlich wissenschaftlicher Gang befolgt und darauf Rücksicht genommen worden, daß von Allem das Wissenswürdigste vorkommt. Das Letztere ist auch bei der Beschreibung der Gewerbe der Fall [...].

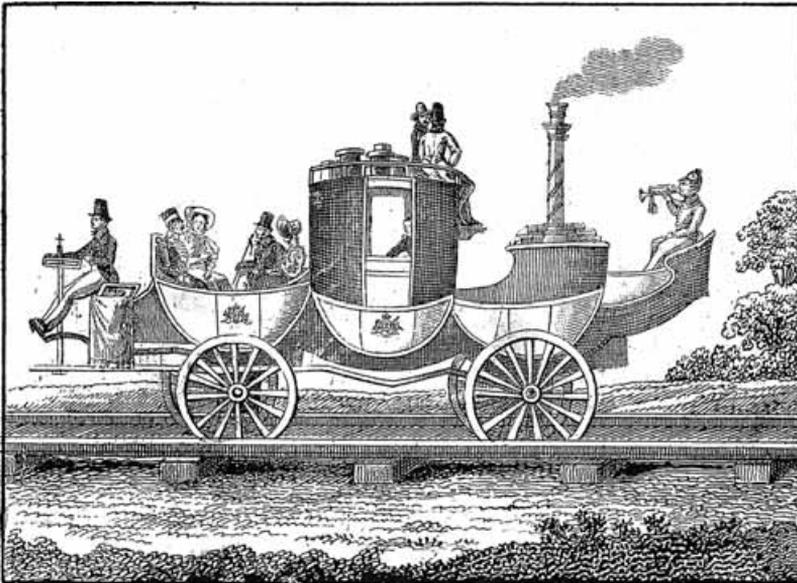
In Hinsicht auf das Lateinische habe ich mir Mühe gegeben, Alles zu vermeiden, was ein an gutes Latein gewöhntes Ohr beleidigen könnte, obgleich für solche Dinge, welche die Römer nicht kannten, viele neulateinische Wörter gewählt werden mußten. Sehr viele mußte ich selbst machen, weil sie nirgends in den Wörterbüchern kommen, wie Steingut, Fayence, Whist, Flötzgebirge etc. Ob ich solche gut übertragen habe, überlasse ich der Beurtheilung billiger Richter.

Was das Französische anlangt, so wurde ich von Herrn Mauclerc, Professor an der hiesigen Universität, gebürtig aus Langres, und von Herrn Sprachlehrer Eifert dahier kräftig unterstützt, da ich zwar das Französische verstehe, aber mit den Eigenthümlichkeiten der Sprache nicht völlig vertraut bin. [...]

In Beziehung auf die Bilder ist zu bemerken, daß namentlich die Pflanzen mit einer solchen Vollständigkeit und Deutlichkeit gearbeitet sind, wie es in wenigen Naturgeschichten gefunden wird.“

Schon bald darauf kann Gailer eine Vorrede zur zweiten Auflage (1833) schreiben, die nunmehr wie auch die folgenden Auflagen bei Johann Conrad Mäcken jun. in Reutlingen erscheint:

„Der schnelle Absatz der ersten Auflage des *Orbis Pictus* hat mir die erfreuliche Überzeugung verschafft, daß meine Idee, ein früher allgemein verbreitetes Buch in neuer Gestalt, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Anforderungen unserer Zeit, in die Jugendwelt wieder einzuführen, ganz am Orte war. Die neue Auflage hat, was sich bei einer nur kurzen Vergleichung Jedem zeigen wird, bedeutende Verbesserungen und Zusätze erhalten; ich weise in dieser Beziehung nur auf die Nummern: der Weinbau, die



Illustrationen „Tanzmeister“ und „Dampfwagen“ aus der 5. Auflage des Orbis Pictus.

Jagd, der Goldarbeiter – hin. Außerdem ist auf strenge Correktheit Rücksicht genommen worden, so daß ich nicht anstehen darf, das Buch auch zum Gebrauch bei dem öffentlichen Unterrichte, nicht bloß zur Unterhaltung zu Hause zu empfehlen. Denn wenn es auch, wie man wohl äußern dürfte, kein eigentliches Schulbuch ist, so ist es doch gewiß ein Buch für Schüler. In Betreff der auf Religion Bezug habenden Gegenstände ist solche Vorsicht angewendet worden, daß das Werk für die Jugend aller Confessionen taugt, und die Manier der Darstellung ist von der Art, daß jedes Alter sich befriedigt finden kann. Ich habe nämlich, da ich als Lehrer wohl weiß, was die Schultern zu tragen vermögen, sämmtliche Gegenstände so faßlich und deutlich, als es nur seyn konnte, bearbeitet, auf der andern Seite aber den in manchen Jugendschriften sich findenden kindisch-süßlichen Ton, der nie zu kräftiger Bildung führt, überall vermieden, so daß auch Erwachsene das Buch ohne Mißbehagen lesen können. Außer den berührten Verbesserungen sind noch vier neue Nummern hinzugekommen: der Compaß, die Windmühle, die Luftpumpe und die Elektrisirmaschine, welche Artikel Mehrere ungern vermißten. Auch mein Verleger hat Alles gethan, der neuen Auflage eine geneigte Aufnahme zu verschaffen, indem 60 Bilder völlig umgearbeitet wurden, ohne daß der Preis deßwegen erhöht worden wäre.“

Zwei Jahre später kommt die wiederum überarbeitete dritte Auflage heraus. Gailer weist in seinem Vorwort insbesondere auf die redigierten und neu hinzugekommenen Übersetzungen hin:

„[...] und entschloß mich daher, das Französische ganz umarbeiten zu lassen. Ich war so glücklich, einen Gelehrten aus Dijon, der sich etwa ein Jahr lang aus Veranlassung einer literarischen Arbeit hier aufhielt, für die Sache zu gewinnen [...].

Besonders aber unterscheidet sich die neue Ausgabe durch die nun auch hinzugetretene *englische* Übersetzung. So sehr ich anfangs dagegen war, weil das Lateinische wegbleiben sollte, was nach meiner aus erweislichen Gründen beruhenden Vorliebe für diese Sprache nicht geschehen durfte, so gieng ich um so bereitwilliger in den Plan ein, als mein Herr Verleger sich dahin erklärte, das Lateinische solle in der Art beibehalten werden, daß die drei neuen Sprachen neben einander gestellt, das Lateinische aber den Schluß bilden solle, so daß nun Beider Wünsche erfüllt sind. Ein geborener junger Engländer, Herr Framport aus London, [...] hat es auf meine dringende Bitte übernommen, unter Mitwirkung des obigen Gelehrten die Übertragung in jene Sprache zu besorgen.“

Nicht nur, dass Gailer die Idee des Comenius aufgreift, den Schulstoff durch bildliche Darstellungen näherzubringen und aktuelle Erweiterungen hinzufügt, er vertritt auch neue pädagogische Ansichten, was sich an kleinen An-

## Abschied des Lehrers.

*The farewell of the  
teacher.*

*Les adieux du  
maitre.*

I have now imparted to you, my son, the rudiments of every thing that occurs in Nature, that one meets with in the workshops of the artists, and in mercantile, and military affairs, in the learned world, in political matters, in Church, and in the school, and in the whole social life, and have given to you many useful precepts.

It now only remains for you by reading good authors to perfect yourself more fully in that which I have only superficially and piece meal introduced.

<sup>1</sup>Ich habe dir nun, mein Sohn, die ersten Begriffe von Allem beigebracht, was in der Natur, in den Werkstätten der Künstler und im Handlungsfache, im Kriegswesen, in der gelehrten Welt, in der Staatseinrichtung, in Kirche und Schule und im ganzen gesellschaftlichen Leben vorkommt, und dir viele sehr nützliche Lehren gegeben.

<sup>2</sup>Es ist nun noch übrig, daß du das, was ich dir nur flüchtig und stückweise vorgetragen habe, durch das Lesen guter Schriftsteller gründlich erlernest.

Jusqu'ici, mon fils, je vous ai donné les premières idées de tout ce que nous offre la nature; les ateliers des artistes et des hommes de métier, le commerce, l'art militaire, la république des lettres, la constitution des Etats, l'église et l'école, en un mot, toute la vie sociale; je vous ai enseigné beaucoup de choses bien utiles.

Il ne vous reste plus qu'à lire de bons auteurs, pour apprendre à fond ce que je ne vous ai enseigné qu'à la hâte et imparfaitement.

### *Valedictio magistri.*

<sup>1</sup>Hucusque, mi fili, prima quasi rudimenta omnium rerum tibi tradidi, quae in natura, in officinis artificum et opificum, in commercio, in re militari, in reipublicae disciplina, in scholis et ecclesia, nec non in omni vita communi occurrunt, multaue praecepta tibi dedi utilissima.

<sup>2</sup>Reliquum est, quae raptim tantum et carptim tibi proposui, legendis scriptoribus optimis penitus addiscas.

<sup>3</sup>Suadeo tibi autem, ut omnia ad pietatem convertas et loci illius scripturae sacrae memineris: Christi amor omni scientia potior est.

<sup>4</sup>Parce tempori et bene utere quovis momento; fuge vitium et ama virtutem, cum nobis aliquando vitae nobis datae ratio reddenda sit.

<sup>5</sup>O beatos illos, qui in his terris vires suas et animi facultates sapienter excoluerunt, qui Deum dilexerunt et pietati vere studuerunt!

<sup>6</sup>Deum propitium habebunt, et in aeternum ambrosia et nectare in caelis pascentur.

<sup>7</sup>Jam vale!

<sup>8</sup>Jehovae Zebaoth, Sanctae Trinitati individuae et benedictae laus sit et gloria in secula seculorum!

derungen zeigt, die er an den wenigen Stellen, die sich direkt mit Erziehung beschäftigen, vornimmt. Im Kapitel „Schule“ heißt es bei Comenius: „Die Schul ist eine Werkstat in welcher die jungen Gemüther zur Tugend geformt werden.“ Gailer schreibt: „Das ganze Wohl des einzelnen Menschen, ja ganzer Staaten beruht auf dem ersten Unterricht der Jugend. Daher sind öffentliche Schulen gestiftet worden, wo die jungen Gemüther in allen Dingen unterrichtet und zur Tugend angeleitet werden.“ Und weiter unten steht bei Comenius: „Etliche [Schüler] schwätzen und erzeigen sich muthwillig und unfleißig: die werden gezüchtigt mit dem Bakel und der Ruthe.“ Dagegen Gailer: „Es giebt aber auch solche, welche beständig plaudern und sich muthwillig und unfleißig zeigen, weßwegen sie oft einen Verweis oder eine Strafe erhalten.“ Wie modern die Weglassung der Züchtigung ist, kann man ermessen, wenn man bedenkt, dass noch Mitte des 20. Jahrhunderts – also 120 Jahre später – „Tatzen“ üblich waren (Tatzen waren Schläge mit einem Lineal oder Stock auf die ausgestreckte flache Hand des Schülers).

Die Spuren der Aufklärung sind nicht zu übersehen. Das erste Kapitel über Gott entfällt. Dafür liest man unter dem Frontispiz, das einen Lehrer und zwei Schüler zeigt, folgenden Vierzeiler: „Lies oft im Buche der Natur! Es zeigt dir der Gottheit Spur. Und was die Welt dir beut zur Schau, betrachte prüfend und genau!“ Und statt der üblichen Einleitung steht eine „Einladung“ (ohne Strafandrohung) in Form eines Dialogs zwischen Lehrer und Schüler:

„L. Komm her, Knabe, lerne verständig seyn!

Sch. Was heißt das: verständig seyn?

L. Alles, was nöthig ist, recht begreifen, recht thun und recht aussprechen.

Sch. Wer wird mich das lehren?

L. Ich, mit Gottes Hilfe.

Sch. Auf welche Weise?

L. Ich will dich führen durch alle Dinge; ich will dir alles zeigen, was um uns her ist, ich will dir Alles benennen.

Sch. Ey, welches Vergnügen wird mir dieses gewähren! [...]“

Im Stuttgarter Verlag von F. C. Löflund und Sohn erscheint bereits im Jahr der ersten Gailer-Ausgabe (1830) eine Parallelausgabe, in der das Französische die „tonangebende“ Sprache ist: „Nouveau Orbis Pictus à l’usage de la jeunesse [...]“. Die zweite und dritte Auflage des „Neuen Orbis Pictus“ erscheint wie erwähnt beim Verlag Johann Conrad Mäcken junior in Reutlingen. 1838 folgt dann eine vierte Auflage, die gleichlautend mit der dritten Auflage ist. Allerdings muss es schon von der dritten Auflage mindestens einen Nachdruck gegeben haben, da der Text zwar identisch ist, die Drucktypen der Titelseite jedoch in Varianten vorliegen. Weitere Auflagen oder Nachdrucke folgen, so etwa 1842 eine fünfsprachige Ausgabe, die durch eine Übersetzung ins Italienische erweitert ist. Nach Meinung des Reutlinger Lokalhistorikers Karl

Keim hat Gailers *Orbis pictus* „ohne Zweifel die Bedeutung des Reutlinger Buchdrucks im vorigen Jahrhundert vergrößert und gewiß zu dem großartigen Aufstieg einer der Buchdruckerfirmen Mäcken beigetragen. Gailer war dem Unternehmen ein besonders wertvoller Autor.“<sup>79</sup>

#### Weitere Veröffentlichungen

Nach dem großen Erfolg des *Orbis Pictus* entwickelt Eberhard Gailer eine enorme Schaffenskraft. Bei Mäcken erscheint noch 1834, also während der Arbeiten an der dritten Auflage des *Orbis Pictus*, ein 329-seitiges, leicht lesbares Geschichtsbuch: Die „Denkwürdigkeiten des Alten Roms für alle Freunde der älteren Geschichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer“. Laut Vorwort ist die „reifere Jugend“ etwa 12 bis 15 Jahre alt. 76 „lithographirte Tafeln“ begleiten folgende Themen: „Erste Periode. Rom unter den Königen; Zweite Periode. Rom als Republik; Dritte Periode. Rom unter den Kaisern; Beschreibung der Stadt Rom; Gottesdienstliche Verfassung der Römer (Höhere Gottheiten/Niedere Gottheiten); Roms Staatseinrichtung; Das römische Kriegswesen; Häusliche Verfassung der Römer“.

Durch die große Verbreitung des *Orbis Pictus* wird Gailers Name bekannt und nun scheinen sich die Verlage um ihn zu bemühen. Die nachfolgenden Veröffentlichungen werden jeweils in einem anderen Verlag publiziert. Schon 1837 erscheint bei C. F. Osiander, Tübingen, ein „Neues Fabelbuch. Eine Auswahl des Schönsten aus der Fabelwelt, in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache, für die Jugend bearbeitet von J. E. Gailer, Lehrer am Lyceum zu Tübingen. Verfasser des neuen *Orbis Pictus* etc.“. Der Aufbau entspricht dem des *Orbis Pictus*, jedoch sind nicht alle Kapitel bebildert. Immerhin ist der Band mit 36 sehr reizvollen Kupferstichen versehen. Im Vorwort werden die Leser auf Folgendes aufmerksam gemacht:

„Nichts ist der Jugend angenehmer und dringt leichter zu ihren Ohren, als Erzählungen. Diese aber sind von dreierlei Gattung, entweder aus dem Gebiete der Wahrheit, oder der Erdichtung, oder aus beidem gemischt. [...]

<sup>79</sup> Karl Keim: Gailers „*orbis pictus*“ wurde ein Bestseller, in: Reutlinger General-Anzeiger, Beilage „Unsere Heimat“, Dez. 1974. 1979 brachte Harenberg Kommunikation, Dortmund, in der Reihe „Die bibliophilen Taschenbücher“ eine verkleinerte Faksimile-Ausgabe der 3. Auflage des *Orbis pictus*, der „gemalten Welt“, heraus. 2006 preist das Erasmushaus – Haus der Bücher AG, Basel, das Werk im Internet (Zentrales Verzeichnis Antiquarischer Bücher) an: „Die verdienstvolle und erweiterte Gailersche Bearbeitung des *Orbis pictus*, ein Lehrbuch vieler Generationen, das alle Gegenstände des täglichen Lebens umfasst und die ganze Welt bildlich veranschaulicht, zählt zu den umfangreichsten und meist geschätzten Werken des 19. Jahrhunderts. [...] Gailer unternahm den Versuch, das ganze Werk nach den Bedürfnissen seiner Zeit so umzuarbeiten, dass der größte Teil als etwas ganz Neues erscheint. Die Jugend wird in die Kenntnis der Natur, der Gewerbe und Künste sowie in alle wesentlichen Dinge des täglichen Lebens eingeführt.“



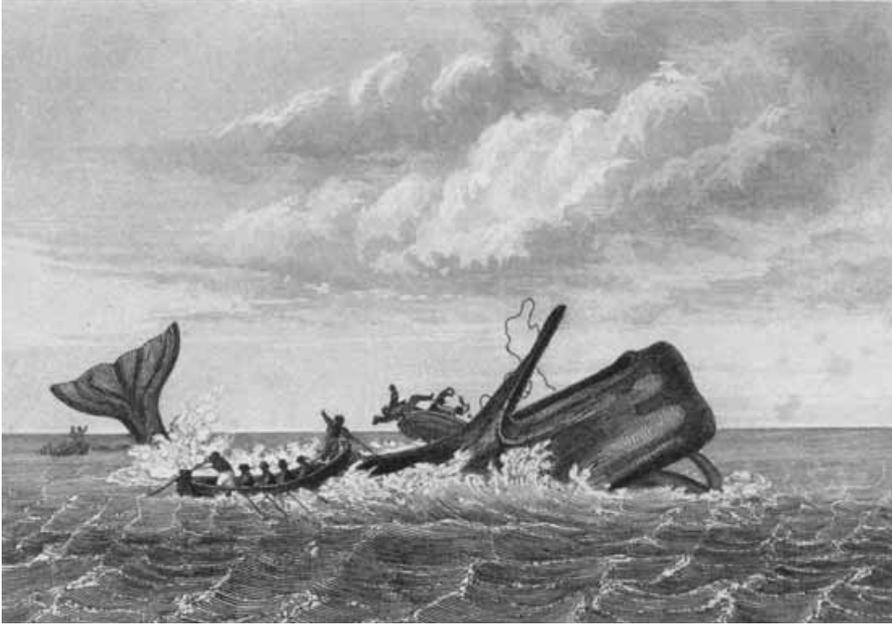
Titelseite des „Wunderbuchs für die reifere Jugend“.

durch er die Möglichkeit hat, ausführlicher seine Objekte darzustellen. Im Vorwort weist er auch auf die „heftigen Gegner des Anschauungs-Unterrichts“ hin. Es ist anzunehmen, dass seine Erfolge unter der Kollegenschaft auch auf Neider stoßen, die zudem an der früher üblichen Unterrichtsmethode festhalten und Strenge beim Einpauken bestimmter Inhalte für wichtiger halten als Verständnis für Zusammenhänge zu wecken. Einige Passagen aus dem Vorwort seien hier aufgeführt:

„Man hat sich in neuerer Zeit allgemein davon überzeugt, wie nützlich wohl geordnete Bilderwerke sind, da sie dazu dienen, der Jugend auf dem Wege der Anschauung das, was ihnen vorgetragen wird, verständlicher zu machen. [...] Auch ist die Anordnung mit Geschmack zu behandeln. Nach dem Münster in Straßburg, nach Gustav Adolph's Tod darf nicht eine Schildkröte vorgestellt und abgehandelt werden, weil dieses gegen allen Schicklichkeitssinn streitet. Wo nicht Gleiches mit Gleichem, so muß doch Ähnliches mit Ähnlichem zusammengestellt werden. Wo dieß nicht der Fall ist, kommt ein buntes Allerlei in die Köpfe hinein, das eher verwirrt, als aufklärt, und so wird dem strengen Urtheile der heftigen Gegner des Anschauungs-Unterrichts Raum gegeben. [...]

Wenn man nun fragt: Was soll der Jugend erzählt werden, um sie angenehm zu unterhalten und zweckmäßig zu belehren? so antworte ich: entweder wahre Geschichten, namentlich Züge aus der allgemeinen Weltgeschichte, oder Fabeln [...] – Besonders habe ich auch darauf Rücksicht genommen, daß Nichts in diese Sammlung aufgenommen wurde, was in irgend einer Beziehung der Schicklichkeit auch nur im Geringsten Eintracht thun könnte.“

Schon zwei Jahre später erscheint in der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung in Stuttgart das „Wunderbuch für die reifere Jugend. Eine Gallerie der merkwürdigsten und interessantesten Werke der Natur und Kunst in Erzählungen und Bildern. Zur Belehrung und Unterhaltung herausgegeben von J. E. Gailer“. Bei diesem „Wunderbuch“ verzichtet Gailer auf die Mehrsprachigkeit, wo-



Illustrationen aus dem „Wunderbuch“: Walfischfang und Tigerjagd.

Da mir aber bei der Bearbeitung des Buchs zwar der Zweck der Belehrung und angenehmer Unterhaltung, nicht aber der Anwendung bei dem Unterricht vorschwebte, wie bei meiner Umarbeitung des Comenius, so konnten und mußten fremde Sprachen wegbleiben. [... Es wurde] besondere Rücksicht darauf genommen, daß der zehnjährige Knabe den Inhalt leicht fassen, aber auch der Jüngling und Mann die Darstellung genießbar finden möchte. Ich habe bei der Bearbeitung des Buchs viele schätzbare Werke benützt; die Schreibart aber, wo ich nicht den Verfasser redend einführte, häufig so verändert, daß durch das Ganze eine Gleichmäßigkeit des Stils gewiß nicht zu verkennen ist. Außerdem sind viele eigene Zusätze, Urtheile, Bemerkungen und Reminiscenzen hinzugekommen, wo es die Deutlichkeit erforderte. Eine besonders reiche Ausbeute gewährte mir das Morgenblatt und das Ausland, welche ich fleißig benutzt habe.“

Das 448-seitige Buch ist mit 42 hübschen Kupferstichen versehen. Der Inhalt beginnt bei deutschen Städten oder Denkmälern (darunter „Lichtenstein im Württembergischen“ und „Achalm“), führt dann über Schweizer Naturschönheiten nach Spanien und Portugal, beschreibt viele Bauwerke in Frankreich und Italien, danach Beeindruckendes aus den osteuropäischen Städten und endet mit außereuropäischen Städten und Begebenheiten wie „Der Kampf des Nashorns mit dem Elephanten“, „Seilbrücken in Columbia in Südamerika“, „Der Araber und sein Kamel“, „Die Tigerjagd in einem indischen Flusse und der Schaguar“. Viele Schilderungen erwecken den Eindruck, Gailer sei selbst viel gereist und kenne das Geschilderte aus eigener Anschauung. Allerdings werden dies seine finanziellen Verhältnisse kaum zugelassen haben. Er teilt nicht die Liebe seiner Zeitgenossen für das Mittelalter (Wilhelm Grimm, von Laßberg, Scheffel, Uhland, Schwab), sondern ist fasziniert von den technischen Errungenschaften seiner Zeit. England und Schottland bilden einen Schwerpunkt. „Die Telegraphen“, „Eisenbahnen und Dampfwagen“, „Das Dampfschiff“ sind jeweils eigene ausführliche Kapitel.

Bei einigen Themen wird auf Quellen hingewiesen. Kapitel 152 der zweiten Auflage beginnt: „Da so viele von den Ländern im Norden einen höchst falschen Begriff haben, so mag hier aus der Schilderung Stockholms durch einen neueren Reisenden ein kleiner Auszug mitgetheilt werden.“ Im sehr ausführlichen Kapitel „Das alte Sparta“ ist sogar der Name des Autors genannt, des damals sehr bekannten Altphilologen und Pädagogen Friedrich Thiersch. Gailer ist auf Aktualität bedacht. Im Beitrag über den Niagara-Wasserfall steht: „Am 8. September 1827 kaufte eine Anzahl wohlhabender Bürger ein Schiff [...] um es die Strömung und den Sturz des Niagara heruntergehen zu lassen und die Probe zu machen, ob es nicht die Fahrt unversehrt zurücklegen werde.“

Ebenfalls im Jahr 1839 erscheint von Gailer ein weiteres Buch, diesmal im Reutlinger Verlag Ensslin & Laiblin: „Schilderung der denkwürdigsten Per-

sonen aller Zeiten. Als Vorübung zum Studium der allgemeinen Weltgeschichte.“ In seiner „Vorrede“ ist Gailer sehr vorsichtig gegenüber seinen Kollegen. Er rechtfertigt das Erscheinen des Buches mit der Notwendigkeit, für Kinder von zehn Jahren zu schreiben, wobei er andere Werke nicht verdrängen, sondern für die Altersstufe ergänzen will.

„Daß dies nicht nur meine Ansicht sey, [...] haben schon gar viele tiefer blickende und höher gestellte Männer zugestanden, wie denn bei der im vorigen Jahre zu Nürnberg stattgehabten Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen der rühmlichst bekannte Rector Roth daselbst sich dahin aussprach, daß für die untersten Klassen statt der Hauptbegebenheiten der allgemeinen Geschichte [...] gerade die persönlichste Geschichte geeignet sey, da sich der Knabe allein für Personen interessiere, die Zustände aber und ihre Verhältnisse wenig oder gar nicht begreife. Daß die vortreffliche Geschichte von Becker mehr für Vorgerücktere bestimmt sey, beweist uns der große Umfang dieses Werks: auch der wißbegierigste zehnjährige Knabe würde sich nicht durch zwölf Bände hindurcharbeiten, sondern gewiß schon bei der Hälfte erliegen.“

Während der *Orbis Pictus*, das Fabelbuch und das Wunderbuch auch heute noch alten und jungen Lesern Vergnügen bereiten können, ist Gailers Absicht, die „denkwürdigsten Personen aller Zeiten“ in einem Band darzustellen, weniger gelungen. Aber die „75 lithographirten Abbildungen“ machen das Buch attraktiv. Insgesamt sind auf rund 850 Seiten und in 150 Kapiteln, chronologisch angeordnet und jeweils thematisch zusammengefasst, so viele Personen aufgeführt, dass für die einzelne Beschreibung kaum Platz bleibt. Gailer merkt wohl selbst, dass er mit seinem Titel zu hoch gegriffen hat. In seinem Nachtrag führt er dichtgedrängt noch viele Personen auf, die in das Buch gehören würden. Hier ein kleiner Auszug:

„Wohl sind noch außer gar vielen Andern Hippokrates, Galenus, Boerhave, Hufeland und Hahnemann als berühmte Ärzte, Euler als Mathematiker, Hogarth, Rubens, Vandyk, Cornelius, Rembrand, David, Claude Lorrain als Maler, Dante, Ariost, Petrarka als Dichter, Canova und Thorwaldsen als Bildhauer, Racine, Corneille, Molière als Zierden der Bühnendichter, Ramler, Gleim, Geßner, Kleist, Jacobi, die beiden Stolberg, Hagedorn als Dichter, Rabener als Satyriker, Jean Paul als humoristischer Schriftsteller, Schelling und Hegel als Philosophen, die beiden Schlegel und Tieck als Schöngelster [...] zu nennen.“

Dem Nachtrag folgt eine Schlussbemerkung: „Jesus Christus, der Eck- und Schlußstein der Weltgeschichte (Petrus, Johannes, Paulus)“. Dieses letzte Kapitel nimmt über sieben Seiten ein. Ob es von Gailer geplant war oder vom Verleger gefordert wurde, sei dahingestellt.

Noch eine dritte Veröffentlichung von J. E. Gailer erscheint 1839, diesmal bei „Druck und Verlag der J. Raach’schen Buchhandlung, Gmünd & Leipzig“: „Angenehme Sprachübungen für die Jugend, oder gleichlautende und fremde Wörter in kurze, leichtfaßliche Sätze eingekleidet.“ Hier wendet sich Gailer im Vorwort an die Lehrer: „Die erste Abtheilung derselben hat den Zweck, den Kindern in gedrängter Zusammenstellung eine gründliche Anleitung zum Schreiben der gleich- und ähnlichlautenden Wörter zu geben.“ Dazu ein Beispiel, das den Aufbau des Buches zeigt: „Ob im Winter auch *Eiszacken* an den Fenstern hängen, wollen wir doch nicht *zagen*“ oder „Die Mutter bedauert es sehr, daß sie schon *zehn* von ihren *Zähnen* verloren hat“. Nach gemischten Beispielen folgen noch „Solche Wörter, welche durch die in manchen Gegenden gewöhnliche Aussprache des G wie Ch gleichlautend werden“, zum Beispiel: „Noa und seine Familie wurden in der *Arche* erhalten, weil sie keine *arge* Menschen waren.“

Dass Jakob Eberhard Gailer neben der Schultätigkeit so viele Veröffentlichungen herausbrachte, hat seinen Grund nicht nur im Mangel an geeigneten Büchern für die Jugend. Es dürften auch die finanziellen Nöte eine Rolle gespielt haben. Der Vater war 1829 gestorben und hinterließ seiner Witwe einen hohen Schuldenberg. Eberhard Gailer hat seine Mutter unterstützt und noch zu ihren Lebzeiten die Restschulden ganz übernommen. Am 31. Mai 1843 werden die Schulden der „Wittib Gailerin“ gelöscht, „die Kinder haben ihre Zustimmung zu der Übertragung gegeben“. <sup>80</sup> Laut Inventur und Teilung sind die Liegenschaften der Anna Maria Gayler, die im Juli 1844 als 85-Jährige verstirbt, etwa 705 Gulden wert. Eberhard verzichtet zugunsten seiner ledigen Schwester Ursula, die die Mutter versorgte, und zugunsten der beiden Kinder seiner verstorbenen Schwester Anna Maria auf sein Erbe.

Dass Gailer sowohl die Schulden seines Schwiegervaters als auch diejenigen seines Vaters übernimmt, lässt darauf schließen, dass er ein warmherziger, großmütiger Mann ist. Trotz vieler eigener Nöte verzichtet er auf seinen Anteil am elterlichen Haus, wohl in der Einsicht, dass seine Schwester ihn nie hätte auszahlen können, ohne das Haus zu verkaufen und somit in große Not zu geraten.

In den letzten Jahren scheinen Eberhard Gailer neben den finanziellen Nöten noch andere Sorgen zu quälen. Wie verschiedene Briefe zeigen, wird er am Tübinger Lyzeum massiv unter Druck gesetzt. Dafür mochte es verschiedene Gründe geben. Zum einen widersprechen Gailers pädagogische Prinzipien, man müsse auf das Alter der Kinder Rücksicht nehmen, wenn sie mit Freude lernen sollen, der verbreiteten Ansicht, dass der Lehrstoff eingepaukt werden müsse. Zum anderen kann Neid auf den Erfolg seiner Bücher eine Rolle spielen. Und nicht zuletzt wird durch die Gründung einer Realschule in Tübingen

---

<sup>80</sup> StadtA Rt., Inventuren und Teilungen, Bd. 147, Blatt 528.

die finanzielle Lage der Lehrer am Lyzeum sehr beeinträchtigt. Wird die verbleibende Schülerzahl in der Lateinschule auf weniger Lehrkräfte verteilt, steigt deren Gehalt. Der Rektor der Lateinschule, Professor Pahl, versetzt die guten Schüler der ersten Klasse direkt in die dritte. Dies hat zur Folge, dass die zweite Klasse Gailers immer kleiner wird. Zudem werden Gerüchte gestreut, Gailer habe sich dem Trunke ergeben.

Eberhard Gailer wendet sich am 9. Oktober 1840 an den König mit der „allerunterthänigsten Bitte um Übertragung der in Crailsheim vakanten Lehrstelle der lateinischen Schule“, u. a. mit dem Hinweis, „daß ich, was hauptsächlich in der geringen Schülerzahl begründet ist, keine Privatstunden mehr habe, welche mir früher bei meinen durch unglückliche Familienumstände von Nagold aus beschränkten Vermögensverhältnissen große Erleichterung verschafften.“<sup>81</sup> In einem Anhang begründet er seine Eingabe und nimmt Stellung zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen:

„Als bei der letzten Visitation meiner Sache Herr Professor Tafel, als interimistischer Kreis-Schul-Inspektor, seinen Beifall über meine Methode laut gegen mich äußerte und sich auch mit den Fortschritten meiner fast durchaus mittelmäßigen und gering begabten Schüler zufrieden zeigte, so erblickte ich darin einen neuen Hoffnungsstrahl, kaum aber waren einige Tage verflossen, als unerwartet eine drohende Wolke heranzog, indem allerlei Klagen gegen mich erhoben wurden, welche theilweise etwas Wahres an sich tragen, theilweise aber übertrieben, oder gar aus einer ganz unlauteren Quelle hergeleitet sind. So wird mir, wer die Familienverhältnisse von Seiten meiner Frau kennt, gewiß die Schuld an meinen mißlichen Vermögensumständen nicht allein aufbürden wollen. Ich darf wohl annehmen, daß von einigen mir nicht sehr günstigen Personen jeder meiner Schritte mit Argusaugen bewacht und der geringsten Sache eine Wichtigkeit gegeben wird, sobald sie nur im Mindesten geeignet ist, ein ungünstiges Licht auf mich zu werfen. Bei einer solchen Intention darf wohl nicht jede Anklage für völlig gegründet gehalten werden, wie das beifolgende Zeugniß, von achtbaren Personen ausgestellt, klar beweist. Absichtlich habe ich es nur von den Eltern der vornehmeren Schüler meiner Klasse unterschreiben lassen: es würden es alle recht gern gethan haben.

Ich richte nun die gehorsamste Bitte an dieselben, gefälligst dahin zu wirken, daß ich, womöglich, recht bald von hier versetzt werde, sey es als wirklicher oder provisorischer Präceptor, oder mit Beibehaltung meines Titels als Schullehrer in einem größeren oder kleineren Orte, wo ich Gelegenheit hätte, in alten Sprachen, im Französischen und in Realien sowie im Klavierspielen Unterricht zu geben; am angenehmsten wäre mir immer die 3te Klasse eines Gymnasiums oder Lyceums gewesen. Wollen dieselben nur

---

<sup>81</sup> StA Ludwigsburg, E 203 I Bü. 477 (Personalakte E. Gailer).

auf irgend eine Weise bewirken, daß ich von Tübingen wegkomme, wo mir der Boden unter den Füßen brennt! Immer werden mir die Beweise der Gewogenheit in Erinnerung bleiben, welche ich von jeher von Eurer Hochwürden erfahren habe. Sollte meine Sache bereits so stehen, daß ich gar keine Versetzung mehr hoffen dürfte, so würde ich auch in eine Kanzlei eintreten; doch nicht als Diarist, sondern mit dem Titel Cancellist. Insofern ich schon 30 Jahre als öffentlicher Lehrer angestellt bin, meine Anstellung in Ludwigsburg, Winnenden und Berneck mit eingerechnet, so glaube ich einigen Anspruch auf eine gnädige Rücksicht machen zu können. Da ich im Latein ganz bewandert zu sein glaube, das Griechische, worin mich dieselben 1815 prüften, nicht vernachlässigt habe und im Hebräischen bald auch wieder etwas vorwärts kommen wollte, so habe ich den Versuch gemacht, ob ich nicht nach Crailsheim kommen könnte. Indem ich denselben mein Exhibitum zusende, um es, wenn es nicht unpassend wäre, gefälligst vorzulegen, empfehle ich mich und meine Familie Ihrer gütigen Fürsprache und bin mit tiefer Hochachtung Eurer Hochwürden geh. Praeceptor Gailer."

Dieser erschütternde Brief zeigt die seelische Not, in der sich Gailer durch das Verhalten seiner Kollegen befindet. Wohl auf Anfrage sendet der Rektor des Tübinger Lyzeums, Professor Pahl, am 14. November 1840 einen ausführlichen Bericht<sup>82</sup> an den Königlichen Studienrat in Stuttgart, dem die Aufsicht über das höhere Schulwesen obliegt. Gailer habe 1822 das Präzeptorat der zweiten Klasse übernommen und in den ersten acht Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit unterrichtet, auch sei er bei der Bürgerschaft sehr beliebt gewesen. Durch die Übernahme einer Schuld von 700 oder 800 Gulden für seinen Schwiegervater, nicht durch eigenen Verbrauch, und durch den Abgang von Schülern zur neugegründeten Tübinger Realschule sei er in finanzielle Bedrängnis geraten, aus der er sich trotz einer später erfolgten Gehaltszulage nicht habe befreien können:

„Von dem Zeitpunkt aber, wo die Realschule vom Lyceum getrennt wurde im Herbst 1836, mit welcher Trennung eine empfindliche Schmälerung seines Einkommens durch den Schulgeldausfall wenigstens periodisch eintrat (im Jahr 1838 wurde ihm eine Entschädigung bewilligt) fieng sein Glückstern an unterzugehen und der gute Genius ihn zu verlassen. [...] Es ließ sich dies um so weniger erwarten als Gailer, da er in Gesellschaften beliebt war, den gesellschaftlichen Genüssen, wenn auch ohne Verletzung des Anstandes, doch mehr Geld zu opfern schien. Der Verdruß [...] verleitete ihn zum Schulden machen und zum Nebenerwerb, den er in einer bald sehr fruchtbaren Schriftstellerei zu finden suchte.“

---

<sup>82</sup> Ebd.

Es sei aber, so berichtet der Rektor, dann auch das Gerücht entstanden, das er anfänglich für übertrieben gehalten habe, dass Gailer sich dem Trunke ergebe, „daß der Unterricht in schläfriger Weise“ geführt werde. Ab 1839 sei Gailer, wie die Visitation der Klasse ergeben habe, wieder fleißiger und steter geworden.

Am 31. März 1841 meldet dann Pahl jedoch dem Studienrat, dass er Gailer bei der mündlichen Semestralprüfung der zweiten Klasse „im Stande der Volltrunkenheit“ angetroffen habe, und beantragt seine sofortige Suspension. Am 27. April macht Pahl „dem wohlloblichen Stiftungsrath“ die Anzeige, dass Präzeptor Gailer am Lyzeum in Folge der wider ihn geführten Disziplinaruntersuchung vorläufig von seinen Funktionen entbunden werde. Am 30. August meldet er dem Studienrat, dass Gailer seit seiner Suspension völlig zurückgezogen lebe, gänzlich verarmt sei und seine Beschäftigung in Lektüre, aber auch in Schriftstellerei („besonders für Zeitungen und Wochenblätter etc.“) sowie in der Korrektur von Druckschriften bestehe. Zwei Tage später schreibt Rektor Pahl dann an den Tübinger Stiftungsrat einen „Bericht über die IIte Classe (des Praeceptor Gailer) am Lyceum“: „[. . .] da, soviel ich weiß, die Anzahl der Lyceal-Klassen auf 3 im Sinne der Behörden liegt, so dürfte ihrer Anwendung, vorausgesetzt, daß Gailer hier nicht mehr angestellt würde, was auf jeden Fall als unthunlich erscheinen dürfte, kein bedeutendes Hinderniß im Wege stehen.“

Die Entwürfe dieser Schreiben<sup>83</sup> zeigen viele Streichungen und eingefügte Korrekturen; die Formulierung machte Rektor Pahl offenbar große Mühe. Die Personalakte Gailer im Ludwigsburger Staatsarchiv<sup>84</sup> enthält noch weitere Schreiben mit Anschuldigungen, aber auch etliche, die Gailers Meinung vertreten, dass böswillige Übertreibungen und nicht objektive Tatsachen verbreitet werden, zumal viele von seiner Trunksucht reden, aber niemand einen Ort oder ein Datum nennen könne, wann er Gailer je betrunken angetroffen habe.

Im Januar 1842 wird Gailer auf das Präzeptorat zu Großbottwar mit 465 Gulden Gehalt bei freier Wohnung versetzt. Als Rektor Pahl durch Gailers Ausscheiden sein Ziel erreicht hat, werden seine Berichte über ihn außerordentlich positiv und auch das Zeugnis enthält überall die Note „gut“; selbst in der Spalte „Amtsführung“ ist zu lesen: „Lehrgabe gut, Tätigkeit und Gewissenhaftigkeit gut, Betragen gut.“<sup>85</sup> Die Vorgänge in Tübingen haben Gailer jedoch zermürbt: In Großbottwar muss er schon ab November 1844 durch einen Präzeptoratsverweser vertreten werden.<sup>86</sup> Im April 1845 richtet er an den König ein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand. Zur Begrün-

<sup>83</sup> StadtA Tübingen, A 70/2709.

<sup>84</sup> StA Ludwigsburg, E 203 I Bü. 477.

<sup>85</sup> Ebd.

<sup>86</sup> StadtA Großbottwar, Nr. 256, 1/2/3.

„die Überzeugung erlangt, wegen des ihn am 27. Sept. vorigen Jahres betroffenen Schlagflusses, der eine starke Schwächung seiner Geisteskräfte, insbesondere aber seines Gedächtnisses zur Folge gehabt, wahrscheinlich nie mehr einer Klasse vorstehen zu können.“<sup>87</sup> Vom 1. Juli 1845 an wird Gailer ein Ruhegehalt von 408 Gulden 40 Kreuzer gewährt.

Trotz seiner Erkrankung kommt 1846 eine weitere Veröffentlichung von ihm heraus, an der er vermutlich schon einige Jahre gearbeitet hat. Es ist eine umfangreiche, mehr als 900 Seiten starke „Neue Encyclopädie für die gereifere Jugend oder gründlicher Inbegriff der wichtigsten Kenntnisse aus dem reichen Gebiete menschlichen Wissens“, die im Verlag von Johann Ulrich Landherr in Heilbronn erscheint. Welche seiner bisherigen Bücher er für die wichtigsten hält, ist daraus ersichtlich, dass er unter seinen Namen „Verfasser des Neuen Orbis Pictus und des Alten Roms“ setzt. Im Vorwort versichert er, dass er dachte, „von jedem Fache immer das hineinbringen zu müssen, was von jedem 14–16-jährigen Jüngling gefordert werden kann. [...] Mit der Geographie habe ich bei jedem Staate eine geschichtliche Skizze verbunden, weil ich überzeugt bin, daß der Gegenstand ohne dieselbe zu trocken erscheinen möchte, das Geschichtliche aber dadurch noch interessanter wird.“

Der Inhalt ist in zwei „Bände“ gegliedert. Der erste enthält die Kapitel I. Geschichte, II. Astronomie, III. Geographie oder Erdbeschreibung, IV. Physik oder Naturlehre, V. Die Formen- oder Raumlehre. Im zweiten Band folgen VI. Naturgeschichte mit den Bereichen Mineral-, Pflanzen- und Tierreich, VII. Logik oder Vernunftlehre und Psychologie, sodann Naturgeschichte des Menschen, VIII. Mythologie, IX. Deutsche Sprachlehre, X. Ökonomie und Technologie sowie zum Schluss XI. Religion.

1850 bringt Heinrich Laupp in Tübingen noch einmal die Sammlung der Exercitien von 1830 heraus. Die Veröffentlichung des letzten Buches hat der Autor wohl nicht mehr erlebt. Jakob Eberhard Gailer ist am 14. Januar 1850 in Tübingen gestorben. Auch wenn er nicht immer seine pädagogischen Ideen in die Praxis umsetzen konnte, so war er doch einer der Ersten, der altersgemäße Lektüre zur Erleichterung des Unterrichts schuf.

## Nachfahren der Familie Gayler in Reutlingen

Die drei Vettern Gayler im Reutlingen des 19. Jahrhunderts haben eines gemeinsam: Sie griffen selbst zur Feder oder gaben Anthologien heraus, wenn sie Literatur zu bestimmten Themen oder für spezielle Zielgruppen vermissen. Christoph Friedrich Gaylers „Historische Denkwürdigkeiten“ sind noch heute ein Grundlagenwerk. Jakob Eberhard Gailers „Orbis pictus“ wurde in

<sup>87</sup> StA Ludwigsburg, E 203 I Bü. 477.

einer verkleinerten Faksimile-Ausgabe Ende der 1970er Jahre sogar in die Reihe „Die bibliophilen Taschenbücher“ aufgenommen. Die Anthologien Johann Jakob Gaylers wurden zu seinen Lebzeiten und noch Jahrzehnte danach in vielen Auflagen und Nachdrucken verbreitet. Von verschiedenen Liederbüchern wurden 1995 Mikrofilme im Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg angefertigt.<sup>88</sup>

Zum Schluss sei noch ein kurzer Blick auf die Nachkommen mit dem Namen Gayler geworfen:<sup>89</sup>

Christoph Friedrich Gayler hatte fünf Kinder, wovon nur drei das Erwachsenenalter erreichten. Sohn Christoph Ludwig starb 25-jährig in Buenos Aires. Die Tochter Luise Florida heiratete 1843 den Pfarrer Karl Ehrhardt, der in Hochdorf bei Vaihingen und zuletzt in Holzelfingen tätig war. Deren Tochter Luise lebte mit einem Pfarrer verheiratet in Schlesien. Friedrichs zweite Tochter, Emma, blieb unverheiratet und starb 1907 in Reutlingen.

Jakob Eberhard Gailer hatte zwei Söhne und eine Tochter, alle in Nagold geboren. Der Älteste, Hermann Friedrich Wilhelm (1817–1890), wurde Buchbinder, verheiratete sich in Paris und hatte vier Töchter. Sohn Karl Albert (1819–1885) wurde zunächst Konditor in Oberurbach und kehrte dann nach Nagold zurück, wo er auch als Gemeinderat tätig war. Er hatte einen Sohn Eberhard, der als Apotheker 1915 in Stuttgart unvermählt starb.<sup>90</sup> Die Tochter Pauline Wilhelmine (1832–1904) blieb ebenfalls unverheiratet.

Sowohl von Friedrich Gayler als auch von Eberhard Gailer gibt es also keine Nachkommen mehr in Reutlingen. Die heute noch zumindest den älteren Reutlingern bekannten Gayler gehen alle auf Johann Jakob Gayler zurück. Wie oben beschrieben, starben zwei der sechs Söhne, die das Erwachsenenalter erreichten, relativ jung, bevor sie eine Familie gegründet hatten. J. J. Gaylers ältester Sohn Julius hatte einen Sohn, der nach Amerika auswanderte, und zwei Töchter, von denen die eine ledig blieb und die andere nach Stuttgart heiratete. Ein Nachkomme des Sohnes, Noel Gayler, wurde in den 1960er Jahren Admiral der Pazifikflotte und unterstützte nach seiner Pensionierung eine Gruppe amerikanischer Atomkraftgegner, was für einen ehemaligen General ungewöhnlich ist. Ludwig, der zweite Sohn J. J. Gaylers, wanderte mit seiner Frau und sechs Kindern nach New York aus; über deren Nachkommen ist nichts bekannt. Die Kinder von Karl, dem Buchbinder, lebten in Esslingen; hier erwähnt sei Arthur Gayler, der wieder nach Reutlingen zog und ab 1925 die Maschinenfabrik zum Bruderhaus leitete.

Von Viktor und Augustes vier Söhnen blieb der Jüngste unverheiratet. Theodor, der Älteste, heiratete in Pfullingen Helene Knapp, die Tochter des Inhabers der Leinenzwirnerei und Nähfadenfabrik. Seine Familie wurde durch die

<sup>88</sup> Deutsches Volksliedarchiv Freiburg, z. B. Sign. MF 44/95, MF 43/95.

<sup>89</sup> Dt. Geschlechterbuch, Bd. 41 (wie Anm. 1), S. 170 ff.

<sup>90</sup> Ortssippenbuch Nagold, siehe Anm. 76.



*Carl Schmalz*  
vom Theaterstr.

REUTLINGEN  
Kaiserstr. 31.



Electra *Gust. Reh*  
STUTTGART, Esslingerstr. 41 part.

Links: Dr. Julius Gayler (1862–1944) mit Frau Mina geb. Beckh und den Kindern Curt, Berta, Alice und Margot (um 1902). – Rechts: Pfarrer Emil Gayler (1865–1930) mit Julie geb. Gminder und den Söhnen Julius und Victor (um 1904).

Kriege im 20. Jahrhundert am stärksten betroffen: Der erste Sohn fiel im Ersten, vier Enkel im Zweiten Weltkrieg. Tochter Hedwig wurde die zweite Frau von Professor Dr. Otto Johannsen, dem bedeutenden Leiter des Reutlinger Textiltechnikums; die andere Tochter, Hilda Herklotz, deren drei Söhne im Krieg fielen, war Mitbegründerin der Reutlinger Waldorfschule. Sohn Albert übernahm die elterliche Fadenfabrik. Dessen Tochter Brigitte gründete mit ihrem Mann Günther Neske einen Verlag; Sohn Erhard wurde Architekt, der die Renovierung der Pfullinger Klosterkirche übernahm. Seine Witwe und die Tochter leben noch in Pfullingen als Träger des Namens Gayler.

Viktors zweiter Sohn war Sanitätsrat Dr. Julius Gayler, dessen Sohn Dr. Curt Gayler lange Zeit der einzige Kinderarzt in Reutlingen war. Eine Tochter, Alice, heiratete Ulrich Knapp, 25 Jahre lang Vorsitzender des Reutlinger Geschichtsvereins und maßgeblich an der Gründung des Heimatmuseums beteiligt. Eine Enkelin wurde die Frau von Dr. Johann Jakob Sommer, dem wir viele genealogische Beiträge in den Reutlinger Geschichtsblättern verdanken. Der Sohn von Curt Gayler, Joachim, lebt in Wuppertal; seine Kinder sind unverheiratet und kinderlos.

Der dritte Sohn von Viktor und Auguste war Pfarrer Emil Gayler, der seine Berufszeit in Aufhausen, Langenbrand und Stammheim verbrachte. Von seinen drei Söhnen blieben zwei kinderlos. Der dritte, Dr. Viktor Gayler, benannt nach seinem Großvater, kehrte als Zahnarzt nach Reutlingen zurück. Von seinen drei Kindern lebt Tochter Brigitte nach ihrer Berufstätigkeit wieder in Reutlingen (sie ist eine der Autorinnen dieses Beitrags), Sohn Wolfgang war rund 40 Jahre als Dirigent an der Nürnberger Oper tätig, der jüngere Sohn Jörg als Physiker bei DESY in Hamburg. Die Familien leben in Bayern und Norddeutschland. Es ist absehbar, dass nach rund 700 Jahren der Name Gayler aus Reutlingen verschwunden sein wird – Nachkommen von J. J. Gayler gibt es hier dennoch: Sie heißen Clausnizer, Jäger, Knapp, Pfeifle, Sommer oder Tiersch.

## Anhang

**Übersicht über die den Autorinnen bekanntgewordenen Publikationen der drei Vettern Gayler, jeweils chronologisch nach Erscheinungsjahr aufgeführt:**

### Christoph Friedrich Gayler (1780–1849)

Der neue Bund. Ein Konfirmationsgeschenk für die gebildete Jugend von C. F. G. Theol. Cand., Reutlingen, in der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung. o. J. 12 S.

Die Erscheinung. Ein Gedicht über Unsterblichkeit. Von Conrector Gailer zu Reutlingen. Als Zugabe zu C. A. Tiedge's Urania. 1816. 12 S.

Trauer-Cantate bei der Todtenfeier Ihrer Majestät der Königin Katharina von Württemberg, am 7. März 1819. Verfaßt von Professor C. F. Gayler. In Musik gesetzt von Hofsänger Decker. Reutlingen, mit F. W. G. Stahl'schen Schriften. 1819. 8 S.

Die Deutsche Deklination mit besonderer Rücksicht auf den schwäbischen Dialekt; gegründet auf sorgfältige Darstellung der Wortform; nebst einem Anhang über die Interpunktion. Von Prof. Gayler, Archidiacon. zu Reutlingen. Reutlingen in der B. G. Kurtz'schen Verlagshandlung. Stuttgart, in Commission bei Paul Neff. 1835. 158 S.

Particularum Graeci Sermonis negativarum: οὐ et μή, οὐ μή et μή οὐ accurata disputatio, locupletissimo documentorum ex omni aevi scriptoribus collectorum apparatu exornata; cui accedit, ubi opus est, et Modorum et Temporum hoc in genere usitatorum diligens inquisitio; auctore C. F. Gayler, Prof. et eccles. Reutlingensis Archidiacono. Tubingae et Lipsiae, apud C. F. Oslander, Bibliopolam Univers. Tubing. 1836. 447 S.

Rede am Lieder-Fest zu Reutlingen, den 29. Juni 1837. Gehalten von Prof. Gayler, Archidiaconus. Gedruckt bei Friedrich Schradin. 1837. 7 S.

Historische Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm, mit besonderer Rücksicht auf die Urgeschichte der Umgebungen derselben, nebst zwei Zugaben, einer historischen Darstellung des hiesigen Bades, und der alten Sitte, warm zu baden; historischen Notizen über Lichtenstein, und einer Beschreibung der Nebelhöhle, von Prof. Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Mit zwei lithographirten Abbildungen, die Achalm und Lichtenstein vorstellend. Reutlingen, Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin. 1840. 216 S.

Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, itzt Königlich Württembergischen Kreisstadt, Reutlingen vom Ursprung an bis zu Ende der Reformation 1577, größtentheils aus Akten und Manuskripten gezogen, in so fern auch ein Beitrag zur allgemeinen Reformationsgeschichte Deutschlands, von Professor Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Reutlingen, Verlag der B. G. Kurtz'schen Buchhandlung. 1840. 722 S.

Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache für Volksschulen; von Professor Gayler, Archidiaconus. Reutlingen, Verlag der B. G. Kurtz'schen Buchhandlung. 1841. 16 S.

Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, itzt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen vom dritten Viertel des 16ten bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Nebst einem Anhang von 1789 bis 1803. Von Professor Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Reutlingen, Druck und Verlag von Fleischhauer und Spohn. 1845. 364 S.

Ausführliche und gründliche Anleitung zu einer sicheren und leichten Kenntnis des Geschlechts der französischen Hauptwörter zum Gebrauch für Schulen mit besonderer Rücksicht auf zweckmäßiges Memoriren der Hauptwörter, bearbeitet von Professor Gayler, Archidiaconus zu Reutlingen. Reutlingen, Verlag von Fleischhauer & Spohn. 1846. 45 S.

### **Johann Jakob Gayler (1785–1867), Pseudonym J. J. Algier**

Südteutsche Thalia, enthaltend eine Sammlung der auserlesensten Gesänge deutscher Dichter. Zur Beförderung wahren Frohsinns in Cirkeln der Freundschaft und Vertraulichkeit. Reutlingen, in der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung. 1814. XVI und 575 S. – 4 Auflagen.

Südteutsche Thalia, enthaltend eine Sammlung der auserlesensten Gesänge deutscher Dichter. Zur Beförderung wahren Frohsinns in Circeln der Freundschaft und Vertraulichkeit. Zweiter vermehrter und verbesserter Abdruck. Reutlingen und Leipzig, Verlag des literarischen Comptoirs. 1819. 731 S.

Norddeutsche Thalia (Inhalt und Titel identisch), Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1819. 731 S.

Neuer Liederkranz, gewunden für Fröhliche, von dem Sammler der süddeutschen Thalia. Reutlingen, in der J. N. Ensslinschen Buchhandlung. 1827. 485 S.

Neuer Liederkranz, gewunden für Fröhliche von F. H. Schulze [Pseudonym von Gayler?]. Tübingen 1827 auf Kosten des Verfassers (in Commission bei H. Vogler in Leer und Leipzig). 485 S.

Neue Süddeutsche Thalia. Eine Sammlung auserlesener Gesänge und Volkslieder für Frohgesinnte. Reutlingen, Druck und Verlag von Ensslin und Laiblin. 1837. 447 S.

Neuer Anekdotenfreund in Prosa und Versen. Ein Buch voll treffenden Witzes und heiterer Laune. Von J. J. Algier. Reutlingen, Original-Verlag von Fleischhauer und Spohn. 1838. 192 S.

Universal-Liederbuch. Weltlicher Liederschatz für Deutschlands Gesangsfreunde. Eine Sammlung von mehr als 1600 auserlesenen Liedern, älterer und neuester Zeit, zur Erholung und Belebung geselliger Freuden von J. J. Algier, dem Verfasser der süddeutschen Thalia und anderen Liederbüchern, unter mittelbarer Mitwirkung zahlreicher Singvereine. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn. 1841. 932 S.

Allgemeines Gesellschafts-Liederbuch. Enthaltend: das Beste, Beliebteste und Neueste von Deutschlands gefeierten Sängern. Gesammelt und herausgegeben von J. J. Algier. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 1841. 372 S.

Neuester Liederkranz für den fröhlichen Sänger. Aus den beliebtesten älteren, neueren und neuesten Gesängen gewunden. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 1841. 172 S. – 2. Auflage 1846; 3. Auflage 1854.

Neues Volks-Liederbuch. Eine Sammlung der in den mittleren und niederen Ständen beliebtesten Lieder und Gesänge. Reutlingen, Verlag von Fleischhauer & Spohn. 1841. 108 S. – 2. Auflage 1842; 3. Auflage 1845.

Neues Volks-Liederbuch. Eine Sammlung der beliebtesten Lieder und Gesänge. Von J. J. Algier, Herausgeber verschiedener Liederbücher. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 1841. 108 S. – 3. Auflage 1846; 16. Auflage 1874.

Balladenbibliographie. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 1841. 932 S.<sup>91</sup>

---

<sup>91</sup> Im Internet gefunden unter J. J. Algier, mit der Anmerkung: „durch Kolporteur in die 100 000 verbreitet“.

Universal-Taschenliederbuch mit mehr als 700 Liedern für alle Stände. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 1849. – 2. Auflage 1850; 4. Auflage 1854; 8. Auflage 1876. 572 S. – 9. Auflage 1897 unter dem Titel: Neuestes allgemeines Taschenliederbuch. Vaterlands-, Soldaten-, Turner-, Studenten- und Volkslieder. 361 S.

Neuestes Räthseltaschenbuch mit mehr als 1000 Räthseln, Charaden, Logogryphen, Anagrammen, Calembours, Räthselfragen und Rechnungs-Räthseln. Gesammelt von J.J. Algier. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 1851. – 4. Auflage 1864. 252 S. – 5. bis 8. Auflage mit 1650 Rätseln 1867, 1871, 1875, 1885; Nachdruck der 8. Auflage 1895.

Witz und Laune. Anekdoten für alle Stände in drei Gaben. Von J.J. Algier. Reutlingen, Verlag Fleischhauer u. Spohn. 1854. 252 S. – Weitere Auflagen 1856, 1860, 1864; 9. Auflage 1895.

\*Fremdwörterbuch. Erklärung der im Umgange und Geschäftsleben häufig vorkommenden fremdartigen Wörter. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn. 1858. 102 S. – 2. Auflage 1868; 3. Auflage 1877.<sup>92</sup>

\*Conversations-Lexikon. Ein neues, bequemes Nachschlagbuch, das Interessanteste des menschlichen Wissens in 25 000 Artikeln enthaltend. Nebst Fremdwörterbuch. Unter Mitwirkung des Kanzleirath Huber. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn. 1858. 634 S.

Deklamierbuch. Scherz und Ernst zur Belustigung und Unterhaltung von J.J. Algier. Reutlingen, Verlag Fleischhauer und Spohn. 1859. 504 S. – 8. Auflage 1891.

Der Taschenspieler oder magisches Quodlibet für gesellige Kreise. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. Erscheinungsjahr unbekannt. Weitere Auflagen 1870, (184 S.), 1874, 1891, 1895.

Rosen und Vergißmeinnicht. Denkmal der Liebe und Freundschaft für Stammbücher. Aus den besten Schriftstellern gewählt und herausgegeben von Theodor Hold. Vermehrt und verbessert von J.J. Algier. Reutlingen, Verlag Fleischhauer & Spohn. 4. Auflage 1855, 191 S.; 5. Auflage 1860; 9. Auflage 1880.

### **Jakob Eberhard Gailer (1792–1850)**

Geographischer und geschichtlicher Räthselkranz für Freunde Württembergs eingeflochten von E. G., Tübingen, bei Christian Richter. 1826. 96 S.

<sup>92</sup> Die mit Sternchen versehenen Titel wurden im „Gesamtverzeichnis des Deutschen Schrifttums 1700–1910“, 1979 (161 Bände), gefunden. Sie konnten nicht überprüft werden.

Katechetische Abhandlung der lateinischen Redetheile mit stufenmäßig fortschreitenden Beispielen zur Composition nebst einer Folge von zusammenhängenden leichten Exercitien von J. E. Gailer, Präceptor der zweiten Classe des Lyceums in Tübingen. Tübingen, bei Ludwig Friedrich Fues. 1827. 200 S.

Sammlung leichter und lehrreicher Exercitien zur lateinischen Composition, mit unterlegten Wörtern und Redensarten für Knaben von 8–11 Jahren. Tübingen, bei Heinrich Laupp. 1830. 264 S. – Weitere Auflage 1850.

Neuer Orbis Pictus für die Jugend oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens in 316 lithographirten Abbildungen mit genauer Erklärung in deutscher, lateinischer und französischer Sprache nach der früheren Anlage des Comenius bearbeitet und dem jetzigen Zeitbedürfnisse gemäß eingerichtet von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. 1. Auflage Stuttgart, Verlag von F. C. Löflund und Sohn. 1830. 533 S. – Alle weiteren Auflagen beim Verlag der lithographischen Anstalt und Verlagsbuchhandlung von Johann Conrad Mäcken jun. in Reutlingen. 2. Auflage 1833; 3. Auflage 1835; 4. Auflage 1837; 5. Auflage 1842. 788 S.<sup>93</sup>

Denkwürdigkeiten des Alten Roms für alle Freunde der älteren Geschichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. Zwei Abteilungen mit 76 lithographirten Tafeln. Reutlingen, Verlag der Lithographischen Anstalt von Joh. Conrad Mäcken jun. 1834. 337 S.

Neues Fabelbuch. Eine Auswahl des Schönsten aus der Fabelwelt, in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache, für die Jugend bearbeitet von J. E. Gailer, Lehrer am Lyceum zu Tübingen. Verfasser des neuen Orbis Pictus etc. Mit 36 Kupfern. Tübingen, Verlag von C. F. Osiander. 1837. 319 S.

Wunderbuch für die reifere Jugend. Eine Gallerie der merkwürdigsten und interessantesten Werke der Natur und Kunst in Erzählungen und Bildern. Zur Belehrung und Unterhaltung herausgegeben von J. E. Gailer, Verfasser des neuen Orbis Pictus. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. 1839. 448 S. – 2. verbesserte Auflage mit 42 Abbildungen 1842.

Schilderung der denkwürdigsten Personen aller Zeiten. Als Vorübung zum Studium der allgemeinen Weltgeschichte. Von J. E. Gailer, Verfasser des Neuen Orbis Pictus. Mit 75 lithographirten Abbildungen. Reutlingen, Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin. 1839. 858 S.

<sup>93</sup> In der 1. und 2. Auflage stehen die Sprachen Latein, Deutsch und Französisch in Spalten nebeneinander. In der 3. Aufl. steht Englisch in der ersten Spalte neben Deutsch und Französisch, die lateinische Übersetzung folgt jeweils dahinter. Die 5. Aufl. ist fünfsprachig, mit Italienisch.

Angenehme Sprachübungen für die Jugend, oder gleichlautende und fremde Wörter in kurze, leichtfaßliche Sätze eingekleidet nebst einem Anhang von Eigennamen, herausgegeben von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. Gmünd & Leipzig, Druck und Verlag der J. Raach'schen Buchhandlung. 1839. 310 S.

Neue leichte Exercitien zum Behufe der lateinischen Composition, in lehrreichen und angenehmen Erzählungen und Fabeln. Mit einem Anhang von Certirübungen und anderen praktischen Beigaben für Knaben von 8–11 Jahren. Ulm, Ebner'sche Buchhandlung. 1842.

Neue Encyklopädie für die gereifere Jugend oder gründlicher Inbegriff der wichtigsten Kenntnisse aus dem reichen Gebiete menschlichen Wissens, von J. E. Gailer, Verfasser des Neuen Orbis Pictus und des Alten Roms. Heilbronn, Verlag von Johann Ulrich Landherr. 1846. 2 Bände in einem: 1. Band 455 S., 2. Band 483 S.

## Winand Victor – Maler in Reutlingen

Von Reinbert Tabbert

Der Maler Winand Victor, der 1918 in der Nähe Aachens geboren wurde und seit 1949 in Reutlingen lebt, kann auf ein umfangreiches und vielgestaltiges Werk zurückblicken. Sich selbst hat er selten dargestellt. Doch sind die Selbstbildnisse geeignet, mit dem Künstler und seinem Werk bekanntzumachen, zumal sie aus verschiedenen Schaffensphasen stammen.

### Selbstdarstellungen

Die Porträts zeugen weniger von Selbstgewissheit als von Selbstvergewisserung, nicht von einem In-Szene-Setzen, sondern von einem Gefühl des Ausgesetztseins. Das gilt besonders für drei der Bilder, die angesichts existentieller Gefährdungen entstanden sind.

Das erste Bild (*Abb. 1*) ist von dokumentarischer Authentizität. Der Düsseldorfener Kunststudent hat es als Soldat in Russland gezeichnet und durch alle Wirren des Krieges hindurch bewahrt. Nicht nur Bücher, auch Bilder können ihre Geschichte haben: Es ist, als hätte Victor mit diesem Bild seinen Kopf gerettet. Mit Bleistift auf billigem, inzwischen vergilbtem Papier festgehalten, blicken die Augen mit großem Ernst aus dem verschatteten Gesicht. Dieser Ernst wird für das Leben und das Werk Winand Victors bestimmend bleiben und ihn von dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, zu dem sein Metier leicht verführt, fernhalten. Wichtig bleiben wird auch das Material, dem sich ein Bild verdankt. Weiß der Künstler in der Mangelsituation des Krieges die traditionellen Mittel Bleistift und Papier zu schätzen, so wird er in einer Zeit des Überflusses Materialien, die als wertlos gelten, überraschend zum Bestandteil einer Collage oder eines Gemäldes machen.

Das zweite der ausgewählten Bildnisse (*Abb. 2*), „Selbst in der Drehtür“ (1987), ist mit Öl auf Holz gemalt und gehört zu der umfangreichen Werkgruppe der Stadtbilder, zu der es einen eigenen Ausstellungskatalog gibt.<sup>1</sup> Das große Gemälde, das im Eingangsbereich der Stadtbibliothek Reutlingen öffentlich zugänglich ist, stellt eine Rückenansicht dar: ein Herr in blauem Regenmantel, die blaue Mütze auf grauem Haar, von der Straße aus eine Drehtür

<sup>1</sup> Winand Victor: Stadtbilder, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus, Reutlingen 1990, S. 87.



Abb. 1: Selbstbildnis (vor 1945). Bleistift auf Papier.



Abb. 2: Selbst in der Drehtür (1987). Öl auf Holz.

mit der Hand ins Gebäudeinnere stoßend. In dem umgebenden Glas spiegelt sich zweimal sein Kopf, einwärts im Profil, auswärts verschwommen en face. Hier präsentiert sich Victor in einem Ausschnitt fortgeschrittener Zivilisation. Dabei sieht er sich als einen Menschen unserer Zeit, der befürchten muss, sich selbst in einer sekundären Welt verlorenzugehen. Kein Blick mehr in die Augen des Betrachters, sondern nur Reflexe des Gesichts im Glas, das in Metallrahmen gefasst ist, die sich zur Kreuzform fügen. Mitmenschen sind rechts von der Drehtür ausschließlich in der spiegelnden Fassade präsent, jeder für sich, ob zu Fuß, im Auto oder im Omnibus. Es ist ein weiter Weg von der gezeichneten Selbstbehauptung des ersten jungen Mannes im Krieg zu der Rückenansicht des Städtebewohners in einer Spiegelwelt.

In einem großen Bild von 2006 (Abb. 3) tritt uns, mit Öl auf Leinwand gemalt, der 88-Jährige in schwarzem Hut und Wintermantel entgegen, langsamen Schritts, gestützt auf einen Stock. Die Welt, zumal die gesellschaftliche Welt, scheint von ihm abgefallen. Sein Schatten verliert sich hinter ihm wie in grauem Nebel. Um die Jahrhundertwende hat der Maler damit begonnen, weiträumige kosmische Landschaften zu entwerfen. Sieht er sich selber nun auf dem Weg durch eine solche Landschaft? Wenn diese Deutung zutrifft, dann zeigt sich an den drei Selbstdarstellungen eine thematische Ausweitung in konzentrischen Kreisen: von dem auf sich gestellten Einzelnen über die

fragmentierte gesellschaftliche Welt zur Offenheit des kosmischen Raumes. Das Ich scheint sich gleichzubleiben als ein ernsthaft fragendes; was sich verändert, das ist die Welt, die es umgibt, und das sind die künstlerischen Mittel, mit denen der Maler seine Auseinandersetzung artikuliert.

Was Victor über den Tag hinaus zu sagen hat, das formuliert er fast ausnahmslos in der Sprache der Bilder. Selbst deren Titel, zumal wenn sie poetische Vorstellungen wecken, stammen oft nicht von ihm, sondern von ihm Nahestehenden oder von schreibenden Freunden. Erläuterungen, die über das rein Informativische hinausgehen, überlässt er vollends anderen. Als Interpreten schätzt er die Kulturjournalisten Willy Leygraf (dem er bis zu dessen Tod freundschaftlich verbunden war) und Rainer Zerbst sowie die Kunsthistoriker Karin von Maur, Adolf Smitmans und Klaus Lankheit.

### Von Aachen nach Reutlingen

Der Maler, der im Vorland der Schwäbischen Alb sesshaft geworden ist, wuchs in dem Dreiländereck bei Aachen auf. Als ich ihn einmal fragte, ob für das Bild, dessen Sujet mit dem Titel „Blaue Blume“ (1976) bezeichnet wird, aber auch an ein Bergmassiv denken lässt, Mörikes Beschreibung der Alb als „einer wundersamen blauen Mauer“ eine Rolle gespielt haben könnte,<sup>2</sup> sagte er, dass er sich als Kind von der Bläue der fernen Eifelberge angezogen fühlte. Blau ist denn auch die Farbe, die er besonders liebt.

Winand Victor stammt aus einer alteingesessenen Aachener Familie.<sup>3</sup> Geboren wurde er am 13. Januar 1918 in dem nordöstlich von Aachen gelegenen niederländischen Schaesberg, wo sein Vater Winand Victor senior (1886–1949) als Maschinenbauingenieur für eine Bergwerksgesellschaft arbeitete. Seine Mutter, eine geborene Karoline Wurz (1882–1966), war eine Bauerntochter aus dem Dorf Leiberstung bei Baden-Baden. Beide elterlichen Familien waren katholisch, doch hat sich der Maler nie konfessionell gebunden gefühlt. Was die Künste betrifft, so gab es in der väterlichen Linie eine ausgeprägte Neigung zur Musik. Der Vater spielte Orgel und Klavier, und der Urgroßvater Johann Winand Victor (1824–1897), zunächst Lehrer, dann angesehenen Rendant der städtischen Kassenverbände, gründete den Gesangver-

<sup>2</sup> Der Zufall wollte es, dass Victors Bild in demselben Jahr entstand, in dem in der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ ein Artikel über seine graphischen Blätter erschien, die einen Bezug zur Alb haben, und vom Verfasser dieses Beitrags ein Artikel über die Darstellung der Alb bei Mörike. Vgl. Willy Leygraf: Spuren und Funde – Der Maler Winand Victor, in: Schwäbische Heimat 27. Jg. (1976), Heft 3, S. 202–206, und Reinbert Tabbert: Mörikes Lob der Alb, ebd., S. 199–201.

<sup>3</sup> Auskünfte über die Familie Victor verdanke ich der Aachener Drogistin und Künstlerin Helga Victor (1939–2007), deren Großvater ein Bruder von Winand Victors Großvater war, sowie dem Stadtarchiv Aachen.



Abb. 3: Selbstbildnis (2006). Öl auf Leinwand.

ein Concordia und förderte eine Aachener Musikbegabung: den späteren Dirigenten und Komponisten Leo Blech. Der Großvater Hubert Leopold Victor (1862–1917), Besitzer einer Druckerei, die später zu einer Verlagsbuchhandlung erweitert wurde, stand der Literatur nahe. Zwei seiner fünf Kinder machten die Musik zu ihrem Beruf, Luise Elise Maria als Pianistin und Leopoldine Anna Maria als Opernsängerin.

Winand Anton Maria Victor (wie sein vollständiger Name lautet) war das mittlere von sieben Kindern. Drei Schwestern waren älter als er, zwei Schwestern und ein Bruder jünger. Victor besuchte die niederländische Grundschule in Schaesberg und das Gymnasium in Aachen. Es kam ihm zugute, dass der Vater neben der Neigung zur Musik auch Interesse an Bildern hatte. Denn die erkennbare Begabung des Gymnasiasten wurde dadurch gefördert, dass er ab 1932 an Abendkursen der Aachener Kunstgewerbeschule teilnehmen konnte und ab 1935 Privatunterricht bei dem Maler Josef Mataré erhielt, Bruder des Bildhauers Ewald Mataré. 1937 begann Victor das Studium an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf. Sein Lehrer war Martin Paatz. Als Stipendiat für zwei Monate am Starnberger See, bot sich ihm die Gelegenheit zu einem Augen öffnenden Vergleich: In München sah er in einer Ausstellung, was im Dritten Reich als Kunst erwartet wurde, und er sah Gemälde von Albrecht Altdorfer.

1940 wird der Kunststudent zum Militärdienst einberufen. Als Soldat erlebt er die Schrecken des Krieges von Jugoslawien bis Stalingrad. Während sein Bruder nicht mehr aus dem Krieg zurückkehrt, gerät er selbst im Mai 1945 in russische Gefangenschaft und wird im September entlassen. 1970 hat Wolfgang Kircher, ein Ludwigsburger Rechtsanwalt, für sich und Victor notiert, wie er Anfang 1945 in einer Kaserne den „unsoldatischen“ Soldaten Victor kennenlernte, den „Kerl, der sogar hier aus seiner geradezu herausfordernden Berufsbezeichnung ‚Maler‘ keinen Hehl machte.“ „Wir gingen in einem Rhythmus“, schreibt er von einem gemeinsamen Gang durch Frühlingswiesen, „den ich nicht mehr gewohnt war (konntest Du eigentlich jemals marschieren?), wir sprachen in einer Diktion, die nicht mehr reglementiert war.“ Ja, Kircher weiß noch, „wie Du mit harten und ganz hübsch gefährlichen Defaitismen um Dich wirfst.“<sup>4</sup>

Der 27-jährige Heimkehrer gelangt im Herbst 1945 zu den Eltern, die es in die Heimat der Mutter verschlagen hat, ins badische Ettenheim. Er malt im Austausch gegen Naturalien vor allem Porträts, ist aber froh, sich 1948 der Künstlergemeinschaft im Kloster Bernstein bei Sulz anschließen zu können. Den Lebensunterhalt verdient er nun zusammen mit dem Malerkollegen Lothar Quinte und der Holzschnitzerin Liselotte Vohdin als wandernder

---

<sup>4</sup> In Victors Privatbesitz.

Handpuppenspieler. 1949 heiratet er Liselotte Vohdin und zieht mit ihr in ihr elterliches Haus in Reutlingen.

Die Vohdins sind eine weit in die Reutlinger Stadtgeschichte zurückreichende Familie, aus der ursprünglich vor allem Handwerker hervorgingen, in neuerer Zeit aber auch künstlerische Begabungen.<sup>5</sup> Vor Liselotte, die sich als Holzschnitzerin ausbilden ließ, aber nach ihrer Heirat als Volksschullehrerin arbeitete, war ihr Großvater Wilhelm Vohdin (1855–1916) eine solche Begabung. Ebenfalls in der Volksschule tätig, hat er sich in Reutlingen einen Namen als Zeichner gemacht. Ein ausgewiesener Maler war Christoph Vohdin (1900–1934), der jüngste Sohn von Wilhelms Bruder Christoph, der nach Zürich ausgewandert ist. Er wurde 1978 in den „Reutlinger Geschichtsblättern“ vorgestellt,<sup>6</sup> in einem Artikel, in dem auch von Liselotte und Winand Victor die Rede ist.<sup>7</sup> Ein Gemälde Christoph Vohdins ist im Besitz der Familie Victor.

Die künstlerischen Neigungen der Familien Victor und Vohdin finden in den beiden Töchtern von Winand und Liselotte Victor eine Fortsetzung: Marion Victor (\*1949), ausgebildete Kunsterzieherin und promovierte Romanistin, leitet den Verlag der Autoren in Frankfurt, und Winni Victor (\*1951) ist Theaterregisseurin. Was in den beiden als Neigung angelegt ist, das wurde in der Lebenswelt ihrer Eltern immer wieder angeregt. Beide sind, zumal als Kinder, nicht nur von ihrem Vater dargestellt worden, sondern auch von dessen Freunden – so Winni in einem Porträt von Fritz Ketz und Marion in einem Märchen von Günter Bruno Fuchs. Letzteres findet sich in dem schönen Band „Bis zur Türklinke reiche ich schon“<sup>8</sup>, der Kindheit vor Augen führt, wie sie in Bildern von Winand Victor und in Prosa und Versen von Günter Bruno Fuchs in Erscheinung tritt.

## Künstler, die aus dem Krieg kamen

Im Garten seiner Schwiegereltern in der Reutlinger Ulrichstraße 5 errichtet Victor ein Atelier, immer wieder bangend, ob die finanziellen Mittel ausreichen, um das Baumaterial zu beschaffen und die Helfer zu entlohnen. 1951 ist der Bau fertig. 1952 kommt es zur Begegnung mit einem Freundespaar, die das Atelier zu einem Treffpunkt der Künste werden lässt. Victor erinnert sich:

<sup>5</sup> Reinhold Kocher: Die Vohdins in Reutlingen und ihre Ausstrahlung, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 17 (1978), H. 2, S. 61–88.

<sup>6</sup> Ebd., bes. S. 77–88.

<sup>7</sup> Ebd., S. 68 und 81.

<sup>8</sup> Günter Bruno Fuchs; Winand Victor: Bis zur Türklinke reiche ich schon, Bremen 1985, S. 10 ff.

In der Wilhelmstraße vor dem Lindenbrunnen standen sie und redeten, laut und unbekümmert und selbstsicher. Sie waren anders als die Menschen, die mir bisher in Reutlingen begegnet waren. Die beiden Männer waren Richard Salis und Günter Bruno Fuchs, damals im Sommer 1952 waren sie 20 [richtig: 21] und 24 Jahre alt. [...] G. B. Fuchs suchte ein Zimmer. Ich bot ihm eine vorübergehende Bleibe in meinem Atelier an. Er willigte sofort ein.<sup>9</sup>

Richard Salis hatte es aus dem zerbombten Stettin über Schleswig-Holstein nach Reutlingen verschlagen, und der Berliner G. B. Fuchs, der das Kriegsende als junger Soldat erlebt hatte, war der Aufforderung des Freundes gefolgt, ebenfalls nach Reutlingen zu kommen. Salis arbeitete dort als gelernter Sandformer in einer Gießerei, Fuchs dann als Werklehrer im Lehrlingswohnheim der Bruderhaus-Stiftung. Was die beiden umtrieb, das war, dichtend ihren Vorbildern Borchert, Rilke und Heine nachzueifern.<sup>10</sup> Victor bietet ihnen nun die Möglichkeit, ihre Texte zu Gehör zu bringen. Bei Treffen in seinem Atelier gesellen sich bald hinzu: der Journalist Werner Dohm, der Graphiker und Schriftsteller Dietrich Kirsch, der Schriftsteller Gerhard Blind, der Maler Fritz Ketz, der Musiker Walter Hecklinger, der Studienrat Rudolf Paul und der Südwestfunk-Redakteur Willy Leygraf. Die meisten von ihnen sind infolge des Krieges nach Reutlingen gelangt. Verbunden fühlen sie sich durch das Bewusstsein der zurückliegenden Schrecken von Krieg und Nazi-Herrschaft. Dem Kreis von auswärts verbunden sind der Romancier Martin Gregor-Dellin (Weißenfels, DDR) und der Lyriker und Kunsttheoretiker Kurt Leonhard (Esslingen), den Victor seit seiner Zeit in Bernstein kennt.<sup>11</sup>

Mit wechselnder Herausgeberschaft gehen aus diesem Kreis Zeitschriften hervor, die meist von kurzer Dauer sind: „Der Türklopfer“ (1952), „Ruf und Antwort“ (1952), „Visum“ (1957/58). Die literarisch-graphische Flugschrift „telegramme“ bringt es immerhin auf 15 Nummern (hrsg. von Victor, Kirsch und Fuchs, 1954–1958). Alle diese Publikationen werden, „schon im Titel erkennbar, als Botschaften verstanden, als Botschaften an einzelne“.<sup>12</sup> Zwei Beiträge Winand Victors zu den „telegrammen“ zeigen das Engagement der Gruppe: in Nr. 1 die Graphik eines Schweißstuchs mit schemenhaftem Gesichtsabdruck und der Unterschrift „den toten der gewalt“, in Nr. 7 die

<sup>9</sup> Winand Victor, in: Brigitte Bausinger: Literatur in Reutlingen, Reutlingen 1996, S. 122.

<sup>10</sup> Vgl. die Werkausgaben Günter Bruno Fuchs: Werke in drei Bänden, hrsg. v. Winfried Ihrig, München, Wien 1990–1995; Richard Salis: Mit der gefiederten Schlange. Gedichte, Prosa, Aphorismen, hrsg. v. Theodor Karst u. Reinbert Tabbert, Tübingen 2001.

<sup>11</sup> Eine ausführliche Darstellung des Kreises bei Reinbert Tabbert: Der Künstlerkreis um Winand Victor – Eine Dokumentation, in: Schwäbische Heimat 54. Jg. (2003), Heft 3, S. 320–329.

<sup>12</sup> Dietrich Segebrecht: Beruf: „Maurer, nun Schriftsteller“. Günter Bruno Fuchs in Reutlingen, 1952–1958. Spuren 17, Marbach 1992, S. 13.

Reproduktion eines Gemäldes, das eine ausgemergelte Frau mit Judenstern darstellt, ergänzt durch ein KZ-Einweisungsformular. 1955 erscheint im Mitteldeutschen Verlag, Halle, lektoriert von Martin Gregor-Dellin, der Band „Fenster und Weg“, der Gedichte von G. B. Fuchs, Richard Salis und Dietrich Kirsch enthält und Monotypien von Winand Victor.

1956 veranstalten Victor und seine malenden und schreibenden Freunde eine Ausstellung mit begleitender Lesung in München. Im selben und im folgenden Jahr beteiligen sie sich an dem Jugend-Festspieltreffen in Bayreuth, „Höhepunkt und Ende der ‚telegramm-gruppe‘“, wie Martin Gregor-Dellin rückblickend feststellt.<sup>13</sup> Der Leiter des Jugend-Festspieltreffens Herbert Barth sieht in einem Katalog-Vorwort das Wirken der „telegramm-gruppe“ in einer „Epoche menschlicher Selbstentfremdung“:

Was uns die telegramm-gruppe in ihrer Ausstellung und in ihren Autoren-Lesungen darbietet, sind Zeugnisse eines künstlerischen Ausdrucksvermögens der jungen Generation, die nicht an den Erscheinungen unserer Zeit vorbeireden und sich mit einem arkadischen Zustand zufrieden geben will. Sie ist [...] zutiefst angerührt von dem, was mit dem Menschen in dieser Zeit geschieht. Sie ist skeptisch gegenüber jenen Bekundungen, mit denen der Mensch für allzu vergängliche Existenzformen präpariert, gebrauchsfertig gemacht wird.<sup>14</sup>

Was hier gemeint ist, zeigt Victors Beitrag zum Ausstellungskatalog: das Bild eines einbeinigen Mannes, der sich auf eine Krücke stützt und Mundharmonika spielt, betitelt „Pan im Hinterhof“ (1957).<sup>15</sup> Damit wird buchstäblich „Arkadisches“ in Frage gestellt.

Der Schriftsteller Günter Bruno Fuchs, der in einer Besprechung des Bandes „Fenster und Weg“ als „die stärkste Potenz“ der drei beteiligten Poeten bezeichnet wurde,<sup>16</sup> kehrte 1958 in seine Heimatstadt Berlin zurück und fand dort endgültig den Ton, der ihm einen Platz in der Literaturgeschichte sicherte. Seine Beziehung zu Richard Salis, der dann vor allem als Zeitschriftenmacher hervortrat („alternative“, 1958–1960; „reutlinger drucke“, 1966–1986), hatte sich abgekühlt.<sup>17</sup> Die Freundschaft des ebenso unsteten wie ideensprühenden Schriftstellers zu dem bedächtigen, zehn Jahre älteren Maler aber hielt

<sup>13</sup> Geleitwort von Martin Gregor-Dellin, in: Winand Victor: Bilder. Text Willy Leygraf, Stuttgart 1983, S. 8.

<sup>14</sup> Herbert Barth: Vorwort, in: Internationale Kunstaussstellung Bayreuth 1957, Reutlingen 1957, S. 5.

<sup>15</sup> Ebd., S. 25. Siehe auch Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 23, und Victor, Stadtbilder (wie Anm. 1), S. 15.

<sup>16</sup> D. Segebrecht (wie Anm. 12), S. 10.

<sup>17</sup> Reinbert Tabbert: Poetische Freundschaftsgesten. Zum 70. Geburtstag von Richard Salis, in: Literaturblatt für Baden und Württemberg 2/2001, S. 10 f.

bis zu Fuchsens Tod. Ein Brief, den Fuchs dem Freund und seiner Frau nach einem Besuch in Reutlingen schrieb, bezieht sich auf die Zeit, als Fuchs in Reutlingen-Sondelfingen wohnte, und zeugt in witzig-melancholischem Ton von persönlicher Verbundenheit:

Berlin, 5.12.67

Lieber Winand, liebe Lilo,

Sehr schön war's bei Euch, sehr melancholisch, sehr und sehr. Die wenigen Stunden machten hinterher erst von sich reden, das ganze eigenartig-schöne, traurige und herzliche Leben damals (und vor allem jenes, wie's nun auftaucht in unseren kläglichen Erinnerungen) war natürlich erst Tage danach, Wochen nach dieser kurzen Reise in die Bärenhöhle der Vergangenheit wieder ins Eigenleben zurückgekehrt und spukt also noch immer (oder seitdem: nun wieder) in Ringelreihen mit Euch und den anderen (ratlosen und rastlosen) Freunden durch mein stilles Sondelfinger Traumkabinett.

Immerhin, ich war doch glücklich zu rekapitulieren, dass ich damals in diesem Neckargemäuer recht glücklich gewesen war. Das Naturtheater meines (flexiblen, in Leinen gebundenen) Lebens hatte sich einer einstigen Aufführung nicht zu schämen brauchen. Der Fortgang allerdings, die Vorstellung zweiter Folge, ein neuerliches Wohnen unter der Achalm und neben dem Café am Leonhardsplatz, brächte ein totales Fortschwimmen meiner sämtlichen Kalbfelle zustande, müsste auch so komisch wirken wie ein Turner mit weißem Bart, in der Mitte gescheitelt. [. . .]<sup>18</sup>

Fuchs münzt hier, was ihm aus seiner Zeit im Vorland der Schwäbischen Alb einfällt, zu ironisch-nostalgischen Metaphern um: von der Bärenhöhle, über Sondelfinger Wohnung und Naturtheater bis zum Namen des Oberbürgermeisters Kalbfell. Auf einem Foto von 1967 (*Abb. 4*), auf dem Victor und Fuchs als Sängerpaar auf der Schwäbischen Alb posieren, zeigt sich Victor vom Witz des Freundes erheitert, der seinerseits ernsthaft den Opernsänger mimt, der er gern gewesen wäre. Als Fuchs dann 1977 allzu früh stirbt, widmet ihm Victor das Bild „In Memoriam G.B.F.“, auf dem bis hinein in die Strukturierung durch notdürftig zusammengehaltene Risse etwas von der Zerrissenheit und Verletzlichkeit des dargestellten Mannes sichtbar wird.<sup>19</sup> Doch kann wohl auch ein Widerschein Fuchs'schen Witzes darin gesehen werden, dass Victor dem als trinkfreudig bekannten Freund eine Flasche in die Hand gibt und im linken oberen Bildeck das Signet eines die Beine in die Luft streckenden Fuchses einzeichnet – bei aller Trauer eine Art nachgetragener Heiterkeit.

<sup>18</sup> In Victors Privatbesitz.

<sup>19</sup> Reproduziert in: Victor, *Bilder*, 1983 (wie Anm. 13), S. 119, und in: Winand Victor: *Dem Leben auf der Spur*. Mit einer Einführung von Rainer Zerbst, München 1998, S. 76.



Abb. 4: Winand Victor und Günter Bruno Fuchs im Jahr 1967.

Für heutige Reutlinger mag es auffallend sein, dass zu den Künstlern, die bei den Victors zusammenkamen, nicht der Holzschneider HAP Grieshaber gehörte, obwohl er ihnen als kritischer Kriegsheimkehrer nahestand. Tatsächlich hatte Victor dem bedrängt wohnenden Künstlerkollegen angeboten, in seinem Atelier zu arbeiten; und dort erschienen denn auch die poetisch-programmatischen Falbblätter, die Grieshaber als Lehrer an der Bernsteinschule (1951–1953) unter dem Aufdruck „berneinschule prise de position“ herausgab. Doch zog es Grieshaber offenbar vor, in dem Refugium auf der Achalm sein eigener Herr zu sein.

Victor hat einmal von einer Begebenheit erzählt, die ein bezeichnendes Licht nicht nur auf den Nachkriegsoberbürgermeister Oskar Kalbfell wirft, sondern auch auf das Verhältnis zwischen den beiden Reutlinger Künstlern. Eines Tages berichtete Grieshaber dem Kollegen, der Oberbürgermeister habe ihn gebeten, ein Bild von ihm zu malen. Er sei an diesem Auftrag nicht interessiert, vielleicht aber ja Victor. Als Victor, der auf solche Arbeiten angewiesen war, bei Kalbfell vorsprach, schüttelte sich der vor Lachen: Er habe nur beweisen wollen, dass Grieshaber gar nicht fähig sei, ihn zu malen, und das sei hiermit geschehen. Victor und Grieshaber – vielleicht sagt schon die Lage ihrer Wohn- und Schaffensstätte etwas über sie aus: der eine zwar an der

Peripherie, aber doch verbunden mit der Stadt, der andere „auf dem schönsten Berg der Alb“ (wie er schrieb<sup>20</sup>) hoch darüber.

## Menschen- und Städtebilder

Victor arbeitet in seinem Atelier, wie es Martin Gregor-Dellin formuliert hat, „meist unbeobachtet und in einer mit erstaunlicher Beharrlichkeit durchgehaltenen, gänzlich unredseligen Einsamkeit.“<sup>21</sup> Und doch sucht dieser Maler immer wieder das menschliche Miteinander – in der Künstlergemeinschaft Bernstein, in der Familie und in dem Freundeskreis im eigenen Atelier.

Einsame Menschen treten uns auf den Bildern der frühen Jahre entgegen: traurig den Blick abgewandt, wenn es sich um Erwachsene handelt (Arbeitermädchen, Harlekin, Christusfigur, Jüdin, Absinthtrinker); vor sich hinräumend oder vertrauensvoll den Betrachter anschauend, wenn es Kinder sind. Früh schon erscheint die menschliche Gestalt in Verbindung mit dem Sujet der Stadt: einer regenrauen Straßenschlucht, auf deren Grund zwei winzige Figuren dahintreiben (Vorstadt, 1954), einer schwarzweißen Ruinensilhouette auf glühendem Rot, davor ein aschgrauer einbeiniger Flötenspieler (Der arme Spielmann, 1958), einer grünlich überschimmelten Ziegelwand, von der sich ein Mädchengesicht fast nur durch seine roten Lippen abhebt (Kind vor Mauer, 1958).<sup>22</sup> Was den Menschen auf diesen Bildern begegnet, das ist keine Stätte, die zu freundlichem Gemeinschaftsleben einlädt.

Aber es gibt auch die gemalte Erinnerung an die Anziehungskraft, die von der Stadt einmal ausging. „Ankunft vor der Stadt“ (1956) ist der Titel einer Komposition in Öl auf Hartfaser, die Victor so viel bedeutet, dass er sie in seinem Wohnzimmer hängen hat (*Abb. 5*). Mehrfach wurde das Bild interpretiert,<sup>23</sup> doch ist bisher nie erwähnt worden, dass es ein berühmtes Renaissance-Gemälde paraphrasiert: Giorgiones „Das Gewitter“ (um 1508).<sup>24</sup> Die beiden Bilder gleichen sich darin, dass in einer südländischen Landschaft eine Dreieckskonstellation erscheint: im Vordergrund ein Mann und eine (wenig oder gar nicht bekleidete) Frau, im Hintergrund über ihnen die hohen Häuser einer Stadt am Berghang. Aber während bei Giorgione der Mann stattliche Kleidung

<sup>20</sup> Zit. bei B. Bausinger (wie Anm. 9), S. 152.

<sup>21</sup> M. Gregor-Dellin in: Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 8.

<sup>22</sup> Mit Reproduktionen bei Reinbert Tabbert: Von der Schönheit und Verletzlichkeit der Städte: Bilder Winand Victors 1954–2001, in: Scheidewege 34 (2004/2005), S. 193–211.

<sup>23</sup> W. Leygraf in: Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 19; R. Zerbst in: Victor, Dem Leben auf der Spur, 1998 (wie Anm. 19), S. 10; R. Tabbert, Künstlerkreis um W. Victor (wie Anm. 11), S. 324.

<sup>24</sup> Reproduktion und Kommentar bei E. H. Gombrich: Die Geschichte der Kunst. Frankfurt 16<sup>1997</sup>, S. 328 ff. Ich verdanke den Hinweis auf Giorgione meiner Kollegin Renate Overbeck.



Abb. 5: Ankunft vor der Stadt (1956). Öl auf Hartfaser.

trägt, stolz eine Lanze hält und interessiert zu der kauernenden Frau hinüberschaut, die Frau ihrerseits ein Kind stillt und beide von der blitzerhellten Stadt umfangen werden, ist bei Victor der Mann ein zerlumpter Einbeiniger, der sich auf eine Krücke stützt, zwar ein Blasinstrument in der Rechten hält, aber sorgenvoll zurückblickt, und nimmt sich die Frau schimärenhaft unwirklich aus, verdoppelt wie in einem Spiegelbild, das in das kulissenhaft anmutende Stadtprofil übergeht. Die epochale Bedeutung von Giorgiones Gemälde umreißt E. H. Gombrich mit dem Satz: „Wir bekommen das Gefühl, dass Giorgione im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen nicht erst die Figuren und Gegenstände gezeichnet hat, um sie dann im Raume zu verteilen, sondern dass für ihn wirklich die gesamte Natur, die Erde, die Bäume, das Licht, die Luft, die Wolken und die Menschen mit ihren Städten eins waren.“<sup>25</sup> In Victors Bild

<sup>25</sup> Ebd., S. 331.

gibt es ein solches Einssein nicht mehr. Wie durch geschliffenes rötlich braunes Glas gesehen, verschmilzt zwar der doppelte Frauenakt mit der umgebenden Landschaft, aber der schwärzlich braun konturierte Mann hebt sich davon ab wie harte Realität von einem Phantasma. Das Bild „Ankunft vor der Stadt“ konkretisiert also nicht nur – inhaltlich – das Gefühl des Ausgeschlossenseins eines Kriegsheimkehrers, sondern auch – mit formalen Mitteln – die Empfindung einer Kluft zwischen der grausamen Wirklichkeit jüngst erfahrener Verstümmelung und der Schönheit einer Welt, wie es sie nur (noch) in der Kunst oder in Wunschträumen gibt. In dem zögernd erhobenen einfachen Musikinstrument in der Mitte des Bildes könnte man die Andeutung einer Überbrückung sehen (wie bei Giorgione eine tatsächlich Brücke die Bildmitte einnimmt).

Der Bezug auf ein Meisterwerk der Vergangenheit, der später in der sogenannten Postmoderne als ironisches Spiel betrieben wird, schärft bei Victor den Blick für das, was ist, und das, was verlorenging. Weniger subtil als in der betrachteten Nachkriegskomposition geschieht dies in dem Bild „Adam und Eva. Hommage à Albrecht Dürer“ (1969), in dem Victor die wiedergegebenen Dürer’schen Gestalten mit technoiden Partikeln collagiert: der Mensch als Maschinenwesen.<sup>26</sup> In den 1970er Jahren sind dem Künstler dann Hervorbringungen der Vergangenheit nicht mehr Folie für eine problematisch gewordene Gegenwart, sondern der Erinnerung um ihrer selbst willen wert, die freilich Probleme nicht ausspart. Victor sieht nun die Stadt nicht nur als ein Sujet der Malerei, sondern zugleich als ein Subjekt der Geschichte.

Den Anstoß gab der Prager Frühling von 1968, in dem die Bürger eines Landes in ihrer Hauptstadt eine freie Form des Sozialismus zu verwirklichen suchten. Menschheitsgeschichte, die sich in einer großen Stadt kristallisiert – aus diesem Ansatz hat Victor unter dem Titel „Elf Städte“ (1972) eine Mappe mit Farbradierungen geschaffen, die zehn Metropolen von Jerusalem bis Prag gewidmet sind, erweitert um ein Blatt zu dem Ort seines Schaffens: Reutlingen. Der Künstler repräsentiert die Stadt jeweils durch einen Stadtplan, der auf eine ortstypische farbige Unterlage appliziert ist (Berlin auf eine preußischblaue Schale, New York auf einen Golddollar, Kairo auf den sandfarbenen Schattenriss des Nofretete-Kopfes). Ergänzende Merkmale bringen gelegentlich Ironie ins Spiel, so wenn die Seen im janusköpfig gezeichneten Berlin nach Ost und West ausgestreckten Zungen gleichen. G. B. Fuchs hat in Prosaglossen zu den elf Blättern das ironische Spiel weitergetrieben.<sup>27</sup> Reutlinger können sich über das Blatt freuen, das den vertrauten Stadtplan auf einem ockerfarbenen Lederstück zeigt, abgehoben von einem überdimensionierten schwarzen Ammoniten (*Abb. 6*).<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Reproduktion in: Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 89.

<sup>27</sup> G. B. Fuchs, Werke (wie Anm. 10), Bd. 2, S. 454–460.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu W. Leygraf, Der Maler W. Victor (wie Anm. 2), S. 205 f.



Abb. 6: Reutlingen. Aus „Elf Städte“ (1972). Farbradierung.

Nach einem Studienaufenthalt in Florenz hat Victor dieser Stadt als dem Ursprungsort neuzeitlicher Kunst eine eigene Mappe gewidmet: „O Firenze“ (1977). 15 Blätter erinnern mit jeweils anderer graphischer Technik an die architektonischen und bildnerischen Meisterwerke der Stadt und machen zugleich auf deren Gefährdung aufmerksam. So markieren auf dem Blatt „Der Turm von Giotto“ hinzugefügte Linien die vollendeten Proportionen des mit feinem Strich gezeichneten Campaniles und verweist die Einrahmung durch angebrannt wirkende Zeitungsausschnitte auf die Bedrohung durch Industrie und Verkehr.<sup>29</sup> Klaus Lankheit hat das kostbare Mappenwerk detailliert beschrieben, einschließlich der angewandten Techniken, und er würdigt dessen „stille, wahrhaft ‚besinnliche‘ Kunst. Die Vorbilder sind verfremdet, aber nie entstellt. Die Ergriffenheit vor dem Ursprungswerk bleibt stets spürbar.“<sup>30</sup>

Menschenbilder der 1970er Jahre zeigen zwar wiedererkennbare Individuen, aber durch die Behandlung des Materials – Acryl auf eingerissenem und/oder geknittertem Papier, angebracht auf Leinwand – ist ihnen gemeinsam der Eindruck von Verletzlichkeit. Das gilt besonders für das schon erwähnte gemalte Requiem „In Memoriam G.B.F.“, aber ebenfalls für das Bild der Ehefrau, „Liselotte“ (1978)<sup>31</sup>, und das im selben Jahr entstandene „Selbstbildnis“. Auch als Victor sich nun für längere Zeit dem Sujet der modernen Großstadt zuwendet, stellt er seine Menschenansammlungen auf Treppen und an Ampeln zunächst auf geknittertem Papier dar. Eindrucksvoll etwa das Bild „Wartende“ (1981), das ein Mädchen auf den Betrachter zugehen lässt, hinter sich die Rücken wartender Erwachsener – eine zeitgemäße Abwandlung des früheren Bildes „Kind vor Mauer“ (1958).

Schon bald wird die Vorstellung von Verletzlichkeit thematisch, insofern die Großstadtbilder von spiegelnden Fassaden und Schaufenstern beherrscht sind, die nicht nur Wirklichkeit sich in schönem Schein verflüchtigen lassen, sondern auch von Fragilität zeugen. Zwei der Gemälde sind in Reutlingen öffentlich zugänglich: „Selbst in der Drehtür“, wie erwähnt, in der Stadtbibliothek und „Transparent“ (1990) im Eingangsbereich des Kreiskrankenhauses. Karin von Maur hat diese Werkgruppe kunstgeschichtlich eingeordnet: „Mit seinen Stadtbildern hat Victor das alte Thema von August Mackes ‚Hutladenbildern‘ wieder belebt und höchst differenziert in unsere Zeit überführt.“<sup>32</sup> Einen kühnen Vergleich stellt Adolf Smitmans an, wenn er Victors Straßenbilder der 80er Jahre zu niederländischen Stillleben des 17. Jahrhunderts in Beziehung setzt, denen sie nicht nur in ihren nuancierten Farbabstufungen glichen,

<sup>29</sup> R. Tabbert, *Bilder W. Victors 1954–2001* (wie Anm. 22), S. 200 und 203.

<sup>30</sup> Klaus Lankheit: Ein Künstler sieht Florenz, in: Jürgen H. Ecker (Hrsg.), *Handbuch für den Graphikkäufer*, Homburg/Saar 1985, S. 47.

<sup>31</sup> Reproduziert in: Victor, *Dem Leben auf der Spur*, 1998 (wie Anm. 19), S. 4.

<sup>32</sup> Karin von Maur: *Laudatio für Winand Victor* in der Galerie Valentien am 17. September 2006 (unveröffentlicht).

sondern auch in dem zugrundeliegenden Vanitasgedanken.<sup>33</sup> Mit dieser Deutung vertieft er den ersten Eindruck von der „einsamen Masse“ (David Riesman), der sich angesichts der dargestellten, stumm in der Bewegung erstarrten Menschen einstellt. In der Graphikmappe „Spiegelungen“ (1988) wird nicht nur das Motiv der Spiegelung aufgenommen, sondern auch der Gedanke der Vergänglichkeit, expliziert in begleitenden literarischen Texten.

1988 malt Victor eine bekannte Straße in Rom, „Via Condotti“, spart dabei aber die Touristenattraktionen Treppe, Obelisk und Brunnen aus und lässt von einem erhöhten Standort aus das bläulich graue Menschengewimmel zwischen gelbgleißenden Gebäuden wie auf dem Grund des Meeres erscheinen. Daraus entwickeln sich zwei Bilderfolgen: einerseits Gemälde und Graphiken, die aus großer Höhe flüchtende oder demonstrierende Menschenmassen zeigen, andererseits unter dem Titel „Veneta“ (eine Verschmelzung von „Venedig“ mit „Vineta“, dem Namen der Sagenstadt) zahlreiche Aquarelle, die variieren, was sich wie der wasserüberspülte Grundriss einer untergegangenen Stadt ausnimmt. Untergangsvorstellungen, wie sie hier zum Ausdruck kommen, erreichen einen alptraumhaften Höhepunkt, als Victor Anfang September 2001 aus schwarzbraun gefärbten Papierfetzen zwei Ansichten umdünsterter Doppeltürme gestaltet<sup>34</sup> und wenig später die Doppeltürme des New Yorker World Trade Centers brennend in sich zusammenstürzen.

Persönlich betroffen ist der Maler um die Jahrhundertwende vom Tod des Freundes Willy Leygraf (1995) und von schwerer Erkrankung der Tochter Marion und der Ehefrau Liselotte. Im Januar 1998 stirbt die langjährige Weggefährtin und – völlig unerwartet – im September 2001 der Ehemann der Tochter Winni, der Erlanger Intendant Hartmut Henne.

## Materialschichtungen

Die bisherige Werkbeschreibung könnte den Eindruck erwecken, als ginge es Winand Victor darum, wahrnehmbare Wirklichkeit abzubilden. Damit würde aber schon eine Tendenz zur Stilisierung unbeachtet bleiben, wie sie G. B. Fuchs hinsichtlich der frühen Menschenbilder mit der Formulierung bezeichnet hat, sie würden „den Gesamteindruck sparsam fixieren und zeitweilig überhöhen“.<sup>35</sup> Vollends bliebe ein großer Teil des Gesamtwerks unbeachtet, der sich eher der abstrakten als der gegenständlichen Malerei zuordnen lässt. Freilich ist für das Victor'sche Gesamtwerk ein fließender Übergang von der Gegenständlichkeit zur Abstraktion kennzeichnend. Selbst den abstraktesten

<sup>33</sup> Adolf Smitmans: Der Alltag – ein einzig großer Spiegel, in: Victor, Stadtbilder, 1990 (wie Anm. 1), S. 30.

<sup>34</sup> Reproduziert in: R. Tabbert, Bilder W. Victors 1954–2001 (wie Anm. 22), S. 211.

<sup>35</sup> Zit. von W. Leygraf in: Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 14.

Kompositionen scheint durch den Titel ein Hinweis auf die sinnlich erfahrbare Welt oder auf kulturell Überliefertes mitgegeben zu sein – für die Betrachtenden ein Anstoß zu Assoziationen.

Die abstrakt wirkenden Bilder scheinen ihren Ursprung nicht in einer Idee zu haben, sondern sich aus der Strukturierung von Materialien zu entwickeln, seien es Farbaufträge, seien es – collagehaft – integrierte Partikel aus der Alltagswelt. Rainer Zerbst spricht von „Materialschichtungen“,<sup>36</sup> und dieser Begriff ist zutreffender im Hinblick auf die Victor'schen Werke der 60er Jahre und weitere Arbeiten darüber hinaus als der Begriff der Abstraktion. Die Titelgebung erfolgt erst, wenn der Gestaltungsvorgang abgeschlossen ist.

Willy Leygraf widmet ein ganzes Kapitel seines Katalogtextes Victors „Beherrschung der künstlerischen Mittel“ und fügt noch ein weiteres über die „Aneignung von Fundstücken oder Collagen“ hinzu.<sup>37</sup> Es sind gerade die nichtgegenständlichen Bilder Victors, an denen die gestalterische Vielfalt ebenso wie die handwerkliche Solidität ins Auge fällt. Ergänzend sei darauf hingewiesen, dass der Künstler von 1956 bis 1978 auch Bildteppiche entworfen hat, die von der Kunstweberin Gertrud Bernhardt gefertigt wurden (aufgehängt u. a. in der Volkshochschule Reutlingen, in den Krankenhäusern Reutlingen und Bad Urach und in der Kreissparkasse Ravensburg), und dass er bis 1970 mit eigener Hand eine große Anzahl von Glasbetonfenstern geschaffen hat, die in neueren sakralen Bauten Südwestdeutschlands zu sehen sind (z. B. in Sondelfingen, Nehren, Pfäffingen und Esslingen). Das Leuchten der Farbstrukturen in Gemälden wie „Geäder“ (1964), „Genesis I“ (1965), „Roter Sinus“ (1972), „Goldland“ (1973) oder „Rauhreif“ (1975) ist nicht unähnlich dem Leuchten sonnendurchschienener Glasbetonfenster.<sup>38</sup>

Lässt man in Katalogen oder Ausstellungen die nichtgegenständlichen Bilder Victors vor den Augen vorüberziehen, dann fallen zwei Formen auf, die an Erscheinungen der Natur denken lassen: Blumen und Mineralien. Auf das Blumenmotiv machen schon Titel aufmerksam: „Triebblumen“ (1962)<sup>39</sup>, „Blaue Knospe“ (1970), „Gelbbühend“ (1976), „Blutender Kelch“ (1977). Das Motiv der Mineralien taucht unter verschiedenen Bildtiteln auf („Spirale“ 1964, „Durchbruch“ 1965, „Wohnwaben“ 1968, „Gangfisch“ 1972) und wird ausdrücklich entfaltet in den sechs Radierungen „Spuren und Funde“ (1967). In seinem Aufsatz zu dieser Mappe und motivverwandten Gemälden sieht Willy Leygraf „Strukturen, wie sie die Alblandschaft um Reutlingen anbietet mit Felsabbrüchen, Klüften, Spalten, Rissen, Gängen und Höhlen“.<sup>40</sup>

<sup>36</sup> R. Zerbst in: Victor, Dem Leben auf der Spur, 1998 (wie Anm. 19), S. 53.

<sup>37</sup> W. Leygraf in: Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 26–30 und 36–38.

<sup>38</sup> Reproduktionen der Beispiele ebd.

<sup>39</sup> Umschlagbild ebd., die folgenden Beispiele in: Victor, Dem Leben auf der Spur, 1998 (wie Anm. 19).

<sup>40</sup> W. Leygraf, Der Maler W. Victor (wie Anm. 2), S. 206.

Die Abb. steht in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung

*Abb. 7:* Bartholomäus (1963). Öl auf Leinwand.

Kann schon von gegenständlicher Kunst kaum eine hinreichende Vorstellung mit Worten vermittelt werden, so erst recht nicht von nichtgegenständlicher. Kurt Leonhard und Willy Leygraf haben sich an diese Kunst ihres Freundes mit poetischen Mitteln herangetastet, und sie ist wohl auch der Poesie näher als der Prosa. Doch sind die Verse nichts anderes als Beispiele persönlicher Assoziationen, die abstrakte Formen in benennbare Erscheinungen der Natur oder der historischen Überlieferung übersetzen. Beispielhaft hierfür sind Verse zu Victors Gemälde „Bartholomäus“ (1963) (*Abb. 7*). Die gemusterte graue Fläche auf blauem Grund, die zu den Bildrändern hin auslappt, gleicht einer zum Trocknen ausgespannten Haut, wie sie in der Mappe „Elf Städte“ die ehemalige Gerberstadt Reutlingen kennzeichnet. Die Titelbezeichnung „Bartholomäus“ erinnert an den Apostel, der – so die Legende – den Märtyrertod starb, indem er gehäutet und geköpft wurde, und der zum Patron der Fleischer, Handschuhmacher und Bergleute geworden ist. Kurt Leonhard hält sich nicht an diesen Titelhinweis auf christliche Überlieferung, sondern lässt sich durch das Motiv der abgezogenen Haut auf die griechischen Mythen von der Argonautenfahrt und von dem tödlich endenden instrumentalen Wettstreit zwischen Marsyas und Apollo lenken:

FUNDE:  
 vielleicht  
 das flimmernde Vlies  
 des kolchischen Widders  
 oder  
 des Tiergottes zottige  
 bis auf die Knochen  
 zerfetzte Haut  
 zwischen Flöte und Leier  
 unser bloßgelegtes Herz  
 geronnenes Blut  
 nach verlorenem  
 SPIEL.<sup>41</sup>

Das einleitende „vielleicht“ macht deutlich, dass der Autor nicht den Anspruch erhebt, eine gültige Interpretation von Victors Bild zu geben. Ja, man kann sich fragen, ob nicht auch Leonhards (gern zitierte) Bezeichnung Victor'scher Werke als „Bilder der leidenden Erde“<sup>42</sup> zur Deutung herangezogen werden könnte. Immerhin ist ja der heilige Bartholomäus auch für den Bergbau zuständig, und der ist dem Maler aus Jugendtagen vertraut.

<sup>41</sup> Kurt Leonhard: Was ist Kunst? Eine Grundfrage und neununddreißig Bei-Spiele, Stuttgart 1981, S. 31.

<sup>42</sup> Zit. von W. Leygraf in: Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 54.

Ob man nun aber Mythisches oder Naturhaftes, Organisches oder Anorganisches zu einem von Victors abstrakten Bildern assoziiert, fast immer meint man in der Materialbearbeitung Spuren von Verletzung oder Vernarbung, Zerklüftung oder Beschädigung zu sehen, in auffallendem Kontrast zu einer harmonischen Komposition der Formen und Farben. Die Erfahrung von Verstümmelung und die Sehnsucht nach Schönheit, die in dem Schlüsselwerk „Ankunft vor der Stadt“ in menschlicher Gestalt zueinander in Beziehung gesetzt sind – in den nichtfigürlichen Bildern scheinen sie noch in den Grundelementen der Malerei nachzuklingen.

### Klangwelten und kosmische Räume

Näher noch als der Poesie ist die Kunst Winand Victors der Musik, die ja in der väterlichen Familie eine wichtige Rolle spielte und die auf Nachkriegsbildern durch das Motiv einfacher Blasinstrumente vertreten ist. Es nimmt nicht wunder, dass in späteren Jahren zu Victor'schen Bildern Kompositionen entstehen und dass der Maler mit zwei in Reutlingen lebenden Komponisten befreundet ist: mit Karl Michael Komma und mit Veit Erdmann-Abele. Komma hat berichtet, dass er an der Stuttgarter Musikhochschule, wo er Professor war, mit einem dort hängenden Bild Victors vertraut wurde, noch bevor er den Maler kennenlernte. Es war die rötlich übermalte kugelförmige Collage auf Holz mit dem Titel „Aufforderung“ (1974).<sup>43</sup>

Auf Veranlassung Kommas gab es am 13. Januar 1996 in der Reutlinger Stadtbibliothek eine Aufführung von Musikstücken, die er selbst, vier Kollegen und eine Kollegin zu Victors „Veneta“-Zyklus geschaffen hatten. Eine von der Stadtbibliothek herausgegebene Broschüre enthält farbige Reproduktionen der Bilder sowie Kommentare und Notenbeispiele der Komponisten, ergänzt durch eine CD der aufgeführten Musik.<sup>44</sup> In seinem einleitenden Text bescheinigt Komma der Victor'schen Kunst das, was er in Bezug auf ein von Giseler Kleber vertontes Bild Paul Klees in die Worte fasst: „die musikalische Qualität des Bildes, seine Affinität zu Klanglichem, die es erlaubt, Photisma in Phonisma zu verwandeln.“<sup>45</sup>

Karl Michael Komma hat seinen „Drei Balladen nach eigenen Texten für Sopran und Klavier“ die Fuge „winAnD viCtor“ (2002) und die Klavierstücke „Bilder einer Ausstellung von Winand Victor“ (2005) folgen lassen und Veit Erdmann-Abele seinem „Klangbild Winand Victor für Klavier solo“ drei weitere Klangbilder (1999, 2003, 2006). Erdmann-Abele, der die Größe von

<sup>43</sup> Reproduziert in: Victor, Dem Leben auf der Spur, 1998 (wie Anm. 19), S. 50.

<sup>44</sup> Stadtbibliothek Reutlingen (Hrsg.): Musik für ein Bild. Musik zu Bildern von Winand Victor. Einführung von Karl Michael Komma, Reutlingen 1996.

<sup>45</sup> Ebd., S. 11.



Abb. 8: Ohne Titel (09/2006). Öl auf Leinwand.

Kunst darin sieht, dass sie Raum für eigene Vorstellungen lässt, hat sich zu seinen Kompositionen in einem Brief geäußert, aus dem die einleitende Überlegung und die Anmerkungen über sein Musikstück „09/06“ (2006) zu dem Gemälde mit der Datierung „09/2006“ (Abb. 8) zitiert seien:

Die Augen eines Komponisten erfassen ein Bild (wie jeder andere Betrachter auch) zunächst als ein Zusammenwirken von Form, Farbe und innerer Dynamik. Die sichtbare Architektur eines Bildes vernetzt sich dann mit eigenen Vorstellungen und Emotionen. Erst dadurch ist eine Re-Aktion, eine eigene Erwiderung möglich. [...]

Im September 2006 zeigt mir Winand Victor ein soeben vollendetes Bild, ein helles, von aquarellfarbenen Bändern durchwobenes Gemälde. Nach seinen eigenen Worten sei dies doch ein Bild, das selbst Musik freisetze. Und da hatte er Recht. Die unendlich scheinende Bewegung der Farbbänder führt zu einer Solo-Komposition für Klarinette, zu einem Geflecht von Melodielinien in unterschiedlichen rhythmischen Variationen.<sup>46</sup>

<sup>46</sup> Veit Erdmann-Abele: Brief an R. Tabbert vom 15. 1. 2007. Uraufführung des Stücks durch Karin Hurler am 13. 1. 2007.



Abb. 9: Verabschiedung (2003). Öl auf Leinwand.

Nicht nur in Reutlingen, auch andernorts haben Komponisten auf Victor'sche Werke reagiert – so der Österreicher Pater Augustinus Franz Kropf-reiter und der Bremer Michael Töpel. Töpel hat 1979 zu den Radierungen „Spuren und Funde“ und dem begleitenden Gedicht Kurt Leonhards eine Komposition „für einen Pianisten und hohe Frauenstimme“ geschrieben und 1992, angeregt von den fensterspiegelnden Stadtbildern, „Fenestra“, den dritten seiner „Drei Sätze für Klavier“.<sup>47</sup>

Als 2005 die seit der Jahrhundertwende entstandenen Bilder Winand Victor's in Reutlingen ausgestellt werden und bei dieser Gelegenheit Karl Michael Komma seine neuesten dem Maler gewidmeten Klavierstücke präsentiert, stellt der Kritiker Hansdieter Werner eine Beziehung zwischen beiden her. „Klar in ihren Intervallstrukturen“, schreibt er von der Musik. „Mit knappen Leitmotiven. Inwendig voller Poesie und einer kühnen sphärischen Harmonie. Musikalische Spiegelungen“, schlägt er den Bogen zu den Bildern, „jener kosmischen Dimensionen, in die Winand Victor in seinen neuen Werken [...] hineingeht. Es sind Bilder einer rasenden, kometengleichen Bewegung und einer wundersamen Stille, als würde die Zeit in den Raum einmünden und sich vollenden. Bilder tanzender und schwingender Kurven und Tangenten. Bilder

<sup>47</sup> Michael Töpel: Drei Sätze für Klavier, Lilienthal/Bremen o. J.

der unendlichen Horizonte und mächtigen Strahlungen.“<sup>48</sup> Die jüngste Victor'sche Werkgruppe lässt sich wohl kaum angemessener beschreiben als mit poetisch eingefärbten Begriffen der Astronomie und der Geometrie.

Im November 2005 erzählte mir Victor, er habe von dem Physiker Hans-Peter Dürr das Buch gelesen „Auch die Wissenschaft spricht nur in Gleichnissen“ und dabei festgestellt, wie sehr er sich bei seinen gerade entstehenden Bildern in Übereinstimmung fühle mit dessen Ausführungen zum neuen Weltbild der Physik, zumal in dem Kapitel „Ahnung. Religion“.<sup>49</sup> Ähnlich sei es ihm schon hinsichtlich der Mappe „Spuren und Funde“ mit Schriften von Dürrs Lehrer Werner Heisenberg ergangen. Zwei Passagen aus Dürrs Buch mögen vergegenwärtigen, welche Schwierigkeiten ein moderner Maler und ein moderner Physiker gemeinsam haben, wenn es darum geht, eine Ahnung von einer Wirklichkeit hinter der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit zu vermitteln:

Unser Vorstellungsvermögen ist – wie auch schon unsere Wahrnehmung – sehr begrenzt. [...] So sehen wir die Farben von Rot bis zu Violett. Das ist gerade eine Oktave in einem praktisch unbegrenzten Spektrum von elektromagnetischen Schwingungen. Wir kennen heute aufgrund von physikalischen Messgeräten mehr als achtzig Oktaven, und nur eine ist mit dem verknüpft, was wir mit unseren Augen als Licht wahrnehmen. [...]

Wir leben immer aus der Ahnung heraus. [...] Nicht nur Religionen müssen Gleichnisse benutzen, um etwas zu deuten, das im Hintergrund nicht greifbar ist. Auch die Wissenschaft ist nur ein Gleichnis, auch die wissenschaftliche Sprache ist nur eine Gleichnissprache.<sup>50</sup>

Und in diesem Sinn ist auch die Sprache der Victor'schen Bilder „Gleichnissprache“ – in der neueren Werkgruppe mit Anleihen bei der Geometrie und der Astrophysik, wie der Physiker Dürr als Autor Anleihen bei bildender Kunst und Musik macht.<sup>51</sup>

Eine der von Victor gemalten Darstellungen kosmischer Räume fällt nicht nur durch eine Schönheit auf, die der Dunkelheit abgewonnen zu sein scheint, sondern auch durch einen Titel, der persönliche Betroffenheit erkennen lässt: „Verabschiedung“ (2003) (*Abb. 9*). Victor hat in diesem Bild (wie er mir im September 2003 sagte) seinen eigenen Abschied dargestellt. Ein bedrohlicher Schwächeanfall hatte den 85-Jährigen an die eigene Sterblichkeit erinnert. Noch erhellt ein Lichtstrahl, so könnte man das Bild lesen, die Krümmung

<sup>48</sup> Hansdieter Werner: Lichtflug in die Unendlichkeit, in: Reutlinger General-Anzeiger, 27. 10. 2005.

<sup>49</sup> Hans-Peter Dürr: Auch die Wissenschaft spricht nur in Gleichnissen. Die neue Beziehung zwischen Religion und Naturwissenschaften, hrsg. v. Marianne Oesterreicher, Freiburg <sup>2</sup>2004, S. 93–115.

<sup>50</sup> Ebd., S. 97 und 113 f.

<sup>51</sup> Ebd., S. 106 und 114 f.

des Planeten, der durch die Farbe Blau gekennzeichnet ist, Victors Lieblingsfarbe. Vor der nächtlichen Schwärze darüber jedoch schwebt ein aus losen Maschen geknüpftes, gleichfalls blaues Gebilde, das ebenso an ein Fischernetz wie an ein Artistennetz denken lässt – ein Zeichen für Gefährdung allemal. Seit diesem Nachtstück ist das Licht in die Victor'schen Bilder zurückgekehrt, freilich ein flüchtiges, wie schon der Titel einer ganzen Serie von Gemälden zeigt: „Lichtflug“.<sup>52</sup> Der weite Raum jenseits des blauen Planeten scheint eine neue, eine spekulative Lust am Malen geweckt zu haben.

### Sammlungen, Ausstellungen, Ehrungen

Willy Leygraf hat 1983 als Erster ein Verzeichnis von Victors Werken angelegt und darin bei Gemälden und Wandbildteppichen vermerkt, ob sie in privatem oder öffentlichem Besitz sind.<sup>53</sup> In Bezug auf Gemälde und graphische Mappenwerke wurde dieses Verzeichnis 1998 von Rainer Zerbst revidiert und fortgeschrieben.<sup>54</sup> Victor'sche Werke befinden sich in privaten Sammlungen von München bis Hamburg und Berlin sowie in öffentlichen Sammlungen von der Wiener Albertina bis zur Deutschen Bibliothek Leipzig und von der Stuttgarter Staatsgalerie bis zum Kupferstichkabinett Berlin. Radierungen der Mappe „Elf Städte“, die in drei Exemplaren vom Auswärtigen Amt erworben wurde, sind in deutschen Botschaftsgebäuden im Ausland zu sehen.

In Reutlingen sind Bilder von Winand Victor im Besitz der Stadt, des Landkreises und der Kreissparkasse.<sup>55</sup> Alle drei haben Menschendarstellungen der frühen Jahre in ihrem Bestand, das Heimatmuseum drei gemalte Teilansichten Reutlingens und das Kunstmuseum Spendhaus einige schöne Stücke nichtgegenständlicher Malerei der 60er Jahre (hervorhebenswert „Genesis I“, 1965). Stadt- und Straßenbilder befinden sich in der Landkreis- und der Kreissparkassensammlung und – als Geschenk oder Leihgabe des Künstlers – in der Stadtbibliothek, dort im Blickfeld der Besucher. Das Spendhaus verfügt über eine größere Anzahl von Graphiken, darunter die Mappen „Spuren und Funde“ und „Elf Städte“, der Landkreis über die Mappe „Spiegelungen“. Die Stadt hat zwar das wertvolle „Selbstbildnis“ (1976) erworben, aber noch keines der neueren Gemälde seit Anfang der 90er Jahre. Was die weitere Umgebung von Reutlingen betrifft, so sei darauf hingewiesen, dass die Stadt Rottweil in der ständigen Ausstellung der Bernstein-Künstler in Schloss Glatt mehrere frühe Victor-Gemälde zeigt und dass die Städtische Galerie Albstadt

<sup>52</sup> Vgl. H. Werner (wie Anm. 48), mit einem farbigen Abbild.

<sup>53</sup> Victor, Bilder, 1983 (wie Anm. 13), S. 126–142.

<sup>54</sup> Victor, Dem Leben auf der Spur, 1998 (wie Anm. 19), S. 129–143.

<sup>55</sup> Für Verzeichnisse der jeweiligen Sammlung danke ich Herbert Eichhorn, Franz Tesch und Philipp Licht.



Abb. 10: Der Künstler und drei Generationen Victor bei der Preisverleihung in der Galerie Valentien, Stuttgart, am 17. September 2006; von links: Töchter Winni und Marion, Schwester Elisabeth, Enkelin Anina, Winand Victor, Enkel Vincent.

seit einer Ausstellung des Künstlers im Jahre 1978 sein Werk mit Ankäufen und weiteren Ausstellungen begleitet.

Im Reutlinger Spendhaus hatte Victor 1951 seine erste und 1956 seine zweite Ausstellung, letztere zusammen mit Fritz Ketz, beide Künstler vorgestellt in einem Katalog von G. B. Fuchs.<sup>56</sup> 1959 wurden Victors Bilder in der Berliner Galerie Nierendorf gezeigt,<sup>57</sup> 1960 in der Mailänder Galleria Montepoleone. Weitere Ausstellungen folgten, wie von Rainer Zerbst aufgelistet, im Jahresrhythmus, immer wieder auch im Ausland.<sup>58</sup> In Reutlingen wurden Ausstellungen, außer von der Stadt, auch von der Hans-Thoma-Gesellschaft, der Galerie Geiselhart, der Galerie Gutekunst und der Kreissparkasse ausgerichtet. Die Stadtbibliothek Reutlingen machte nicht nur 1996 durch ein bilderinspiriertes Konzert auf die musikalische Qualität der Victor'schen Kunst aufmerksam, sondern 2003 durch eine Ausstellung auch darauf, dass sich das Atelier Winand Victor von Anbeginn als ein Treffpunkt der Künste erwiesen hat.<sup>59</sup> Seit Kurzem hat die Art Gallery von Festl und Maas Werke des Künst-

<sup>56</sup> Text in: G. B. Fuchs, Werke (wie Anm. 10), Bd. 2, S. 310–312.

<sup>57</sup> Vgl. die Dokumentation Fünfzig Jahre Galerie Nierendorf 1920–1970, Berlin 1970, S. 294.

<sup>58</sup> In: Victor, Dem Leben auf der Spur, 1998 (wie Anm. 19), S. 127 f.

<sup>59</sup> Auf einem Videofilm der Stadtbibliothek wurde die Vernissage vom 13. 1. 2003 festgehalten.

lers in Kommission und präsentiert sie sowohl in Reutlingen (2005 und 2008) wie in Berlin (2007).

Aus dem Kunstbetrieb hat sich Winand Victor weitgehend herausgehalten („Ich bin ein Feind von Vereinen.“<sup>60</sup>). So mag es nicht verwundern, dass er erst spät im Leben öffentlich geehrt wurde. Am 11. Januar 2008, zwei Tage vor seinem 90. Geburtstag, wurde ihm in einer feierlichen Veranstaltung im Reutlinger Rathaus von der Oberbürgermeisterin Barbara Bosch die Bürgermedaille der Stadt Reutlingen verliehen. „Ihr Werk und Ihr Wirken“, sagte sie, „werden dauerhaft mit dem Namen unserer Stadt verbunden bleiben.“<sup>61</sup> Der Kunsthistoriker Adolf Smitmans, der anschließend in eine Ausstellung Victor'scher Graphik im Spendhaus einführte, fand für den Aufbruch des Künstlers in den 60er und 70er Jahren die treffenden Worte:

Man sollte nicht vergessen, aus welcher Unterdrückung von Kreativität er seinen Weg suchen musste. Und er fand den eigenen Weg. Er schob die Materialität der Dinge und die geistige Form der Malerei gleichsam auf einander zu. Das Ergebnis ist Ganzheit. Es war wohl vor allem seine Musikalität, die ihn zu solcher Zusammenfügung des Verschiedenen zur Form befähigt hat. So sind es Bilder, nicht Abbilder, die in dieser wesentlichen Werkphase entstanden sind. Das Abbild kommt notwendig nach seinem Gegenstand, das Bild dagegen lässt ihn erst erscheinen, setzt nichts voraus.<sup>62</sup>

Am 17. September 2006 hatte Victor den Maria-Ensle-Preis erhalten, den die Kunststiftung Baden-Württemberg dank einer Erbschaft der Namensgeberin verleiht (Preissumme 12 500 Euro). Mit diesem Preis sollen ältere Künstler geehrt werden, „deren Arbeit nicht immer die überregionale Anerkennung bekommen hat, die ihrer Qualität entspricht“.<sup>63</sup> Bei der Preisübergabe in der Stuttgarter Galerie Valentien, in der die Retrospektive „Winand Victor. Ein Werk in sechs Jahrzehnten“ gezeigt wurde (*Abb. 10*), resümierte Karin von Maur, die Kuratorin des Preises: „Das sechzigjährige Lebenswerk des Künstlers weist erstaunliche Metamorphosen auf, die seinen schöpferischen Reichtum ausmachen.“<sup>64</sup> Zur bislang letzten dieser Metamorphosen hatte die Kuratorin in ihrer Begründung der Preisvergabe geschrieben: „So gelangt der

<sup>60</sup> Monique Cantré: „Die verletzte Haut der Erde malen.“, in: Reutlinger General-Anzeiger, 12. 1. 2008 (Interview mit Winand Victor).

<sup>61</sup> Monique Cantré: Großer Künstler der Gegenwart. Ehrung, in: Reutlinger General-Anzeiger, 12. 1. 2008.

<sup>62</sup> Adolf Smitmans: Winand Victor zum 90. Geburtstag. Reutlingen 11. 1. 2008 (unveröffentlicht).

<sup>63</sup> Von visionärer Weitsicht. Der Reutlinger Maler Winand Victor bekommt den Maria-Ensle-Preis, in: Schwäbisches Tagblatt, 29. 7. 2006.

<sup>64</sup> K. von Maur (wie Anm. 32), S. 1.

Künstler im hohen Alter zu einer visionären Weitsicht, die nicht die Städte auf der Erde, sondern das Universum erfasst.“<sup>65</sup>

In dem Text, in dem sich Victor an den langjährigen Freund Günter Bruno Fuchs erinnert, heißt es gegen Ende: „Flügel müsste man haben, denn ‚Vogelflug verwirft die Zäune‘! Diesen Leitgedanken hatten wir über die erste Ausstellung der Telegrammgruppe in München 1956 gestellt.“<sup>66</sup> Der Leitgedanke von 1956 hat den Maler Winand Victor weit geführt.

---

<sup>65</sup> Zit. im Artikel des Schwäb. Tagblatts v. 29. 7. 2006 (wie Anm. 63).

<sup>66</sup> Zit. bei B. Bausinger (wie Anm. 9), S. 123. Die von Victor zitierte Sentenz stammt aus einem Text von G. B. Fuchs in: telegramme 9 („Lieber Freund!“ in: Fuchs, Werke, wie Anm. 10, Bd. 2, S. 309 f.) und wurde 2007 auch zum Titel eines Victor’schen Gemäldes.

## Buchbesprechungen

*Artur C. Ferdinand: Reutlingen – Der Stadtführer. Oertel+Spörer, Reutlingen 2007. 144 S., 80 Farbabb., Stadtplan und Liniennetzplan des RSV, 12,90 Euro.*

Fünf Jahre nach der ersten Veröffentlichung legt Artur C. Ferdinand im Verlag Oertel+Spörer die zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage seines Stadtführers vor. In kleinerem, taschengerechterem Format und einem völlig veränderten Umschlag, auf dem Informationen in englischer und französischer Sprache angekündigt werden, präsentiert sich die Ausgabe in neuem Gewand. Die innere Aufmachung erhält durch Zweispaltigkeit des Textes und Aufhellung der (teilweise ersetzten) Fotografien ein anderes Gesicht. Ergänzend wird die Geschichte Reutlingens in englischer und französischer Sprache aufgenommen. Die vielen Farbfotos haben zwar keine direkte Bildunterschrift, können aber anhand von Nummern am Ende eines Kapitels einer kurzen Beschreibung zugeordnet werden.

Damit haben sich die Neuerungen der 2. Auflage allerdings auch schon erschöpft. Aufbau und Inhalt bleiben gleich. Insbesondere der Text erfährt nur marginale Korrekturen, so dass zur Beurteilung insgesamt auf die Besprechung der ersten Auflage in RGB 2003 verwiesen werden kann. Immerhin wird der Stadtbrand jetzt durchgängig richtig datiert. Ansonsten kann aber von einer „überarbeiteten“ Auflage keine Rede sein. Autor und Verlag haben die Chance verpasst, die Ungenauigkeiten und Fehler zu beseitigen, mit denen bereits die Erstauflage gespickt ist. Einige gravierende seien hier beispielhaft erwähnt: Ferdinand setzt die Erhebung Reutlingens zur Reichsstadt „zwischen 1212 und 1220“ (S. 12) an, was von der jüngeren Forschung mit gutem Grund abgelehnt und für einen späteren Zeitpunkt angenommen wird (vgl. hierzu vor allem Gemeinhardt in RGB 1997). Johann Jakob Fezer ist nicht 1789, sondern 1798 Amtsbürgermeister geworden (S. 18). Auf den Seiten 21 und 66 ist von Karl (richtig Wilhelm) Maybach die Rede, der in der Gustav-Werner-Stiftung seine Ausbildung erhalten hat. Der Abbruch des Franziskanerklosters wird so dargestellt, als ob nur die Kirche, nicht aber das Barfüßerkloster selbst abgerissen worden sei (S. 17, S. 46), wovon aber nicht zuletzt jüngste bauhistorische Untersuchungen am Friedrich-List-Gymnasium zeugen. Im Jahr 1897 wurden weder die Leonhards- (richtig 1893) noch die Katharinenkirche (richtig 1887) erbaut, wie es auf den Seiten 86 bzw. 90 heißt, und selbstverständlich handelt Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“ kei-

neswegs von den Ereignissen um die Schlacht bei Reutlingen von 1377 (S. 125), sondern von Herzog Ulrich und seinem Kampf gegen den Schwäbischen Bund. Auch bei den typographisch hervorgehobenen Texten zu besonderen Reutlinger Persönlichkeiten wäre größere Sorgfalt angebracht gewesen. So wird beispielsweise die Abfassung der Reutlinger Petition Friedrich Lists falsch datiert (S. 37), und bei Ludwig Finckh finden die nationalsozialistischen Tendenzen in seinem Werk keinerlei kritische Erwähnung (S. 60).

Leider ließe sich die Liste noch weiter ausdehnen, selbst auf die neu eingefügten englischen und französischen Teile, bei denen man sich fragt, warum sie auf das geschichtliche Kapitel beschränkt bleiben. Sicherlich wäre es für einen ausländischen Gast von Nutzen, wenn er den ansprechenden Rundgängen in einer ihm geläufigen Sprache folgen könnte. Damit bleibt die 2. Auflage von „Reutlingen – Der Stadtführer“ deutlich hinter den Erwartungen zurück. Durch die fast wörtliche Wiedergabe der 1. Auflage verstärkt sich der Eindruck, dass dem Autor auch neuerdings keine redaktionelle Betreuung durch den Verlag zuteil wurde. Zudem scheint eine Steigerung des Verkaufspreises um über 30 % nicht gerechtfertigt. So bleibt zu hoffen, dass sich Autor und Verlag bei einer möglichen 3. Auflage dazu durchringen, diese tatsächlich zu überarbeiten und zu ergänzen.

Sven Föll

*Hermann Pfeiffer: Betzingen im Foto. 100 Jahre Reutlingen-Betzingen 1907–2007, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 2007. 328 Seiten, 1000 Fotos, 25,00 Euro.*

Schon die Gestaltung des Buches macht neugierig auf die Veröffentlichung, die das Stadtarchiv Reutlingen zum 100-jährigen Eingemeindungsjubiläum von Betzingen in Verbindung mit dessen Bezirksamt herausgegeben hat. Das Cover zielt keine idyllische Postkartenansicht, sondern eine nüchterne Dokumentaraufnahme der Ortsmitte aus den späten 1960er Jahren. Die Straßen wirken wie ausgestorben. Einzige Zeichen menschlicher Anwesenheit sind Autos: Neben der 1969 abgerissenen Echazbrücke parkt prominent ein DKW F 12. Die unverwechselbaren Architekturwahrzeichen Betzingens, Mauritiuskirche und Trippelhaus, sind fast beiläufig ins Bild gesetzt. Das auf den ersten Blick unspektakuläre Foto erzählt bei genauem Hinsehen viel über die Entwicklungen der letzten Jahre: vom Ende der Landwirtschaft, vom Wandel des Ortsbildes, von Motorisierung und Modernisierung. Das Buchcover lässt damit, bis auf die Menschen, diejenigen Themen anklingen, die dieses besondere Heimatbuch behandelt. Der Autor Hermann Pfeiffer erwähnt in seiner Einführung, dass sich die Gemeinde zum Jubiläum zunächst eine klassische Ortsgeschichte von den ersten Besiedlungsspuren bis zur Gegenwart gewünscht habe. Da diese weder in zeitlicher noch in personeller und finanzieller Hinsicht machbar war, entstand eine anders konzipierte Jubiläumsgabe. Sie kon-

zentrierte sich auf den Feiertag, den Zeitraum zwischen 1907 und 2007, und auf das Medium, das seit dem 19. Jahrhundert zu einer neuen historischen Quelle geworden war: die Fotografie. 1000 Bilder zeigen 100 Jahre Betzinger Geschichte. Der Fotoband zeichnet nach, wie aus einem noch ländlich geprägten, aber bereits industrialisierten Dorf ein moderner, autarker Stadtteil Reutlingens wurde.

Nach den Grußworten von Oberbürgermeisterin Barbara Bosch und Bezirksbürgermeister Thomas Keck, die übereinstimmend vom Erfolg der Eingemeindung sprechen, folgen historische Hintergrundinformationen von Stadtarchivleiter Heinz Alfred Gemeinhardt. Er beleuchtet streiflichtartig die wichtigsten Stationen der Betzinger Geschichte vor und vor allem nach der Eingemeindung. Das umfangreiche Bildmaterial, das Hermann Pfeiffer aus den Fotosammlungen des Stadtarchivs Reutlingen sowie aus zahlreichen privaten Fotoalben zusammengestellt hat, ist in 14 Kapitel strukturiert. Die Veränderungen im Ortsbild („Straßen und Häuser“, „Vom Feldweg zur Schnellstraße“, „Echaz“) werden vorgestellt, die Wirtschaftsentwicklung behandelt („Bauer und Bäuerin im Alltag“, „Eine Masche für Textiles“, „Handwerk und Handel“), das unverwechselbare Identitätszeichen der Tracht dokumentiert, das gesellschaftliche und soziale Leben festgehalten („Festlich durch den Ort“, „Vereinskultur“, „Mehr evangelisch als katholisch“, „Schulen“), an bekannte „Leute vor Ort“ aus Politik, Sport, Kunst sowie aus dem Dorfleben erinnert. Am Ende steht ein „Bilderbogen der Neuzeit“ mit der Chronologie der Bezirksbürgermeister. In der an sich gut strukturierten Kapittelfolge bleibt allein nicht schlüssig, warum die Themen Landwirtschaft und Textilindustrie/Handwerk weit auseinanderliegen, obwohl sie in der Geschichte des früh industrialisierten Bauern- und Weberdorfes eng aufeinander bezogen sind. In den Kapiteln ordnet Pfeiffer die Fotografien chronologisch, teilweise nimmt er auch Aufnahmen vom Ende des 19. Jahrhunderts auf. Den Sprung in das 21. Jahrhundert hält er jedoch nicht bei allen Themen durch, manche enden in den 1960er/1970er Jahren. Dies ist der Zufälligkeit des Materials wie auch der Kürze des Projekts geschuldet, dennoch hätte man sich beispielsweise beim Ortsbild eine konsequentere Fortsetzung bis in die Gegenwart gewünscht. Durch ausführliche Bildlegenden, in denen Pfeiffer lokalgeschichtliche Ereignisse und Fakten ausführt, wird der Fotoband zu einem anregenden Lesebuch. En passant wird das Leben in Betzingen eingebunden in die „große“ Geschichte, sei es in die nationalsozialistische Siedlungspolitik, in die französische Besatzungszeit oder in die Wirtschaftswunderära.

Neben der historischen Perspektive ist das Buch auch für die Fotografiegeschichte ein Gewinn. Es bietet einen breiten Fundus an Aufnahmen mit unterschiedlichen Bildbotschaften: professionelle Ortsansichten, komponierte Gruppenaufnahmen, kommerzielle Trachtenbilder, offizielle Pressefotos und eine Vielzahl an Amateurbildern zu Alltag, Arbeit und Dorfbild. Hermann Pfeiffer hat diesen visuellen Erinnerungsschatz in der Art eines pri-

vaten Fotoalbums grafisch gestaltet. Jedes Kapitel beginnt mit einer großformatigen Bildseite, auf den Folgeseiten sind vier bis fünf Schwarzweiß-Aufnahmen in engem Raster angeordnet. Die Bilderfülle regt zum Schauen und Entdecken an, an einigen Stellen hätte jedoch ein Verzicht auf das eine oder andere Beispiel zugunsten von größeren Abbildungen gutgetan.

Die aus Pragmatismus geborene Idee eines Fotobandes ist zu einem Gewinn für die lokale Geschichtsschreibung geworden. Das Buch enthält eine spannende visuelle Zeitreise, die die letzten 100 Jahre in einem vielfältigen Kaleidoskop spiegelt. Vor allem die Amateuraufnahmen zeigen authentische Momente, eindringliche Situationen, sachliche Bestandsaufnahmen, private Blickwinkel, emotionale Erinnerungen, zufällige „Schnappschüsse“ – subjektiv erlebte Ereignisse vermitteln Geschichte. In gewisser Weise haben die Betzinger ihre Dorfgeschichte selbst festgehalten, denn die Fotografien dokumentieren, welche Motive für sie Erinnerungswürdig waren. Diesem authentischen Geschichts-Bilderbuch, das in der Alltagsgeschichte die Zeitgeschichte widerspiegelt, ist ein große Leserschaft zu wünschen.

*Martina Schröder*

*Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Württembergs Künstlerkolonie – Genremaler im Trachtendorf Betzingen, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Reutlingen 2007. 127 Seiten, 17,00 Euro.*

Eine wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit dem Thema „Betzingen als württembergische Künstlerkolonie“ war lange ein Desiderat. Der vorliegende Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Reutlinger Heimatmuseum schließt diese Lücke. Erstmals ist dieses Thema in den 1960er Jahren vom Reutlinger Lokalhistoriker Karl Keim, dem früheren Leiter des Heimatmuseums, ans Tageslicht geholt und seither mit wechselnder Intensität gepflegt worden. Seit dieser Zeit geistert auch der im kunsthistorischen Sinne verwendete Begriff der „Betzinger Malerschule“ durch die Literatur, der nun mit der unter der Ägide der stellvertretenden Museumsleiterin Martina Schröder entstandenen Publikation falsifiziert beziehungsweise modifiziert wird.

Im sehr übersichtlich und ansprechend gegliederten und reich bebilderten Ausstellungskatalog wird der momentane Stand der Forschung dargelegt sowie auf die bereits vorhandene Fachliteratur verwiesen, die jedoch in einigen Bereichen noch einer dringenden Ergänzung beziehungsweise weiterer Untersuchungen bedarf. Die einzelnen Kapitel lauten (nach einer allgemeinverständlichen Klärung der Begrifflichkeit „Württembergische Künstlerkolonie Betzingen“): 1. Betzingen – Eine württembergische „Nationaltracht“, 2. Der Studienort – Künstler auf dem Lande, 3. Stammgast in Betzingen – Genremaler Robert Wilhelm Heck und 4. Poesie und Realismus – Betzinger Motive im Genrebild. Diese Gliederung benennt zugleich die im Katalog gesetzten

Schwerpunkte. Wichtig ist dabei, dass eine Annäherung an die vier Themenfelder jeweils sowohl von kultur- als auch von kunstgeschichtlicher Seite her erfolgt, um eine einseitige Einordnung zu vermeiden.

Den äußeren Anlass zu Ausstellung und Katalog bietet das Betzinger Doppeljubiläum in den Jahren 2007/08: die Eingemeindung nach Reutlingen vor 100 Jahren am 1. April 1907 und die erstmalige urkundliche Erwähnung Betzingsens vor 750 Jahren am 12. März 1258.

Nach den durchgreifenden politischen Umgestaltungen durch die Napoleonischen Kriege entwickelte sich Betzingen zu einer selbständigen württembergischen Gemeinde, die sehr bald durch ihre farbenfrohe Tracht überregionale Bedeutung erlangte. So kam es dazu, dass die schöne Betzinger Tracht im württembergischen Königsreich de facto als die eigentliche württembergische Tracht galt. Unterstützt wurde diese eher zufällige Entwicklung durch die Karriere Betzingsens als bedeutende Künstlerkolonie des Biedermeier. Nachweislich zirka 60 Maler – hier besteht sicherlich noch verstärkter Forschungsbedarf, da noch weitere Maler im Betzinger Umfeld vermutet werden, aber noch nicht schlüssig zugeordnet werden konnten – besuchten für längere oder kürzere Zeit Betzingen auf der Suche nach dem ursprünglichen, dörflichen Leben. Im Katalog sehr schön herausgearbeitet wird der Widerspruch zwischen der von den Malern gesuchten Idylle im Bauerndorf mit hübsch herausgeputzten und fröhlich schäkernden Trachtenmädchen und der Realität, die aus florierenden Textilfabriken und beginnender Industrialisierung bestand. Dennoch entstand sehr früh so etwas wie gezielte bäuerliche Imagepflege: Der Betzinger und die Betzingerin trugen Tracht und wurden auch so vom gesamten Umfeld wahrgenommen. Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet ein früher und geschickter „Marketing-Schachzug“, der sich gut auszahlte, da nach den Malern ab den 1870er Jahren auch die ersten Fotografen kamen, um die „idyllische Realität“ in und um Betzingen festzuhalten. Das Besondere an Betzingen war jedoch immer die große wechselnde Zahl an Künstlern, die keine feste gemeinsame Künstlergruppierung bildeten, im Gegensatz zu Künstlerkolonien wie Dachau oder später Worpsswede, wo die einzelnen Künstler häufig über viele Jahre dem Ort treu blieben und auch einen typischen, künstlerkolonialen Malstil kreierten. Aus diesem Grund revidiert Schröder sehr richtig die von Karl Keim ins Spiel gebrachte Begrifflichkeit der „Betzinger Malschule“.

Im Katalog sehr ansprechend geschildert wird die Entwicklung der Betzinger Tracht zur württembergischen Nationaltracht, veranschaulicht durch zahlreiche Farbbeispiele und sachkundig eingeordnet von Lioba Keller-Drescher. Der erste Aufenthalt eines auswärtigen Künstlers lässt sich auf das Jahr 1844 datieren, als der Genremaler Caspar Kaltenmoser aus München sich in Betzingen aufhielt, um Trachtenstudien zu machen. Der wichtigste künstlerische Förderer Betzingsens war jedoch zweifellos der Stuttgarter Robert Wilhelm Heck, der ab 1854 Trachtenskizzen aus Betzingen veröffentlichte

und damit großen Erfolg hatte und viele weitere Künstler anzog. Die künstlerische Hochzeit für Betzingen dauerte bis ungefähr zur Jahrhundertwende, mit Kriegsbeginn 1914 ist sie gänzlich beendet.

Die vorliegende Publikation schließt eine wichtige Forschungslücke bei der kunst- und kulturgeschichtlichen Einordnung der in und um Betzingen herum tätigen Künstler, unter denen so bekannte Namen wie Anton Braith, Paul Wilhelm Keller, Theodor Pixis oder Johann Sperl waren. Zusammen mit der im Anhang angegebenen Fachliteratur ist es so nun erstmals möglich, sich von der ersten württembergischen Künstlerkolonie, dem Phänomen Betzingen, ein abgerundetes und in sich stimmiges Bild zu machen. Besonders hilfreich für weitere Forschungen ist auch der von Fabienne Huguenin und Martina Schröder erarbeitete Anhang mit Kurzbiografien der in Betzingen tätigen Maler, wenn auch hier die Verbindung von Schrift und Abbildungen teilweise etwas unübersichtlich wirkt. Wünschenswert wäre auf jeden Fall eine weitere Fortsetzung der Forschungen, um zum Beispiel die Beziehungen zwischen der Kunstakademie Stuttgart und Betzingen noch näher zu betrachten oder die Unterschiede zu Künstlerkolonien wie Dachau oder Gutach genauer herauszuarbeiten. Ebenfalls interessant wäre eine Komplettierung der im 19. Jahrhundert in Betzingen arbeitenden Maler sowie die kunsthistorische Einschätzung der Bedeutung des jeweiligen Aufenthalts für den einzelnen Künstler. Stoff genug also für weitere Ausstellungen und Kataloge . . .

*Barbara Krämer*

*Die Christuskirche in Reutlingen. Ein Gesamtkunstwerk von zeitgeschichtlicher Bedeutung 1936 bis 2006, hrsg. von der Evang. Christuskirchengemeinde, Reutlingen 2006. 40 S., zahlr. Farbabb., 7,50 Euro.*

Zum 70. Jahrestag ihrer Einweihung im November 1936 erschien, verfasst von Pfarrer i. R. Ernst-Ullrich Schmidt, eine reich bebilderte, sehr informative Broschüre über die Reutlinger Christuskirche. Als eines der letzten Gotteshäuser in Württemberg, das in Zeiten des Nationalsozialismus errichtet wurde, hat sie nicht nur einen besonderen Stellenwert innerhalb der regionalen Bau- und Kirchengeschichte, sondern beeindruckt auch durch Vielfalt und Aussagekraft ihrer künstlerischen Ausstattung.

Die Schrift erläutert dies in mehreren Kapiteln, die den einzelnen Werken und ihren Schöpfern gewidmet sind. Neben der Architektur des Stuttgarter Baumeisters Hans (nicht Hannes!) Mayer werden die Engelsfiguren von H. W. Brellocks, das Taufbild von Rudolf Müller, die Bildhauerarbeiten von Helmut Uhrig, die Kanzelreliefs von J. W. Fehrle und – zu Recht besonders ausführlich – die Chorfresken von Walter Kohler vorgestellt. Die weiteren Abschnitte behandeln die später hinzugekommenen Tympana von Martin Scheible, den Wandteppich von Rudolf Yelin, die steinernen Figuren von

Ulrich Henn, das Altarfenster und die Paramente von Gudrun Müsse Florin sowie die Farbholzschnitte von HAP Grieshaber. Auch das Lesepult von Paul Zimmermann, die Glocken und die Nebenräume der Kirche finden Erwähnung.

Deutlich wird dabei zum einen, dass mit der Christuskirche ein – obgleich von vielen Händen geschaffenes und zu unterschiedlichen Zeiten entstandenes – schlüssiges Gesamtkunstwerk gelungen ist, zum anderen aber auch, dass hinter dem Wunsch zur ästhetisch ansprechenden Ausgestaltung des Gebäudes ein theologisches Bildprogramm stand, in dessen Absicht es lag, das Überzeitliche der christlichen Botschaft zu betonen. In Anknüpfung an romanische Vorbilder wird durch die Gegenüberstellung von Szenen des Alten und des Neuen Testaments unübersehbar auf die jüdischen Wurzeln des Christentums verwiesen. Dass dies in einer Zeit geschah, in der jüdische Mitbürger bereits erheblichen Diskriminierungen ausgesetzt waren, kann als mutiges, wenn auch nicht für jedermann gleich offensichtliches Bekenntnis gewertet werden.

Ihrer selbst gesetzten Aufgabe, das Verbindende zwischen den Menschen zu fördern und nicht das Trennende, kam die Pfarrei der Christuskirche auch dadurch nach, dass sie dem bereits erwähnten Holzschnittzyklus von HAP Grieshaber einen prominenten Platz im Kirchenschiff einräumte. Die Arbeit stellt die 14 Stationen des Kreuzweges dar und ist als Zeichen katholischer Frömmigkeit in evangelischen Kirchen durchaus ungewöhnlich, im Sinne der Ökumene jedoch vorbildlich.

Die Texte der Broschüre sind klar und – mit Ausnahme der schon 1986 einmal veröffentlichten und in seinen Interpretationen nicht immer nachvollziehbaren Beschreibung des damaligen Dekans Heinrici – auch für Laien verständlich. Eine kurze kunsthistorische Einordnung der besprochenen Werke, ein Hinweis auf die ungewöhnliche Christusikonographie von Kohlers Altarfresken oder ein Seitenblick auf die späten Werke Ernst Barlachs hätte die vorwiegend theologisch und politisch akzentuierten Beiträge noch ergänzen können.

Erfreulich ist die – auch farblich überwiegend gut gelungene – reiche Bebilderung und vor allem das am Ende des Bändchens angefügte kleine Künstlerlexikon, das die Lebensdaten und wichtigsten Werke der für die Christuskirche tätigen Künstler kurz zusammenfasst. Diese Liste z. T. überregional bekannter Namen belegt nochmals die im Text verschiedentlich hervorgehobene Bedeutung der Kirche.

Umso bedauerlicher ist die Tatsache, dass das „Überleben“ des Gotteshauses heute akut gefährdet scheint. Hohe Kosten für fällige Reparaturen und ein starker Rückgang der Zahl der Gemeindemitglieder gaben zu Überlegungen Anlass, ob und wie Kirche und Pfarrei erhalten werden können. Dass eine Kirche von derartigem Rang, die zudem von Beginn an nicht nur für Gottesdienste, sondern auch für Konzertveranstaltungen vorgesehen war, vor einer

„Umnutzung“ bewahrt werden sollte, ist nach der Lektüre der vorliegenden Schrift keine Frage mehr.

Astrid Wendt

*Eugen Wendler (Hrsg.): Friedrich List – Das nationale System der politischen Ökonomie (Monographien der List-Gesellschaft e. V., Neue Folge, Bd. 25), Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2008. 395 S., zahlr. Abb., 88,00 Euro.*

Wer in der Wirtschaftswissenschaft, den Sozialwissenschaften, insbesondere der Entwicklungsforschung und vor allem in der Entwicklungspolitik Friedrich Lists Beitrag zur Entwicklungsdiskussion nicht zur Kenntnis genommen haben sollte, hat nunmehr die Möglichkeit, dies durch die Lektüre der Neuausgabe von Lists Hauptwerk, das zum ersten Mal 1841 erschien, nachzuholen. Er wird dabei erstaunlicherweise feststellen, wie aktuell Lists Reflexionen über die moderne Entwicklungsproblematik sind. Auch wird er zur Kenntnis nehmen, dass bestimmte entwicklungstheoretische Kontroversen, die zu Lists Zeit prominent waren, immer noch von Bedeutung sind, wenngleich die meisten Beobachter der weltwirtschaftlichen Szenerie von heute davon kaum eine Ahnung haben.

Was macht das List'sche Werk so bedeutsam? Im Kern ist es die Auseinandersetzung über die Ermöglichung nachholender Entwicklung im Kontext einer extrem hierarchisierten Weltwirtschaft, die eine Abstufung von Zentren, Subzentren, Semi-Peripherien, Peripherien und Sub-Peripherien kennt. Diese Begrifflichkeiten, die aus der Entwicklungsforschung von heute und aus der Wirtschafts- und Raumgeographie stammen und einzelne Länder in einer Schichtstruktur der internationalen Arbeitsteilung lokalisiert sehen, sind natürlich nicht diejenigen von Friedrich List. Aber in der Sache wurde List von Problemen umgetrieben, die heute immer noch virulent sind: Perspektiven zu entfalten, die eine Inszenierung von gedeihlicher breitenwirksamer Entwicklung trotz internationalen Kompetenzgefälles noch einmal ermöglichen sollen.

Erstaunlich ist dabei, dass bis auf den heutigen Tag und bis hinein in die Darstellung von Schulbüchern Friedrich List als bornierter Schutzzoll-Dogmatiker gekennzeichnet wird. Demgegenüber erarbeitete sich List in der Folge praktischer Erfahrungen, historischer Studien und der scharfzüngigen Auseinandersetzung mit einer dogmatisch verstandenen Freihandelsdoktrin einen vieldimensionalen Zugang zur Analyse von Entwicklung. Materielles Kapital, aber auch immaterielles Kapital (wie Bildung, Wissen, Fertigkeiten, Beiträge zur Kulturbereicherung etc.), institutionelle Rahmenbedingungen, die Interessenorientierung unterschiedlicher Gruppen der Elite, die physische und psychische Befindlichkeit der arbeitenden Bevölkerung, das Transportsystem und die Infrastruktur im Allgemeinen – diese Sachverhalte standen einzeln und in konfigurativer Analyse gebündelt im Zentrum List'scher Diag-

nose von Entwicklung, aber auch von Fehlentwicklung. Lists Studien und Lebenserfahrung vermittelten ihm klare Erkenntnisse darüber, wann das eine und wann das andere aufgrund spezifischer Cluster der genannten Faktoren eintreten würde. Genau diese wirklichkeitsnahe Orientierung – Grundlage erfahrungswissenschaftlich-probabilistischer und nicht dogmatischer Aussagen über Entwicklung – trägt dazu bei, dass die Lektüre von Lists Hauptwerk auch in methodischer Hinsicht immer noch von Gewinn ist.

Die jetzige Neuausgabe ist überdies mit vielen, der Illustration dienenden Bildern versehen, überdies auf Hochglanzpapier gedruckt – also insgesamt eine schöne Ausgabe: List zu Ehren! Sie ist mit einem Vorwort von Eugen Wendler, einem der subtilen Kenner des List'schen Werkes, versehen (man beachte die auf Seite 395 veröffentlichte Liste von mehr als zehn monographischen Studien zur List-Forschung eben dieses Autors). Neben den verdienstvollen Ausführungen zu Lists Biographie und zu den diversen Themenstellungen dieses Klassikers der Ökonomie hätte allerdings in der Hinführung zu diesem Werk der Bezug zur aktuellen Entwicklungsproblematik und zu den aktuellen entwicklungspolitischen Kontroversen sowie zu Autoren, die jüngst List geradezu emphatisch rezipierten (wie Ha-Joon Chang und Erik S. Reinert), pointiert dargelegt werden sollen. Aber vielleicht ist dies eben nicht die Aufgabe eines vor allem an der Biographie Lists und der Verbreitung von dessen Originalschriften interessierten Wissenschaftlers.

*Dieter Senghaas*

*Christoph E. Palmer, Thomas Schnabel (Hrsg.): Matthias Erzberger 1875–1921. Patriot und Visionär. Hohenheim Verlag, Stuttgart 2007. 269 S., 12 Abb., 18,00 Euro.*

Seit der demokratische Rechts- und Sozialstaat mehrere Herausforderungen und Bewährungen bestanden hat und seine Bürger sich seiner einigermaßen sicher sein können, besinnt man sich gern jener Männer und Frauen, denen er in hohem Maß zu verdanken ist, weil sie mit Leib und Leben für ihn eingestanden sind. Diese Besinnung betreibt seit vielen Jahren die Landeszentrale für politische Bildung und seit einigen auch das Haus der Geschichte in Stuttgart. Es hat im Geburtshaus von Matthias Erzberger in Buttenhausen eine Gedenkstätte eingerichtet und fördert die Erinnerung an ihn durch das genannte Buch. Damit muss ein Leser nicht auf ungezählte Beiträge in Fachzeitschriften, Handbüchern und Lexika über Erzberger verwiesen werden, nachdem die einzige Biographie über ihn von Klaus Epstein (1959/62) seit Jahrzehnten vergriffen ist. Mit der hier vorzustellenden Publikation liegt ein gut lesbarer Einzeldruck vor.

Die Herausgeber sind darin selbst mit sachkundigen Beiträgen vertreten (Schnabel: Erzberger als Realpolitiker; Palmer: Erzberger, ein Politiker neuen

Typs) und bemühen sich wie fast alle anderen, ihr Thema nicht nur mit Rückgriff auf die Sekundärliteratur zu behandeln, sondern auf die Quellen selbst (Wulf Reimer: Erzberger als Journalist; Christopher Dowe: E. als Anwalt der kleinen Leute; Rudolf Köberle: E. im Reichstag für Oberschwaben; Paul Kirchhoff: E. und seine Bedeutung als Finanzreformer für unsere Gegenwart). Die Quellen sind freilich fast unübersehbar (annähernd 6000 Druckseiten mit Zeitungsartikeln von Erzberger, ca. 40 Hefte, Broschüren und Bücher sowie seine Reden im Reichstag). Da es nur zwei wissenschaftliche Arbeiten über die Person Erzbergers aus den letzten 40 Jahren gibt (die Dissertation von Christian Leitzbach über seine publizistische Tätigkeit und die Veröffentlichung von Roland Deigendesch über seine Herkunft aus Buttenhausen), ist jeder Autor in der Gefahr zu schreiben, was längst irgendwo gedruckt ist. Das kennen zu lernen, macht freilich einige Mühe, deren sich die meisten Autoren unterzogen haben, wenn es ihr Thema verlangte.

Generalstaatsanwalt Klaus Pflieger schreibt über Erzberger als Opfer politischer Gegner, wobei er bei der Behandlung des politischen Mordes bzw. Tyrannenmordes bis auf die Griechen des Jahres 514 v. Chr. zurückgreift und den Bogen bis zu den 37 Mordopfern der RAF schlägt. Doch aus Erzbergers Zeit nennt er nur Rathenau, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg und weit über 300 andere (E. J. Gumbel, 1922) bleiben unerwähnt. Unverkennbar die Schwäche des rechten Auges bei Juristen – Kurt Tucholsky lässt grüßen. Verortet ist Erzberger schließlich durch einen Beitrag des Münsinger Bürgermeisters Mike Münzing und des sachkundigen Stadtarchivars Roland Deigendesch.

Wie sehr das Haus der Geschichte sich seiner Aufgabe bewusst ist, die Erinnerungskultur zu pflegen, darüber schreiben Paula Lutum-Lenger und Konrad Pflug. Schließlich verdient die Publikation Anerkennung für umfangreiche Verzeichnisse und Register (Thomas Kärcher). Dass Erzbergers in gewisser Weise wichtigstes Werk übersehen wurde, erklärt sich wohl daraus, dass nur einer der Autoren es hätte erwähnen müssen: die Säkularisation in Württemberg, erschienen 1902, neu gedruckt 1974 und vielerorts gewürdigt im Jahr 2003, z. B. in Bad Schussenried bei der Eröffnung der Landesausstellung zu diesem Thema. Die Hauptrede damals hielt Ministerpräsident Erwin Teufel, der in diesem Bändchen den ersten Beitrag mit dem Titel schrieb „Matthias Erzberger – der ‚erste Christdemokrat‘“, in Anführungszeichen also. Denn das wäre er allerdings nur gewesen, wenn es einen zweiten seiner Art gegeben hätte. Eugen Bolz vielleicht, den Teufel nicht erwähnt. Im Übrigen meint Teufel, Erzberger zu würdigen, hieße sein Demokratieverständnis anzunehmen, das er dann auf den Kalauer reduziert „Politik ist die Kunst des Möglichen“. Vielleicht liest der nachmalige Philosophie-Student Teufel bei seinem – im Gegensatz zu seinem Vorgänger und Nachfolger – ernsthaften Interesse an Geschichte bei Carlo Schmid doch einmal den Satz „Politik ist die Kunst, das Notwendige möglich zu machen“. Damit hätte er über Erzberger etwas Zutreffendes gesagt.

*Hermann Josef Pretsch*

*Felix Schlayer: Ein Schwabe in Spanien. Erinnerungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hohenheim Verlag, Stuttgart – Leipzig 2007. 462 S. sowie 10 S. mit Abb., 24,00 Euro.*

„Der Eindruck des zerklüfteten Steingebirges bleibt stark und wird selbst nicht durch die oftgesehenen Bilder abgeschwächt. Er beruht nicht auf dem Ebenmaß geplanter Anordnung, sondern, gerade im Gegenteil, auf der willkürlichen Zyklopenhafteigkeit, mit der diese Zacken, wie zufällig naturgewachsen, ungleichmäßig emporschießen.“ Mit solch markanten Worten beschreibt Felix Schlayer (1873–1950) den Anblick von Manhattan 1932. Als Inhaber einer seit den 1920er Jahren kriselnden Firma landwirtschaftlicher Maschinen in Spanien und als leidenschaftlicher Entwickler einer neuen Dreschmaschine in Deutschland, hoffte er für letztere in den USA einen Käufer zu finden. Zu Papier gebracht hat der kosmopolitische Unternehmer und Tatmensch jene Lebensepisode bei der Niederschrift seiner Memoiren zwischen 1937 und 1948. Auf Initiative seines Enkels wurden diese nunmehr veröffentlicht. Alexander Felix Schlayer hat sie hierfür teilweise gekürzt, redigiert und mit einem Vorwort versehen.

Als Sohn eines Reutlinger Lederfabrikanten waren die ersten Lebensjahre von Felix Schlayer ebenso geprägt durch das Zuhause des elterlichen Betriebs – „eine Gerberei war also eine duftende Angelegenheit“ – wie auch durch exklusive Bildungsmöglichkeiten: So besuchte er 1894/1895 ein Sprachinstitut in der Schweiz. Zuvor hatte der gelernte Kaufmann eine erste Anstellung bei BASF selbst gekündigt, weil er „nur zum Vorgesetzten geboren war und nie zum Angestellten taugte“. 1895 ging Schlayer nach Barcelona, um bei einem schwäbischen Landsmann in dessen Geschäft mit Apparaten für Weinbau und Kelterung einzusteigen. Dies war der Auftakt einer unternehmerischen Erfolgsgeschichte für die folgenden beiden Dekaden. Vor dem Hintergrund einer rückständigen iberischen Agrarwirtschaft baute Schlayer – ab 1910 als alleiniger Inhaber – den zuvor beschaulichen Betrieb in Katalonien zur führenden Vertretung moderner Landwirtschaftsmaschinen in ganz Spanien mit zuletzt rund 300 Angestellten aus.

Als entscheidenden Durchbruch wertet der Autor in seinen Erinnerungen den landwirtschaftlichen Kongress 1902 in Madrid samt den daraus resultierenden Begegnungen mit dem spanischen König Alfons XIII. Das letzte Viertel der Memoiren beschreibt zunächst Schlayers militärische Laufbahn im Ersten Weltkrieg: Als deutscher Offizier wurde er 1915 bei Kämpfen im Elsass schwer verwundet. Nach einem Sanatoriumsaufenthalt erhielt er 1916 ein Kommando nach Berlin, um unter anderem in Verhandlungen mit Fabrikanten und Generaldirektoren die Auftragsvergabe der Kriegsproduktion im Werkzeugmaschinenbereich zu koordinieren. 1920 erfolgte die Rückkehr nach Spanien. Schlayers Hoffnung, „die Geschäfte nun in amerikanischem Umfang zu betreiben“, stellten sich jedoch als Illusion heraus. Zuletzt

konnte er 1936 nur mit letztem Einsatz einen desaströsen Konkurs abwenden.

In einem kurzen „Prolog“ verortet Dr. Sören Brinkmann, Mitautor einer 2006 erschienenen Arbeit zum spanischen Bürgerkrieg, Schlayers Erinnerungen im politischen und ökonomischen Kontext jener Zeit. Ausführlicher geht er auf dessen in den Jahren 1935 bis 1937 in Madrid übernommenes Amt als norwegischer Konsul ein. Unerschrocken hatte sich Schlayer während des Bürgerkriegs ab 1936 dem „roten Terror“ entgegengestellt und unter anderem die norwegische Legation zu einer großen Asylherberge gemacht. Über diese Erlebnisse verfasste er nach seiner erzwungenen Rückkehr nach Deutschland das 1938 in Berlin erschienene Buch „Als Diplomat im roten Madrid“. Brinkmann weist auch auf den von Schlayer nahezu unerwähnt gelassenen Terror der franquistischen Seite hin. In jenem „nationalen“ Spanien des Diktators Franko hat er seine letzten Lebensjahre verbracht.

Schlayers Lebenserinnerungen bieten mit ihrer oftmals kraftvollen Stilistik und einem ausgeprägten Sinn für Selbstironie und Spott eine fesselnde Lektüre. Die ergibt sich zusätzlich dann, wenn man in dem Selbstporträt als unternehmerischer Kondottiere einer Art Gründerzeit in Spanien zwischen den Zeilen liest. Der selbsternannte Modernisator der spanischen Landwirtschaft war auch profitorientierter Unternehmer. Beklagt dieser im Rückblick die Gerissenheit und materialistische Gesinnung im Spanien nach 1918 als „paradise lost“, nachdem er zuvor seitenlang sein eigenes Durchsetzungsvermögen genussvoll ausgebreitet hat („Ich war kein guter Christ, aber ein guter Verkäufer!“), ist dies einer der Widersprüche in der literarischen Selbstinszenierung einer außergewöhnlichen großbürgerlichen Biographie. Ohne sozialkritische Brille betrachtet, wird nicht zuletzt einer Reutlinger Leserschaft Interessantes geboten. Zum Reutlinger Wein vermerkt der schließlich fast 80 Jahre alt Gewordene etwa: „Es ist möglich, dass der generationenlange Genuß dieses eine widerstandsfähige Konstitution erfordernden Getränkes unsere inneren Organe so ausgepicht hat, daß sie zu langer Lebensdauer befähigt sind.“

*Gerald Kronberger*

*Walter Heynowsky: Der Film meines Lebens – Zerschossene Jugend. Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH, Berlin 2007. 336 S., zahlr. Abb., 19,90 Euro.*

Zum Schluss hielt ihn „nichts mehr in dieser Stadt“, in der er rund acht Jahre seiner Jugend verbracht hatte: fünf Jahre in der NS-Zeit, knapp drei Jahre nach deren Ende – und die letzten drei Monate davon im Reutlinger Gefängnis. Den meisten Reutlingern, auch den historisch Interessierten, war Walter Heynowsky bislang kein Begriff, was erstaunen mag, denn der 1927 in Ingolstadt Geborene hat Geschichte geschrieben – im doppelten Sinn. Er war nicht nur eine bedeutende Figur im Presse-, Fernseh- und Verlagswesen der DDR (so

zeichnete er auch mal als Programmdirektor des Fernsehens und wurde dabei zum Schöpfer des „Sandmännchens“), sondern er war auch gemeinsam mit seinem Partner Gerhard Scheumann („Studio H & S“) ein gefeierter und auch im Westen beachteter Dokumentarfilmer. Mehr als 70 Filme hat Heynowsky zu verzeichnen – die meisten prangerten imperialistische und faschistische Tendenzen und auch Verbrechen etwa in Vietnam, Chile und der Bundesrepublik an, wobei Heynowsky heute als 80-Jähriger freimütig bekennt: „Ich war ein kalter Krieger.“

Wie gut er sein dokumentarisches Handwerk versteht, beweist der seit 1948 in Berlin Lebende auch mit dem ersten Band seiner Autobiographie, der 2007 herauskam. Bevor er sich hinsetzte und schrieb, hatte er nochmals die Stationen seiner Jugend besucht, Zeitgenossen und Schulkameraden kontaktiert, die Erinnerungen anderer aus jener „Flakhelfergeneration“ und sonstige historische Quellen studiert. Das akribisch zusammengetragene Material, darunter auch seitenlange Auszüge aus anderen Zeitzeugenberichten, montierte er zu einem bemerkenswert uneitlen und selbstkritischen, nun aber gedruckten „Film“, der auch als zeitgeschichtliches Dokument beeindruckt.

Walter Heynowsky war zehn Jahre alt, als er 1937 nach Reutlingen kam, wo sein Vater, ein überzeugter Nationalsozialist, Arbeit gefunden hatte. Jungvolk, Johannes-Kepler-Oberrealschule, Erstkommunion, Hitlerjugend – „ich sollte und wollte dabei sein“. So war er auch dabei, als auf dem Reutlinger Marktplatz drei Frauen, die sich mit Fremdarbeitern eingelassen hatten, kahlgeschoren wurden. Sein Vater schickte ihn 1942 in ein NS-Internat nach Hagen, von wo er dann 1943 als Luftwaffenhelfer ins Ruhrgebiet kam. Heynowsky wollte Journalist, wollte Kriegsberichterstatter werden – und lernte dabei Herbert Reinecker kennen, der damals als SS-Oberscharführer das HJ-Blatt „Der Pimpf“ leitete (und nach 1945 mit seinen Drehbüchern für „Derrick“ und „Traumschiff“ ständig in deutschen Wohnzimmern präsent war). Wegen „nichtgermanischen Aussehens“ wurde dem jungen Journalisten die Aufnahme in die der SS unterstellten Propagandakompanie „Kurt Eggers“ verweigert – sein Glück, so überlebte er, als 17-Jähriger noch in der Reutlinger Kaserne als Soldat ausgebildet, dank eines weisen Feldwebels den Krieg – und landete im „Cage“ von Bretzenheim als einer von Zigtausenden von deutschen Kriegsgefangenen, die die US-Army über Monate sich selbst und unter freiem Himmel Nässe, Kälte und Hunger überließ, woran Tausende starben.

Ist es schon das besondere Verdienst Heynowskys, auf diese schon damals bewusst dem Völkerrecht entzogene, menschenunwürdige Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen hinzuweisen (die erst die französische Militärregierung abmilderte), so zeichnet er auch ein anderes, wenn auch nicht ruhmreicherer Bild der im April 1946 in Reutlingen gegründeten sozialistischen Jugendzeitschrift „Die Zukunft“ und ihren Machern, vor allem von Werner Steinberg, dem zweiten seiner journalistischen Vorbilder, das ihn enttäuschen sollte. Der hochgebildete, aber labile Steinberg, der als KPD-Funktionär auch

sonst in Reutlingen und Tübingen kräftig mitmischte und austeilte, sorgte aus Rache schließlich dafür, dass seine Freundin und Kollegin Rosemarie Schittenhelm, die 1947 mit Peter Grubbe (später angesehener liberaler „Stern“-Reporter) ein Verhältnis begann, von den Franzosen eingesperrt wurde – und mit ihr, ebenso unschuldig, auch der junge Heynowsky. Er, der vom Nationalsozialisten zum Sozialisten geworden war, hatte in der „Zukunft“, in der auch Iring Fetscher und Alfred Hausser mitarbeiteten, sein Medium gefunden. Doch aus dem gelebten Traum wurde ein Alptraum, und als Heynowsky aus dem Gefängnis entlassen wurde, war aus dem auflagen- und meinungsstarken Blatt ein belangloses Unterhaltungsmagazin geworden.

Noch 1948 ging „Die Zukunft“ ein – und Heynowsky zu seiner Familie nach Berlin. Steinberg, der 1956 in die DDR wechselte und dort als Schriftsteller mit seinen Romanen durchaus Erfolg hatte, wollte sich Heynowsky wieder nähern: „Aber ich hätte das nicht ertragen“. Es war, wie auch Heynowsky berichtet, mit Philipp Maußhardt übrigens ein Reutlinger Journalist, der Steinberg 1989 für seinen Feldzug gegen Peter Grubbe wichtige Munition aus den Archiven lieferte: Grubbe hatte unter seinem richtigen Namen Klaus Volkmann als Kreishauptmann in Galizien Tausende von Juden ausrauben, erschießen oder deportieren lassen – vor allem in Kolomea, aus dem etliche Juden stammten, die sich vor 1933 in Reutlingen niedergelassen hatten.

„Der Film meines Lebens – Zerschossene Jugend“ besteht somit eigentlich aus mehreren Büchern – umso bedauerlicher ist es, dass Heynowsky angesichts der vielen Namen und Fakten auf ein Register verzichtet hat. Aber man kann sein auch optisch erhellendes, da reich und mit künstlerischem Anspruch bebildertes Buch durchaus auch zweimal hintereinander lesen.

*Bernd Serger*

*Iris-Margarethe Rall-Lorenz: Grieshaber und seine Frauen. Zeitzeugen berichten. Oertel+Spörer, Reutlingen 2006. 112 S., 34 Abb., 19,90 Euro.*

Zwischen September 2003 und März 2004 erschien im Reutlinger General-Anzeiger eine fünfteilige Serie über „Grieshaber und seine Frauen“ von der ausgewiesenen Grieshaber-Kennerin Iris-Margarethe Rall-Lorenz. Im Mittelpunkt standen dabei Lebensgefährtinnen und zumeist selbst Künstlerinnen, die mit HAP Grieshaber verheiratet waren (Lena Krieg und Riccarda Gregor-Grieshaber), die möglicherweise (Marguerite Ammann) oder aber ganz sicher (Margarete Hannsmann, Jutta Lüttke) ein sehr intensives Verhältnis zu und mit ihm hatten. Auf der genannten Artikelserie basiert das 2006 publizierte Buch. Wiewohl Frau Rall-Lorenz auch in dessen Vorwort wiederholt, keinen „Anspruch auf Vollständigkeit [sic!] und Wissenschaftlichkeit“ zu erheben, hat sie die ursprünglichen Zeitungsbeiträge weitgehend überarbeitet und mit Fußnoten versehen. Diese wiederum belegen, wie hier zum großen Teil be-

kanntes biographisches Material unter einem neuen Gesichtspunkt ausgewertet wurde und – so hofft die Autorin – „von einer emotionalen Seite her Zugang zu Grieshaber und seinem Werk“ eröffnet. Der Untertitel des Buchs „Zeitzeugen berichten“ bezieht sich nicht zuletzt auf die zusätzlichen Porträts von Nani Croze, dem von dem Holzschneider adoptierten Kind Riccardas, sowie von Grieshabers leiblicher Tochter Ricca, die darüber hinaus der Verfasserin generell mit „Rat und Tat, Erlebnisberichten sowie Erinnerungszeugnissen zur Seite“ stand. En passant wird im Buch auch Margot Fürst als „Beraterin, Publizistin, Finanzmanagerin, Ausstellungsmacherin“ von HAP Grieshaber genannt.

Die Kurzbiographien des Buchs lassen vor allem mit den Kapiteln über Riccarda, Margarete und Jutta – die Autorin präsentiert die Grieshaber-Frauen ihrer Leserschaft zumeist mit Vornamen – ein dichtes Beziehungsgeflecht entstehen. Mit Riccarda („die starke intellektuelle Partnerin an seiner Seite“) ist Grieshaber ab 1953 verheiratet, 1981 stirbt er in ihren Armen. Seine letzten rund anderthalb Lebens- und Schaffensjahrzehnte hatte sie von ihm getrennt in Reutlingen gelebt, nachdem Grieshaber („Pan ist Grieshaber und Grieshaber ist Pan“) mit Margarete Hannsmann („Sie ist eine Nymphe. Die Tochter des Zeus.“) ab 1967 eine künstlerisch sehr fruchtbare Beziehung eingegangen war. Rund eine Dekade später wurde auch Margarete durch die noch jüngere Jutta von Grieshabers Seite gedrängt („Die Liebe ist ein Hemd aus Feuer“) und es entstand eine Beziehung, die sich zwischen 1978 und 1981 nicht zuletzt in über 400 Malbriefen niederschlug. Trotz oder gerade wegen dieser überaus fesselnden Ehe- und Partnerschaftsverhältnisse des Künstlers von Weltruf bewegt sich der Ansatz eines solchen Buches, „den Menschen HAP Grieshaber in der Konstellation zu seinen Frauen“ darzustellen, zwangsläufig als Gratwanderung zwischen aufschlussreichem biographischem Bemühen und bildungsbürgerlich-verbrämtem Voyeurismus. Bei einer weniger versierten Kennerin des Künstlers wäre der Absturz vorprogrammiert. Dass Grieshabers Frauen interessante Lebenswege aufweisen, macht das Buch in aller Kürze deutlich.

Im Einzelfall gibt es zu diesem Themenkreis sicherlich noch Interessantes zu entdecken. So betreut der Rezensent derzeit Erschließungsarbeiten an dem im Stadtarchiv verwahrten Nachlass des Dichters Ludwig Finckh, dessen Urne unweit von Grieshabers Wohnhaus 1964 an der Achalm bestattet wurde. Zu Leben und Werk des Dichters erschien 1941 die Biographie „Der deutsche Finckh“. Deren Verfasser war ein Heidenheimer Lehrer namens Gotthold Wurster, der Vater von Margarete Hannsmann. *Gerald Kronberger*

*Thomas Vogel; Joachim Feist: Erlebnis Schwäbische Alb. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006. 144 S., 159 farbige Abb., 17 Karten, 29,90 Euro.*

Alle Jahre wieder erscheinen neben den klassischen Reise- und Wanderführern auch großformatige Bild- und Textbände zur Schwäbischen Alb. Ein dankbares Thema, geben die geheimnisumwitterten Blauen Berge doch stets neue Einblicke und Ansichten preis. Der Kulturwissenschaftler und bekennende Alb-Liebhaber Thomas Vogel hat zusammen mit dem Fotografen Joachim Feist 2006 im renommierten Theiss Verlag ein neues Buch über die „Herzenslandschaft der Schwaben“ (so die Verlagsankündigung) publiziert.

Die 16 Kapitel verweisen auf die vielfältigen Natur- und Kulturlandschaften dieser Region. Die Reise der Autoren geht vom Härtsfeld, der leicht hügeligen Karsthochfläche im Nordosten, quer über die unterschiedlichen Albgebiete bis hin zum Donautal im Südwesten. Bild und Wort stehen dabei in einem ausgewogen Verhältnis zueinander. Farbige Fotografien in unterschiedlichen Formaten bereichern die Texte. Vorwiegend sind Landschaft, Architektur und Kleintiere wirkungsvoll in Szene gesetzt. Nur wenige Abbildungen erlauben jedoch Einblicke in Alltags- und Arbeitswelten der Alb.

Unterhaltsame Beschreibungen über Land und Leute, Natur und Geschichte werden in jedem Kapitel durch anregende Kurzinformationen für Ausflüge und Aktivitäten ergänzt. Egal ob kulturell, historisch oder kulinarisch interessiert, für jeden ist etwas dabei, und pro Region gibt es noch einen ausführlichen „Erlebnistipp“ extra. Empfohlen werden da aufregende sportliche Abenteuer wie Gleitschirmfliegen am Bläsiberg und Felsenklettern im Oberen Donautal, aber auch weniger spektakuläre Klassiker wie Wandern im Wental, Skilanglauf auf den über 100 Loipen, Zeitreisen in die Saurierwelt im Klopsteinbruch bei Holzmaden, Besichtigungen der „Araber“ im Lautertal, der Blumenwiesen auf dem ehemaligen Münsinger Truppenübungsplatz oder des „Goldes“ der Schwäbischen Alb in Form von Nudeln.

Die sprachliche und visuelle Aufbereitung altbewährter Ausflugsziele, gepaart mit ungewöhnlichen Freizeitangeboten der modernen Tourismusbranche, wecken Neugierde und machen Lust auf das „wilde Paradies der Schwaben“ (Klappentext). Während die Bildsprache eher klassischen Sehweisen folgt und typischen Motiven der Albfotografie verhaftet bleibt, sind es vor allem die Texte von Thomas Vogel mit ihrem kulturwissenschaftlich geschärften Blick, die neue Ansichten auf Altbekanntes gewähren.

Die Tendenz, bei den praktischen Tipps einen faszinierenden Naturraum zum modischen Wellness- und Erlebnispark zu machen, ist unter ökologischen Gesichtspunkten bedenklich. Dennoch macht der umfassende Gesamtüberblick das Buch zu einer gelungenen Einstiegslektüre und erlaubt durch zahlreiche Alternativen auch einen sinnvollen Umgang mit den Freizeitangeboten, so dass das Erholungsgebiet noch möglichst lange erhalten bleibt.

*Anna Pytlik*

*Harald Schukraft: Kleine Geschichte des Hauses Württemberg. Silberburg-Verlag, Tübingen 2006. 291 S., 178 Abb. und Karten, 13 Stammtafeln, 24,90 Euro.*

„Kleine Geschichten“ haben derzeit Konjunktur. Sie entsprechen dem Bedürfnis, komplexe geschichtliche Themen oder zerstreutes Einzelwissen in einem zusammenhängenden Überblick kennenzulernen. Es ist darüber hinaus auch ein Desiderat, dass Sachkenner einen in den letzten Jahrzehnten erreichten Forschungsstand in solche Darstellungen einarbeiten. Beiden Postulaten entspricht das Werk Harald Schukrafts in besonderem Maße.

Der Autor beschreibt 24 Generationen einer Dynastie, die die Geschehnisse Südwestdeutschlands vom ausgehenden 11. bis ins beginnende 20. Jahrhundert geprägt hat. Mit der Absicht, „skizzenhaft und erzählend“ zu sein, schildert er Person und Werk einzelner Herrscher, die auf den Trümmern des Stauferreiches die Grafschaft Wirtenberg, im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit das protestantische Herzogtum und zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Königreich Württemberg errichtet haben. Harald Schukraft berücksichtigt nicht nur die 45 Regenten und ihre Gattinnen, sondern auch weitere Familienangehörige.

Gelungen ist der Versuch, die Territorialpolitik in einen gesamtgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen: Den „Verrat von Frankfurt“, den die Grafen Ulrich I. und Hartmann von Grüningen 1246 am Stauferkönig Konrad IV. begingen, oder die Rolle Eberhards im Bart (1482–1496) und Herzog Ulrichs (1503/34–1550) bei der Schaffung eines protestantischen süddeutschen Herzogtums oder auch die virtuose Politik König Friedrichs (1795/1806–1816) im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons, die Württemberg zum Königtum und in die Modernisierung führte. Der Reutlinger Leser wird an den wichtigen landeshistorischen Zäsuren unschwer lokalgeschichtliche Zusammenhänge herstellen können.

Dem Titel des Werkes entsprechend arbeitet Harald Schukraft vor allem den Anteil der Dynastie an der „Erfolgsgeschichte Württembergs“ heraus. Im Mittelalter durch eine „Kaisernähe“ entstanden, legten strenge Hausgesetze großen Wert auf „ebenbürtige“, d. h. kaiserliche, königliche und reichsfürstliche Eheschließungen. In Verbindung mit einer geschickt taktierenden, gelegentlich rücksichtslosen Diplomatie brachten diese Eheschließungen der Dynastie nicht nur Territorialgewinne und Finanzmittel, sondern auch hohe politische Protektion ein. Neben glücklichen Konstellationen lernt der Leser auch Krisen kennen, als die Existenz des Landes gleichsam am seidenen Faden hing, sei es aufgrund äußerer Einflüsse, wie z. B. im Dreißigjährigen Krieg, sei es aufgrund immer wieder auftretender Regentschaften für minderjährige Nachfolger.

Es ist ein Verdienst Harald Schukrafts, dass er nicht nur die Hauptzweige des Hauses, sondern auch die Nebenlinien darstellt. Mehrfach musste die

Herrschaftskontinuität der Dynastie durch Rückgriff auf thronberechtigte Erben anderer Familienzweige gerettet werden. Dies beweist die Bedeutung des dynastischen Familienbewusstseins, das durch Hausgesetze und Erbvergleiche garantiert wurde. Zudem werden im Zusammenhang mit der Geschichte der Nebenlinie interessante Spuren württembergischer Geschichte auch jenseits des Kernlandes erschlossen, wie z. B. das „protestantische Barockjuwel“ der Sophienkirche im oberschlesischen Carlsruhe (heute Pokój in Polen).

Wer sich für Geschlechtergeschichte interessiert, wird Anschauungsmaterial über die politischen Rolle der Ehegattinnen und ihr persönliches Schicksal finden. Dynastische Zweckheiraten und zerrüttete Ehen, aber auch persönliche Liebe und erfülltes Familienleben lagen oft eng beieinander. Harald Schukraft scheut sich nicht, bei passender Gelegenheit die Grauzonen zwischen emotional-menschlichen Bedürfnissen und kühler Staatsraison auszu-leuchten.

Die Lektüre des Buches verdeutlicht die Bedeutung des personalen Elements in der Geschichte. Der Autor verarbeitet eine Fülle genealogischer Fakten, geht auf deren rechtliche Hintergründe und politischen Zweck und insbesondere auch in Text und Bild auf die verschiedenen Wappen ein.

Harald Schukrafts Darstellung zeichnet sich durch große Leserfreundlichkeit aus: ein flüssiger, nicht durch Anmerkungen unterbrochener Schreibstil, ein klares, reich illustriertes Textbild mit sorgfältig formulierten Bildlegenden, zahlreiche, die Orientierung erleichternde Zwischenüberschriften, originelle drucktechnische Einfälle, wie z. B. die farbliche Tönung bestimmter Kapitel, machen das Werk zu einer nicht nur informativen, sondern auch spannenden und angenehmen Lektüre. Dem Charakter des Werkes entsprechend ist der Anhang mit einer Herrschertabelle, einer Ortsnamenkonkordanz und wichtigen Literaturhinweisen auf das Notwendigste beschränkt. Zur leichteren Erschließung der zahlreichen Informationen wäre allerdings ein Schlagwortregister mehr als nützlich.

Harald Schukraft hat nicht nur einen Riesenstoff bravourös gebändigt, sondern jedem, der sich auf geschichtliche Spurensuche begibt, eine wahre Fundgrube bereitgestellt.

*Wilhelm Borth*

*Bernhard Mann: Kleine Geschichte des Königreichs Württemberg 1806–1918 (Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2006. 280 S., 32 Abb., 17,90 Euro.*

Das Nachwort (S. 259 ff.) dieses handlichen Werks hätte eigentlich auch gut als Vorwort dienen können, denn es macht viele Facetten des heutigen „Geschichte-Erzählens“, wie Bernhard Mann es versteht, deutlich. Die hier dargelegte Rechtfertigung für das Schreiben eines wissenschaftlichen Werks ohne

Fußnoten (S. 269) ist auch dringend notwendig, denn eigentlich versucht der emeritierte Tübinger Historiker die Quadratur des Kreises: Sein Buch will überblicksartig und doch detailgerecht, wissenschaftlich und doch lesbar sein – ein Vorhaben, das dem Autor durchweg ausgesprochen gut gelungen ist.

Das Buch ist in sieben Großkapitel unterschiedlicher Länge gegliedert, wobei die beiden ersten Kapitel, die die Regentschaft Friedrichs I. umfassen, fast 30 Prozent des Gesamtumfangs einnehmen. Hinweise zur Literatur, ein Literatur- und Bildverzeichnis sowie eine Zeittafel und zwei Karten auf den Innenumschlagseiten runden das Werk ab. Ein Personen- und Sachregister sucht man leider vergebens. Die Schwarzweißbebilderung ist sparsam, aber mit hinreichend erläuternden Legenden versehen und zum Glück nicht im Briefmarkenformat, so dass auch Textabbildungen noch lesbar sind. Eine formale Besonderheit des Buches stellen die meist am Kapitelende in grau schattierte Kästen platzierten Zusammenfassungen dar, die ein wenig an ein Schulbuch bzw. an ein Kompendium für Geschichtsstudenten erinnern – ein solches „Summary“ ergibt sich aus der Zielsetzung des Autors, „Studenten der Geschichte im weiteren Sinne“ anzusprechen (S. 260). Diese Kästchentexte stören aber den Lesefluss eigentlich nicht und bringen das vorher Dargelegte meist knapp auf den Punkt.

Die württembergische Geschichte von 1806 bis 1918 steht natürlich im Zentrum der Betrachtungen, aber der Autor stellt sowohl die Vorgeschichte der Gründung des Königreichs Württemberg dar als auch die Zeit nach der Abdankung König Wilhelms II.

Das Königtum Friedrichs I. (1806–1816) ist ein Produkt der Umgestaltung Europas durch Napoleon. Friedrich organisierte sein um das Doppelte vergrößertes Territorium nach dem Vorbild der französischen Verwaltung neu und schuf damit wichtige Grundlagen für das moderne Württemberg, wobei er zahlreiche Widerstände überwinden musste. So scheiterte z. B. sein Versuch, dem Land eine fortschrittliche Verfassung zu geben, an den Altwürttembergern, die das angeblich „gute alte Recht“ gewahrt wissen wollten. In der Außenpolitik war das „Spiel der Politik“ (S. 31), das Friedrich betrieb, geprägt von den wechsellvollen Zeiten des Aufstiegs und Falls Napoleons. Bernhard Mann würdigt den ersten württembergischen König in diesem Zusammenhang als realistischen, vorsichtig taktierenden Politiker, der nach seinem plötzlichen Tod 1816 seinem Sohn und Nachfolger Wilhelm I. einen schon so weit vollendeten Bau des Reichs übergab, dass dieser „mehr um- und auszubauen als einzureißen und neu zu bauen hatte“.

Die Regierungszeit Wilhelms I. (1816–1864) wird mit den üblichen Schlagworten Restauration, Revolution und Reaktion umrissen. In der Bilanzierung der Ereignisse dieser Jahre bescheinigt der Autor dem zweiten württembergischen König, dass er es verstanden habe, „die Entwicklung seines Landes von Staats wegen zu fördern“ (S. 185), ohne dabei seinen Souveränitätsanspruch aufzugeben. Die Rolle, die er und die württembergischen „Revolutionäre“,

die generell gemäßigter waren als ihre Mitstreiter aus Baden, 1848/49 spielten, werden sehr differenziert dargelegt.

Unter dem dritten Herrscher, König Karl (1864–1891), ging Württemberg den „Weg ins Kaiserreich“ (so die Kapitelüberschrift S. 197). Hierbei seien die Württemberger „bei aller Distanz zum spezifischen Preußentum bald mehr als nur passiv-loyale Reichsdeutsche geworden“. Unter seinem Nachfolger Wilhelm II. (1891–1918) schritt der Modernisierungsprozess weiter voran, wobei auch die Position der Volksvertretung einen deutlichen Zuwachs an Einfluss erfuhr. Wilhelm II. war für viele eine Art „Bürgerkönig“ und seine Abdankung im Zusammenhang mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Novemberrevolution 1918 wurde von vielen Württembergern bedauert.

Auch wenn dadurch, dass sich diese Darstellung des Königreichs Württemberg an den Regierungszeiten der gekrönten Häupter orientiert, der Eindruck entstehen könnte, es handele sich hier um eine reine Herrschergeschichte, so trifft dies keineswegs zu. Das Buch enthält ein Fülle von Angaben zu den Lebensverhältnissen im Königreich Württemberg, so dass der Leser ein anschauliches und dichtes Bild von den Entwicklungen in Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur usw. erhält; gerade in diesen Abschnitten zeigt sich die Stärke des Autors, Allgemeines an konkreten Beispielen zu verdeutlichen. Frauen-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte werden ebenfalls angemessen berücksichtigt.

Insgesamt stellt Bernhard Manns „Kleine Geschichte des Königreichs Württemberg“ ein sehr lesenswertes, zum Teil geradezu unterhaltsames Werk dar, dessen Lektüre – dem Wunsch des Autors entsprechend – vielen „Studenten der Geschichte im weiteren Sinne“ sehr empfohlen werden kann.

*Thomas Gollhardt*

*Baden-Württemberg. Gesellschaft, Geschichte, Politik, hrsg. von Reinhold Weber und Hans-Georg Wehling (Schriftenreihe zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 34). Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2006. 321 S., 30,00 Euro.*

Der inzwischen zum Klassiker gewordene Band erscheint in der fünften Auflage nicht nur überarbeitet, sondern auch durch einige neue Beiträge erweitert. Grundlegend sind die beiden Beiträge der Herausgeber zur Geschichte, politischen Kultur und zum Parteiensystem des Landes. Hans-Georg Wehling, der Begründer der Schriftenreihe, zeichnet ein sehr anschauliches Bild der Geschichte des historisch stark zersplitterten Südwestens sowie der Entstehung des Bundeslandes Baden-Württemberg und stellt dabei besonders die Rolle von Theodor Eschenburg heraus. Reinhold Weber greift in seinem Part über die politische Kultur und das Parteiensystem Baden-Württembergs die These von Wehling auf, die wirtschaftliche, soziale und politische Struktur des heutigen Südwestens sei weitgehend durch Ereignisse und Entwicklungen des

19. Jahrhunderts geprägt worden. Weber beschreibt sehr differenziert, wie die damaligen gesellschaftlichen Konfliktlinien zwischen (nationalem) Zentrum und (regionaler) Peripherie, zwischen Staat und Kirche, zwischen Arbeit und Kapital und zwischen Stadt und Land von den Parteien politisiert wurden. Die Dominanz der CDU seit der Gründung des Landes Baden-Württemberg erklärt er aus der Bündelung mehrerer Faktoren: „Bollenhut und Biotech trägt zusammen mit dem konfessionellen und regionalen Faktor dazu bei, dass die CDU ähnlich wie die CSU in Bayern, als Landespartei wahrgenommen wird ...“ (S. 83 f.). In diesem Zusammenhang hatte Hans-Georg Wehling bereits auf ein Spezifikum des hiesigen Regierungswechsels hingewiesen. Die Ministerpräsidenten wurden jeweils – nicht freiwillig – von den Vorsitzenden der Landtagsfraktion, die zum Teil auch die Funktion der Opposition übernimmt, abgelöst.

In ihrer Analyse des politischen Systems stellen Ulrich Eith und Bernd Schlipphak sowohl eine Gouvernentalisierung des Gesetzgebungsprozesses als auch eine Verlagerung der Gesetzgebungskompetenzen auf die Bundes- und europäische Ebene fest. Rudolf Hrbek beschreibt diese doppelte Verflechtung mit diesen beiden Ebenen und entsprechende Strategien Baden-Württembergs, sich in diesem Verbundsystem zu behaupten. Zu den wichtigen Beiträgen zum politischen System gehören nicht zuletzt auch die auf den neuesten Stand gebrachten grundlegenden und gut strukturierten Aufsätze von Fritz Endemann zur Verwaltung und von Hans-Georg Wehling zur Kommunalpolitik.

Gisela Meister-Scheufelen beschreibt den demographischen Wandel in Baden-Württemberg und Hilde Kost die Wirtschaftsgrundlagen des Südwestens. Für die Zukunftsfähigkeit des Landes wird nach ihnen das „geistige Kapital“ Baden-Württembergs immer wichtiger. Umso bemerkenswerter sind die neu in den Band aufgenommenen Analysen der baden-württembergischen Bildungs- und Kulturpolitik. Helmut Frommer und Doris Knab geben einen guten Überblick über die ihrer Meinung nach reich parzellierte Bildungslandschaft. Deren Pflege bewerten sie folgendermaßen: Sie wurde im genannten Zeitraum (seit 1994) „allenthalben weiter bewirtschaftet, so gut es ging. Echte Brachen sind kaum entstanden, aber für weite Landstriche fehlt es am notwendigen Dünger – also den Finanzen –, aber auch am Regen – den tragfähigen Konzeptionen – und an der Pflege – dem Enthusiasmus der so oft enttäuschten Lehrerschaft –, die alle drei zusammen erst auf eine reiche Ernte hoffen ließen.“ Positiv hervorgehoben werden das differenzierte berufliche Bildungssystem, die Fachhochschulen und Berufsakademien, während der Lehrerausbildung und der Hochschulgesetzgebung kein so gutes Zeugnis ausgestellt wird.

Sabine Freudenberger und Siegfried Höfermann beschreiben detailliert die vielgestaltige Kulturlandschaft des Landes und heben dabei hervor, dass es aufgrund der Geschichte des Landes staatliche Kultur stets im Doppelpack

gebe, und zwar in Stuttgart und in Karlsruhe. Kritisiert wird die zu große Zahl der kleinen Museen, die vielfach nicht professionell betreut werden könnten. In ihrer Bewertung der Kulturpolitik sprechen die Autoren – etwas überspitzt – von einer „eher engen bis provinziellen Sicht der Ära Teufel“ (S. 263) und von einer „Lähmung der letzten Jahre“ (S. 286), die es zu überwinden gelte. An die Geschichte des Landes knüpft der Beitrag von Wolfgang Zimmermann über die Religionen und Konfessionen an. Er analysiert den Wandel der beiden großen Volkskirchen und die Faktoren der rückläufigen Kirchenbindung, geht aber auch auf die Freikirchen, Ostkirchen und die zunehmende Bedeutung des Islams ein.

Insgesamt ist dem sehr gelungenen erweiterten und auf den neuesten Stand gebrachten Standardwerk eine große Leserschaft zu wünschen.

*Paul Ackermann*

*Konrad Pflug, Ulrike Raab-Nicolai, Reinhold Weber (Hrsg.): Orte des Gedenkens und Erinnerns in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Bd. 35). Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2007. 422 S., 124 Abb., 30,00 Euro.*

Baden-Württemberg ist ein an Gedenkstätten reiches Land: Sie erinnern insbesondere an das Leben und Sterben der vertriebenen jüdischen Bevölkerung, aber auch an Orte des Widerstandes und an herausragende Persönlichkeiten der Demokratiegeschichte des 20. Jahrhunderts. Ein dichtes Netz zeigt sich da beim Blick auf die Landkarte – ein Netz, das von einer gut ausgebildeten institutionellen Infrastruktur getragen wird. Zusammengeschlossen sind die baden-württembergischen Gedenkstätten in einer Landesarbeitsgemeinschaft, unterstützt von einem eigenen Referat in der Landeszentrale für politische Bildung. Seit Längerem schon bietet eine dicke Broschüre eine Übersicht über all diese Gedenkorte. Jetzt ergänzt ein umfangreicher Sammelband die Selbstdarstellung, in dem rund 70 Initiativen auf jeweils etwa fünf Seiten ihre Arbeit präsentieren.

Herausgegeben wurde der Band vom Leiter des Gedenkstätten-Referates Konrad Pflug und den Historikern Ulrike Raab-Nicolai (Staatsanzeiger) und Reinhold Weber (Landeszentrale für politische Bildung). Das Buch ist ein dickes Kompendium und informativer „Reiseführer“ zu den Orten von Verfolgung und Widerstand. Alphabetisch geordnet finden sich komprimierte Einblicke in die baden-württembergischen Orte des Erinnerns von Adelsheim (Ehemalige Synagoge Sennfeld) bis Weinsberg (Kriegsgefangenenlager) und Wenkheim. Viele ehemalige Synagogen sind darunter, aber auch etliche KZ-Gedenkstätten und einige kleine, eher verborgene Gedenkorte wie das „Gräberfeld X“ in Tübingen oder der „Kinderfriedhof Gantenwald“ bei Bühler-

zell. Mitunter gehört etwas Findigkeit bei der Suche dazu, weil eingemeindete Teilorte unter dem Namen der heutigen Kommune eingeordnet sind (etwa „Baisingen“ unter Rottenburg oder „Nordstetten“ unter Horb) und es leider kein Register gibt. Doch schon das Blättern und Stöbern lohnt sich: Groß ist die Vielfalt der unterschiedlichen Ansätze, die sich durch eine großzügige Bebilderung anschaulich und anregend präsentieren. Allerdings fehlt eine Übersicht mit einer Zusammenstellung nach historischen Kategorien – so bleibt dem Nutzer das Erschließen der Vielfalt selbst überlassen.

Verfasst haben die Texte meist die Leiter/innen oder Initiator/innen der Einrichtungen, die über die Beschreibung ihrer Entstehungsgeschichte ein breites Engagement historisch interessierter und politisch verantwortungsbewusster Bürgerinnen und Bürger dokumentieren. Fast immer ging der Anstoß von lokalen Gruppierungen wie Geschichtswerkstätten oder anderen Initiativkreisen aus, viele Gedenkstätten haben da einen langen Atem bewiesen. Für die Region Neckar-Alb finden sich hier wichtige Gedenkstätten in: Gomadingen-Grafeneck (für die Opfer der NS-„Euthanasie“), Münsingen-Buttenhausen (Ausstellung zum jüdischen Leben und Erzberger-Gedenkstätte), Tübingen („Gräberfeld X“ auf dem Stadtfriedhof und das „Denkmal Synagogenplatz“ in der Gartenstraße) sowie die ehemaligen Synagogen in Hechingen, Rottenburg-Baisingen, Horb-Rexingen und Haigerloch, das Berthold-Auerbach-Museum in Horb-Nordstetten und die KZ-Gedenkstätte Bisingen.

Zahlreiche ehemalige Synagogen sind hier versammelt durch die historische bedingte Konzentration ehemaliger „Judendörfer“ im oberen Neckarraum. Interessant ist der Blick auf die unterschiedlichen Ansätze. Das Buch ermöglicht hier aufschlussreiche Vergleiche, etwa zwischen Hechingen, wo sich schon 1979 ein Verein zur Spurensuche und Rettung der ehemaligen Synagoge gründete, und Baisingen, wo die als Scheune genutzte ehemalige Synagoge erst 1984 unter Denkmalschutz gestellt und in den 1990er Jahren sensibel restauriert wurde: Hier sind die Spuren der Zerstörung bewusst sichtbar geblieben, während in Hechingen der sakrale Raum schon 1986 in voller Pracht wiederhergestellt war.

Literaturhinweise und Adressen komplettieren den ausführlichen Service, den das Buch bietet. Aufgenommen wurden auch Texte, die den Deportationen aus Baden und Württemberg gewidmet sind und auf Gedenkstätten in Gurs (Südfrankreich) und Riga (Lettland) verweisen. Weitere „grenzüberschreitende“ Kapitel weisen auf das KZ Natzweiler-Struthof und eine Widerstandsgruppe in der Region um Straßburg hin. Wichtig sind in dieser Reihe das Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Grafeneck mit Dauerausstellung (seit 2005) und das 1997 mit der weltweit ersten Dauerausstellung zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma eröffnete „Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma“ in Heidelberg. Erinnerungsstätten für Widerstandskämpfer gibt es außerdem in Albstadt-Lautlingen (Staufenberg-Schloss), Forchtenberg (Geburtsort von Sophie Scholl), Buttenhau-

sen (Matthias Erzberger), Ulm (Denkstätte Weiße Rose) und Brettheim, ferner die Stauffenberg-Erinnerungsstätte im Alten Schloss Stuttgart. Interessant auch die Hinweise auf die Orte, die keinen Bezug zur NS-Zeit haben, etwa zwei Theodor-Heuss-Gedenkstätten, das Wohnhaus Albert Schweitzers in Königfeld, die Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg oder das DDR-Museum in Pforzheim und die „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ im Schloss Rastatt.

Mit so vielen Anregungen und detaillierten Informationen lassen sich fundiert Exkursionen und private Ausflüge für Wissensdurstige planen – als Heimatgeschichte der etwas anderen Art. Der einleitende Text der Herausgeber referiert die Geschichte und Bedeutung der „Orte des Gedenkens und Erinnerns“ im Land. Ein Essay von Peter Steinbach (Professor für Geschichte an der Universität Karlsruhe) reflektiert schließlich auch die Rolle der Gedenkstätten als Ort politischer Bildung: „Gedenkstätten beruhigen nicht. Sie sollen in der Tat, wie Theodor Heuss andeutete, ein Stachel im Fleisch der deutschen Nachkriegsgesellschaft sein“ und: „Sie erinnern an die schrecklichen Möglichkeiten des Menschen. Alles ist weiterhin möglich.“ Für Steinbach leisten Gedenkstätten einen entscheidenden Beitrag „zur Zivilisierung der politischen Macht und zur Selbstzivilisierung der Gesellschaft“.

*Karin-Anne Böttcher*

*Joachim Hahn und Jürgen Krüger: „Hier ist nichts anderes als Gottes Haus...“. Synagogen in Baden-Württemberg, hrsg. von Rüdiger Schmidt und Meier Schwarz. Band 1: Geschichte und Architektur (Jürgen Krüger), Band 2: Orte und Einrichtungen (Joachim Hahn). (= Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland, Bd. 4.) Theiss Verlag, Stuttgart 2007. 397 und 576 Seiten, zahlreiche, z. T. farbige Abbildungen, 69,90 Euro.*

Zwei prachtvolle Bände zeigen auf, was nicht mehr ist: Mit dem von Judaica-Fachmann Dr. Joachim Hahn und dem Kunsthistoriker Prof. Dr. Jürgen Krüger bearbeiteten zweigeteilten Grundlagenwerk hat Baden-Württemberg nun auch seinen Beitrag zu der von Meier Schwarz (Synagogue Memorial, Jerusalem) initiierten Dokumentation bekommen, als vierter Band überhaupt. Das Werk hat eine Geschichte, seinen eigenen, traurigen Hintergrund: Schon 1938, als sich die jüdischen Gemeinden in Deutschland zwangsweise auflösten, erschien in der „Jüdischen Rundschau“ der Aufruf, dass sich „die Juden Deutschlands und ihrer Gemeinden in ein Buch der Erinnerung eintragen“ sollten. Rund siebzig Jahre später ist dieses Vorhaben zumindest für Teile des ehemaligen Deutschen Reiches endlich ausgeführt.

Möglich werden konnte das nur dank verschiedener Stiftungen, vor allem aber dank des überragenden Wissens des akribischen Sammlers und Kenners von Spuren jüdischen Lebens in den Städten und Gemeinden Baden-Würt-

tembergs: Pfarrer Joachim Hahn ist immer wieder als Autor von Lokalstudien und Übersichtswerken zur Geschichte der Juden im Land hervorgetreten. Sein „Synagogengedenkbuch“ setzt den jüdischen Gemeinden in Bild und Text ein bleibendes Denkmal. Es zeigt nicht nur die ausgelöschte Vergangenheit, sondern auch, wo wieder neues jüdisches Leben gewachsen ist: Die Fotos der neuen jüdischen Gemeinden sind wohlthuend angesichts der Sammlung historischer Aufnahmen, die von Zerstörung und dem gewaltsamen Ende der blühenden Gemeinden zeugen. Eine hervorragende Druckqualität lässt auch bei kleinsten Formaten alle Bilder ihre Wirkung entfalten und für sich sprechen.

Der Aufbau dieses Teilbands ist alphabetisch nach Kommunen geordnet, wobei eingemeindete Orte unter der neuen Verwaltungseinheit aufgeführt sind (etwa „Wankheim“ unter „Kusterdingen“). Das detaillierte, in Band 1 untergebrachte Register sorgt für entsprechende Aufklärung. Ein Anhang mit Literatur und den wichtigsten Quellen zu allen Orten vervollständigt Hahns umfassendes Grundlagenwerk des 2. Bands. Klar gegliedert hat der Autor nach einem durchgängigen Schema sein Wissen zu jedem einzelnen Ort aufbereitet – mal ist es nur ein Absatz, mal sind es mehrere Seiten, die nicht selten mit Fotos des neuen jüdischen Gemeindelebens schließen: deutlich tröstlicher als die abgebildeten Gedenktafel-Texte, die allzu oft nur von der Hilflosigkeit und der Schwierigkeit des Erinnerns zeugen.

Ein deutlicher Kontrast und eine spannende, von meist sogar farbigen Abbildungen reich illustrierte Zusammenstellung ist der erste Teilband des Gedenkbuches. Jürgen Krüger hat hier eine komplette Entwicklungsgeschichte des Synagogenbaus geliefert. Der Professor für Kunstgeschichte an der Universität Karlsruhe sah seine Aufgabe darin, „das vorliegende Material, also die Bauten oder ihre Überreste, mit kunsthistorischen Methoden zu durchdringen. Wie können die Bauten interpretiert werden, was sagen sie über die Bauherren aus, über das Zusammenleben von Juden und Christen?“ Wo die Bewohner, ja sogar die Gebäude selbst verschwunden sind, sollen doch Aussagen auf deren Lebenswelt aus den Überlieferungen herausgefiltert werden. Deshalb hat Krüger seine Materialbasis um Gespräche mit Zeitzeugen erweitert, die die Synagogen noch gesehen haben – ein ungewöhnliches Vorgehen für einen Kunsthistoriker, aus der Not geboren, über eine Bauwerksgattung und Bauwerke zu schreiben, die praktisch nicht mehr existieren. So viel wie möglich hat der Autor selbst in Augenschein genommen und eigene Quellenstudien betrieben, denn er hatte die undankbare Aufgabe, „zusammenfassend über Dinge zu schreiben, die einzeln kaum untersucht worden sind“ (Zitat aus Krügers „Methodischem Nachwort“) – diese Aufgabe hat er mit Bravour gelöst.

Schon der Blick auf die bunte Landkarte im Einband macht vieles deutlich: Etwa dass das Herzogtum Württemberg um 1790 geradezu eine „Wüste“ war, was jüdisches Leben betrifft, während in der Kurpfalz und im Hochstift

Speyer fast jeder größere Ort eine eigene Synagoge hatte! Die Dokumentation hält sich nicht akribisch an die Landesgrenzen – Kunsthistoriker Krüger sagt explizit, seine Darstellung versuche „einen Abriss der Synagogenbaugeschichte in Südwestdeutschland zu geben“ und weicht deshalb von Hahns Ortsartikeln durch die Ausweitung des Untersuchungsgebiets ab. Sein großer Verdienst ist das Einordnen der jeweiligen Bauten in die historischen Rahmenbedingungen, auch in Bezug zur Kirchengeschichte und Kirchenbaukunst. Er beginnt mit den „Voraussetzungen in der Antike – Tempel und Synagoge“, blickt auf 30 Seiten auf das Mittelalter („Erste Blüte und Ende auf Raten“), um dann die „Neue Blüte im Zeitalter des Barock“ und die großen Blütezeiten zwischen Emanzipation und Reichsgründung und schließlich bis zum Ende der Weimarer Republik zu beleuchten. Die letzten 40 Seiten sind „Zerstörung und neuer Anfang nach 1945“ gewidmet. Doch damit nicht genug: In Band 1 hat neben dem Haupttext und dem Register für beide Bände, neben einer umfassenden Literaturliste und einem sehr hilfreichen Glossar auch noch ein „Verzeichnis der Rabbiner in jüdischen Gemeinden im Bereich Baden-Württembergs“ Platz gefunden – sicher ein Ergebnis der jahrzehntelangen Recherche- und Sammlungsarbeit von Joachim Hahn, auf die viele (Heimat-)Forscher dankbar zurückgreifen werden.

Der Beitrag von Joachim Krüger ergänzt Hahns Dokumentationsarbeit aufs Schönste: Während Band 2 ein in Spalten gesetztes, lexikalisch aufgebautes Nachschlagewerk ist, hat Krüger ein echtes „Lesebuch“ verfasst. Er legt in seinem Beitrag nicht nur auf Anschaulichkeit und Verständlichkeit Wert: Sein Schreibstil ist ausgesprochen angenehm und leicht lesbar. Durch die Betonung des historischen Kontexts ist sein Buch zugleich eine geraffte Geschichte des Judentums in Südwestdeutschland überhaupt, die auch von Jugendlichen und „Judaica-Neulingen“ mit großem Gewinn gelesen werden kann. Durch die großzügige Bebilderung gewinnt diese Überblicks-Geschichte noch mehr: Rekonstruktionen mittelalterlicher Ansiedlungen, Bilder verschiedener Fragmente, Entwurfszeichnungen und immer wieder auch Gegenüberstellungen etwa vergleichbarer Werke der christlichen Sakralkunst oder des Synagogenbaus in anderen Ländern. Dazu Fotos profanisierter ehemaliger Synagogen, bei denen detektivisch aufgespürte Details auf den ursprünglichen Zweck hinweisen. Schon das Blättern in dieser reichen Vielfalt ist anregend und vergnüglich. Wer sich einen Überblick über die Vergangenheit (und Gegenwart) jüdischen Lebens in Baden-Württemberg verschaffen möchte, dem sei die Lektüre des Teilbandes 1 „Geschichte und Architektur“ sehr empfohlen. Wer dann selbst die Relikte in seinem eigenen Umfeld erkunden möchte, wird den alphabetisch gegliederten Teilband 2 „Orte und Erinnerungen“ zu schätzen wissen.

*Karin-Anne Böttcher*

*Christine Glauning: Entgrenzung und KZ-System. Das Unternehmen ‚Wüste‘ und das Konzentrationslager in Bisingen (Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Bd. 7). Metropol Verlag, Berlin 2006. 471 S., 24,00 Euro.*

Die Arbeit von Christine Glauning über das Konzentrationslager in Bisingen, eines der Außenlager des KZ Natzweiler, ist ein Meilenstein für die Lokal- und Regionalgeschichtsschreibung wie für die Geschichte der Konzentrationslager. Die Studie beginnt mit der Vorgeschichte dieses Lagers, dessen Häftlinge für die Ölgewinnung aus Ölschiefer eingesetzt wurden. Obwohl in Württemberg seit dem 19. Jahrhundert mehrere Versuche zur Schieferölgewinnung gescheitert waren und schließlich als technisch zu aufwendig bzw. ökonomisch unrentabel galten, setzten Ingenieure und Rüstungsverantwortliche im NS-Staat im Rahmen der Autarkiebestrebungen in Südwürttemberg 1942 ein neues Ölschieferprojekt in Gang. Christine Glauning rekonstruiert dieses sinnlose Rüstungsvorhaben im Kontext eines komplexen und widersprüchlichen Interessengeflechts zwischen der SS und dem Rüstungsministerium. Im Sommer 1944 wurden für dieses Projekt sieben neue Außenlager des KZ Natzweiler, darunter Bisingen, gegründet.

Die Existenz- und Arbeitsbedingungen in diesem Außenlager waren außerordentlich schlecht, so dass es zu einer sehr hohen Todesrate von über 50 Prozent kam. Zunächst wurden die Leichen in Krematorien mehrerer Friedhöfe der Region verbrannt, darunter auch im Krematorium des Reutlinger Friedhofs Unter den Linden; als dies aufgrund von Transportschwierigkeiten und zu geringen Kapazitäten nicht mehr möglich war, legte die Lagerleitung außerhalb Bisingens Massengräber an.

Spezifisch für dieses Außenlager – und möglicherweise für alle in der letzten Kriegsphase ab Sommer 1944 gegründeten Außenlager – war die Ergänzung der SS-Wachmannschaften durch Wehrmachtsangehörige – ein Phänomen, das in dieser Arbeit für das Forschungsfeld Konzentrationslager erstmals detailliert dokumentiert und prinzipiell herausgearbeitet wird. Ebenso sind die Beziehungen und Kontakte zwischen der Zivilbevölkerung und der Gemeindeverwaltung des Industriedorfs Bisingen und dem Konzentrationslager Untersuchungsgegenstand. Diese Beziehungen bestanden etwa in der Übernahme administrativer Aufgaben (z. B. die Eintragung der Toten aus dem KZ im Leichenbuch des örtlichen Standesamts), in Dienstleistungen der Fuhrwerksbesitzer des Ortes (v. a. bei Transport der Leichen zu den Krematorien und zu Massengräbern in der Umgebung), in Arbeitsleistungen der Häftlinge, die der Bürgermeister für die Trümmerbeseitigung anfordern konnte, die aber auch Einzelpersonen in Anspruch nahmen (z. B. Schneiderdienste von KZ-Häftlingen), in der Mithilfe von Bisinger/innen beim Ergreifen geflohener Häftlinge sowie in Einzelfällen bis hin zu Erschießungen Geflohener durch Bisinger Zivilisten, aber auch in Hilfsaktionen der Zivilbevölkerung (v. a. das Zustecken von Nahrungsmitteln).

Am Schluss der Untersuchung steht der Umgang mit dieser Vergangenheit auf juristischer Ebene (Hohenzollern-Prozess 1946, Wüste-Prozess in Rastatt 1947/48, Prozess gegen den Lagerführer J. Pauli vor dem Strafgericht in Basel 1953 – der nun bislang einzig bekannte Prozess dieser Art, die Hechinger Prozesse 1965/66) sowie auf geschichtspolitischer Ebene (Denkmale, Gedenkfeiern, Friedhöfe, Gedenkstätte, Museum am Ort).

Die systematische Auswertung, Ordnung und Kontextualisierung der Quellen spitzt Glauning zu mehreren zentralen Thesen zu, die nicht nur den untersuchten Einzelfall (d. i. das Bisinger Außenlager) strukturiert dokumentieren, sondern auch neue Beiträge zur Erforschung der Geschichte der Konzentrationslager darstellen: Die Einbeziehung von Wehrmichtsangehörigen in die Bewachung der Häftlinge – dies relativiert deutlich den bisherigen Forschungsstand der Alleinherrschaft der SS bzw. des von ihr ausgebildeten Personals im System der Konzentrationslager auf der einen Seite und die Behauptung einer dem internationalen Recht der Kriegsführung treu gebliebenen Wehrmacht auf der anderen Seite; die Verflechtung des Lagers mit der zivilen Umwelt – das widerlegt die bisherige Sicht der Konzentrationslager als abgeschottete Orte des Terrors. Gebündelt wird dies mit der These und dem Titel der Arbeit „Entgrenzung“, der nicht nur die neue quantitative Bedeutung der Außenlager in der späten Kriegsphase charakterisiert (mehr Häftlinge in den Außenlagern als in den Stammlagern), sondern auch qualitativ die spezifische Realität der späten Außenlager (ihre Verflechtung mit militärischen, zivilen, sicherheitspolizeilichen Institutionen und Personen) im Besonderen bezeichnet und möglicherweise auch für die Erforschung der Stammlager den Blick für Verflechtungen zwischen Lager und Zivilbevölkerung, zwischen SS und Wehrmacht in der weiteren Forschung öffnet.

Ein Spezifikum der Arbeit ist ihre Fundierung in der Gedenkstättenarbeit: Die Autorin begann ihre Forschungen im Jahr 1995 mit einer Ausstellung über das Außenlager im Auftrag der Gemeinde Bisingen, wo nach einem Gemeinderatsbeschluss 1995 das neue Heimatmuseum überraschenderweise 1996 mit der von Christine Glauning kuratierten Ausstellung „Schwierigkeiten des Erinnerns. Das Konzentrationslager in Bisingen und der Ölschieferabbau während des Zweiten Weltkrieges“ eröffnet wurde – diese Ausstellung wurde später auf unbestimmte Zeit verlängert und macht daher bis heute dieses Heimatmuseum aus. Vermutlich ist diese Personalunion von Forschung und geschichtspolitischer Arbeit am Ort selbst ein Grund dafür, dass sich Glauning auch einer anderen These zur Geschichte der Konzentrationslager nicht anschließt: Berichte der deutschen Zivilbevölkerung über Hilfsleistungen (meist: Nahrungsmittel) für Zwangsarbeiter oder KZ-Häftlinge werden geschichtswissenschaftlich meist als Rechtfertigungsgeschichten dekonstruiert. Glauning interpretiert solche Berichte und deren kollektive, stereotype Aneignung im lokalen Kontext ebenfalls als Möglichkeit der Entlastung von Schuld- und Schamgefühlen, gleichzeitig aber dokumentiert sie auch, dass

und was es tatsächlich an (wenigen) Hilfeleistungen gab und weist damit hin auf die möglichen Handlungsspielräume für Menschlichkeit im NS-Staat.

Die Studie basiert auf umfangreichen Recherchen in 20 Archiven im In- und Ausland sowie auf Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen (Bisinger Bevölkerung, ehemalige Häftlinge). Tabellarische Übersichten zur Lagerbelegung und den Produktionszahlen der Ölschieferanlagen im Text und im Anhang ein Personen- und ein Ortsregister, Übersichten zur Struktur der Ölschiefergesellschaften und zu den Schieferölanlagen im Reich sowie eine Karte der Todesmärsche aus dem KZ „Wüste“ machen die inhaltlich herausragende Studie auch gut nutzbar.

*Elisabeth Timm*

*Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, mit Beiträgen von Rainer Blasius, Eckart Conze, Christopher Dowe, Eberhard Fritz, Thomas Kreutzer, Benedikt Pahl, Thomas Schnabel (Stuttgarter Symposium, Schriftenreihe Bd. 11). G. Braun Verlag, Karlsruhe 2007. 240 S., 14 Abb., 12,90 Euro.*

Die Grundfrage des Stuttgarter Symposiums 2006 und der hier publizierten Beiträge lautet: Warum gab es so wenig Widerstand gegen Hitler und den Nationalsozialismus, auch nicht von den Eliten, zu denen der Adel gehörte? In seinem Vorwort weist Thomas Schnabel auf die gegenüber dem norddeutschen preußischen Adel geringere Zahl südwestdeutscher Adliger hin (in Württemberg 1914 18 standesherrliche, 87 ritterschaftliche und ca. 300 nichtbegüterte erbadelige Familien), ferner auf die Tatsache, dass im Gegensatz zum Haus Hohenzollern in Preußen die regierenden Häuser von Baden und Württemberg sich liberalen Tendenzen in den Kammern nicht entgegenstellten und in Großherzog Friedrich II. und König Wilhelm II. zwei populäre Monarchen besaßen. Dennoch mussten auch sie 1918 gehen, aber ihre beiden Häuser hielten sich der NSDAP fern, anders als etwa Kaiser Wilhelms II. Sohn Prinz August Wilhelm von Preußen (1887–1949), der seit 1930 höherer SA-Führer und seit 1932 NSDAP-Abgeordneter im preußischen Landtag war.

Benedikt Pahl stellt Adalbert Graf Neipperg (1890–1948) vor, seit 1929 Abt des Benediktinerklosters Neuburg bei Heidelberg, der enge Kontakte zur Sozialen Frauenschule Heidelberg und deren Leiterin Gräfin Graimberg hatte. So war er genötigt, im Interesse der Schülerinnen und später der jungen adligen Damen des „Schomberger Kreises“ zu Fragen der NS-Rassenlehre oder Staatslehre Stellung zu nehmen. Ähnliche Kontakte ergaben sich zur Katholischen „Tat-Gemeinschaft“ junger Adliger, die 1930 durch Fürst Erich von Waldburg-Zeil initiiert wurde.

Fürst Ernst II. zu Hohenlohe-Langenburg (1863–1950) war für Thomas Kreutzer in vielem der Prototyp eines protestantisch-staatstreu geprägten Hochadeligen (Summepiskopat). Blickt man auf die organisatorischen Bin-

dungen des Fürsten in ca. 150 Verbänden und Vereinen, so fällt schwerpunktmäßig seine karitativ-kirchliche Tätigkeit auf, während national und politisch seine Mitgliedschaft im Stahlhelm, seine Bindung an die württembergische Bürgerpartei/DNVP und sein Eintritt in die NSDAP 1936 ins Auge stechen.

Besonders interessiert der Blick Christopher Dowes auf die Familie der Grafen Stauffenberg. Die jungen Stauffenbergs (Berthold \*1905, Claus \*1907) besuchten keine Kadettenanstalt, sondern ein humanistisches Gymnasium und betrachteten sich als adlige Angehörige einer (Leistungs-)Elite, die auch Bürgern offenstand und auf den Dienst im Staat z. B. als Diplomat oder Offizier abzielte. Geprägt durch neuadlige Vorstellungen des George-Kreises bekannten sie sich zu Grundideen des Nationalsozialismus und nicht zur parlamentarischen Demokratie, bis sie erkennen mussten, dass angesichts der rassistisch bestimmten verbrecherischen Kriegsführung Hitlers ihr aktiver Widerstand, gespeist aus ihrem eigenen Gewissen heraus, als Angehörige der deutschen Elite gefordert war. Dies ließ Claus von Stauffenberg wie sonst zuvor nur noch Georg Elser zur Tat schreiten.

Konstantin von Neurath, Außenminister von 1932 bis 1938, und Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt von 1938 bis 1943, blieben beide, wie Rainer Blasius schildert, im Dienst, „um Schlimmeres zu verhüten“. Der eine versuchte Hitlers Revisionspolitik des Versailler Vertrages abzusichern, der andere, seit 1938 NSDAP-Mitglied, Hitlers Kriegspolitik vor allem gegenüber Russland zu verhindern – vergeblich. Beiden kann man vorwerfen, dass sie Hitlers Regime ihren guten Namen zur Verfügung stellten und hinterher feststellen mussten, genauso getäuscht und verführt worden zu sein wie die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes.

Eberhard Fritz stellt die legitimistische Haltung des Hauses Württemberg (Weiterbestehen der Monarchie) gegenüber der Weimarer Republik wie dem NS-Staat dar, wie sie in dessen prinzipieller Wahlenthaltung seit 1918 zum Ausdruck kam. Angehängt ist der Bericht Herzog Philipp Albrechts von Württemberg (1893–1975) über seine Festnahme in Stuttgart am Abend der „Reichstagswahl und Volksabstimmung“ (12. November 1933).

Auf der Folie der These „Bonn ist nicht Weimar“ (Allemann) stellt Eckart Conze fest, dass die Dolchstoß-Legende mit ihren antidemokratisch-antisemitischen Implikationen auch in weiten Teilen des Adels rezipiert war und somit von hier aus kein Grund bestand, sich gegen Hitler aufzulehnen. Der Widerstand aus dem Umfeld vieler adliger Verschwörer des 20. Juli 1944 war vielmehr ein Widerstand Einzelner und nicht des Adels generell, und nur so kann er auch für heute Vorbild sein.

*Peter Maier*

*Thomas Vogel: Wirtschaftswundermusterländle. Baden und Württemberg in den 50er, 60er und 70er Jahren. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006. 144 S., 130 schwarzweiße und 67 farbige Abb., 29,90 Euro.*

„Eintauchen in das Zeitgefühl der 50er, 60er und 70er Jahre mit einer breiten Palette von Themen“, so der Klappentext, ist das ehrgeizige Ziel des Bild- und Textbandes. Ein Zeitraum von mehr als 30 Jahren wird in 12 Kapiteln vorgestellt. Anhand von Schlagworten wie Care-Paket, Schwarzmarkt, Währungsreform und Wohnungsnot wird zunächst die unmittelbare Nachkriegszeit beschrieben. Fotos von rationierten Lebensmittelausgaben und Trümmerbeseitigungen verdeutlichen den damaligen Alltag, und die 1948 nach der Währungsumstellung plötzlich so üppig gefüllten Schaufenster künden vom Beginn einer neuen Epoche.

Das zweite Kapitel versetzt Leser und Leserinnen bereits in die Zeit der Halbstarcken-Krawalle zwischen 1956 und 1958. Die Exzesse der städtischen Jugend werden dem noch beschaulichen Leben auf dem Lande gegenübergestellt. Doch auch dort bahnen sich durch Zunahme von Aussiedlerhöfen und verstärkten Mechanisierungstendenzen radikale Veränderungen an. Themen wie Wiederaufbau, Konsumrausch, Motorisierung und Gastarbeiter bezeugen den industriellen Aufschwung und den materiellen Wohlstand, verweisen auf das sogenannte Wirtschaftswunder.

Einblicke in die sich rasant entwickelnden Unterhaltungsbranchen Rundfunk, Fernsehen und Kino sowie in die Diskussionen um neue Kunst- und Theaterformen finden sich in den nachfolgenden Berichten. Auch klassische Gebiete wie Mode, Möbel, Urlaubsreisen werden bearbeitet und Ausflüge in die Sportwelten von Stuttgarts Fußball- und Autolegenden nicht vergessen. Den Abschluss bildet schließlich die Politik: die schwierige Geburt des Südweststaates am 25. April 1952, die Studentenproteste der 60er und die Bürgerbewegungen der 70er Jahre bis hin zur neuen Partei der „Grünen“.

Bei solch einem Mammutprogramm muss manches auf der Strecke bleiben. Da gibt es wenig Vertiefung oder gar Vergleiche von unterschiedlichen Regionen. Auch das Herausarbeiten und Erklären zeittypischer Erscheinungen bleibt vage, wobei die teilweise beliebigen Zeitsprünge von einer Dekade in die andere irritierend wirken: Da steht das Rolling Stones-Konzert von 1976 unvermittelt nach dem Bill Haley-Auftritt von 1958 und die Studentendisko von 1973 neben der „coolen Milchbar“ der 50er Jahre. Um derlei Defizite aufzufangen, gibt es in jedem Kapitel einen kleinen Exkurs zu einem Spezialthema. Einige dieser Kurzberichte erzählen detailliert vom Zeitungsmachen nach dem Krieg, vom Konsumverhalten in den Kaufhäusern oder von frühen Fernsehstars wie Willy Reichert. Solche anregenden Beispiele hätte man sich mehr gewünscht. Schade auch das Fehlen von Basisinformationen wie Datum, Ort und Ereignis bei vielen der Abbildungen.

Eine optisch gelungene Aufmachung, ein flotter und kurzweiliger Schreibstil gleichen dennoch so manches Manko aus, und der umfassende Überblick weckt Erinnerungen an längst vergessene Ereignisse, an heute wieder neu belebtes nostalgisches Design.

Anna Pytlik

*Die Pfullinger Hallen und ihr Stifter Louis Laiblin (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Heft 15; 2., überarb. und erw. Aufl. von Heft 3/1982), hrsg. vom Geschichtsverein Pfullingen e. V., Red.: Hermann Taigel. Fink GmbH Druck und Verlag, Pfullingen 2007. 150 S., zahlr. Abb., 12,50 Euro.*

Zum 100. Jubiläum der Pfullinger Hallen 2007 gab der Geschichtsverein Pfullingen eine bemerkenswert umfangreiche und inhaltlich vollständige erweiterte 2. Auflage der Jubiläumsschrift von 1982 heraus. Inhalt sind nicht nur Entstehung und Baugeschichte der Hallen, auch die künstlerischen Aspekte sowie die Viten der am Bau beteiligten Künstler werden umfassend behandelt. Breiten Raum nimmt zudem das Leben des Stifters Louis Laiblin ein, sein Werdegang zum Privatier und seine zahlreichen Engagements in und für Pfullingen.

Im ersten Kapitel beschreibt Rainer Hartmann (†) die Entstehungsgeschichte des Bauwerks von der Idee zur Schaffung eines „Gesellschaftshauses“ über die Planung durch den Architekten Theodor Fischer bis hin zur Ausgestaltung des Innenraumes und der Einweihung der „Hallen“. Auch ihre Bedeutung für Kunst und Kultur im schwäbischen Raum wird beleuchtet. Elmar Freund (†) erläutert im folgenden Kapitel die vom Jugendstil geprägten großen Wandbilder. Die eingefügten Abbildungen können selbstverständlich die Wirkung der originalen Bilder nur erahnen lassen und machen den Leser neugierig auf einen Besuch vor Ort.

Im Anschluss gibt Rainer Hartmann einen informativen Überblick über die Lebens- und Schaffensgeschichte der am Bau beteiligten Künstler. Sowohl vom Architekten Theodor Fischer und dem von ihm beauftragten Künstler Adolf Hölzel wie auch von den anderen Malern und Bildhauern (Hans Brühlmann, Louis Moilliet, Ulrich Nitschke, Bruno Goldschmitt, Eduard Pfennig, Melchior von Hugo und Karl Albiker) wurde, soweit vorhanden, Wissenswertes zusammengetragen: eine gute und notwendige Ergänzung zu den vorangegangenen Kapiteln.

Die nächsten ca. 50 Seiten widmen sich ganz dem Stifter der Hallen, dem Mäzen und Privatier Louis Laiblin, einem Spross der angesehenen Pfullinger Fabrikantenfamilie. Ausführlich wird von Hermann Fischer und Hermann Taigel die Familiengeschichte der Laiblin dokumentiert und sodann der Werdegang des Erben Louis vom Fabrikantensohn zum Privatier und sein Wirken in und für Pfullingen dargelegt.

An die Biographie Louis Laiblins schließt sich sozusagen eine „Biographie“ der Pfullinger Hallen an. Hermann Taigel lässt ihre Nutzung seit ihrer Ein-

weihung im Jahre 1907 Revue passieren: von Konzerten und Theateraufführungen während 100 Jahren über Parteauftritte der NSDAP zwischen 1933 und 1945 bis hin zu Flohmärkten, Gewerbeschauen und Hochzeitsfeiern in der Gegenwart. Die ausführlichen Beschreibungen, zahlreiche Abbildungen und umfangreiche Quellen- und Literaturangaben machen das Buch zur umfassenden und interessanten Dokumentation der Pfullinger Hallen.

*Artur C. Ferdinand*

*Wilfried Setzler, Benigna Schönhagen, Hans-Otto Binder: Kleine Tübinger Stadtgeschichte. Silberburg-Verlag Tübingen 2006. 232 S., 123 Abb., 19,90 Euro.*

Mit der vorliegenden Publikation legen drei Kenner der südwestdeutschen Orts- und Landeshistorie einen von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart reichenden Abriss der Tübinger Stadtgeschichte vor und berücksichtigen insbesondere auch die im Stadtbild hinterlassenen Spuren. Wilfried Setzler hat die Zeit bis etwa 1800, Hans-Otto Binder das Königreich Württemberg und Benigna Schönhagen das 20. Jahrhundert bearbeitet. Insgesamt folgt die Darstellung einem chronologischen Aufbau und berücksichtigt dabei soziale, wirtschaftliche, kulturelle und alltagsgeschichtliche Themen. Hervorzuheben ist, dass die Stadtopographie der jeweiligen Epochen ausführlich dargestellt wird.

Dem Reutlinger Leser fällt dabei der oft beschworene Unterschied der beiden Nachbarstädte ins Auge. Der kaiserlichen Gründung Reutlingens stehen die Tübinger Pfalzgrafen als Stadtherren sowie die Bedeutung ihres Schlosses und ihres nahe gelegenen Hausklosters Bebenhausen gegenüber. Diese lokalgeschichtliche Grundkonstellation bleibt über Jahrhunderte wirksam, erfährt jedoch durch zwei Schlüsseldaten eine grundlegende Änderung: 1342 wurde die Pfalzgrafschaft württembergisch und 1477 gründete Graf Eberhard in Tübingen seine Landesuniversität. Damit war die Stadtgeschichte Tübingens bis zum Ende des Alten Reiches und darüber hinaus fast symbiotisch mit der Geschichte Württembergs verflochten.

Wenn die Modernisierung Reutlingens im 19. Jahrhundert an die Industrialisierung gekoppelt war, galt für Tübingen der bereits 1851 formulierte Satz: „Von was nährt sich denn eigentlich die hiesige Stadt? – Einzig von Staats-Instituten; Industrie besitzt sie wenig.“ D. h., die Entwicklungsimpulse kamen – wiederum – von der Universität, deren geistiger Aufschwung und erneute Anziehungskraft ausführlich gewürdigt werden. Tübingen entwickelte sich im 19. Jahrhundert zum gehobenen Dienstleistungsstandort.

Bei der Betrachtung des 20. Jahrhunderts werfen die Autoren einen kritischen Blick auf Stadt und Universität. In den Wahlen nationaler oder rechtsradikaler Parteien lag Tübingen weit über Landes- oder Reichsdurchschnitt.

Die Dozentenschaft der Universität war überwiegend national-konservativ eingestellt. Sie distanzierte sich häufig von den demokratischen Werten der Weimarer Republik, zeigte dagegen geringe Berührungspunkte mit dem NS-Regime. Tübingen ist aber nicht nur Universitätsstadt, sondern es kannte auch eine eigenständige Kommunalpolitik, auf die die Autoren abschließend eingehen. Dabei sind Eingemeindungen und Altstadtsanierung wichtige Themen.

Wer das flüssig geschriebene und reich bebilderte Werk durchgeht, kann Tübingen neu entdecken. Auf knappem Raum ist den Autoren eine lesenswerte und abwechslungsreiche Gesamtschau der Geschichte unserer Nachbarstadt gelungen. Über die geschichtlichen Erkenntnisse hinaus leisten die freigelegten historischen Wurzeln einen guten Zugang zum Verständnis und zur Identität des heutigen Tübingen. Anmerkungen und Literaturangaben ermöglichen die Vertiefung einzelner Aspekte. Als Desiderate für eine zweite Auflage wären zu nennen: ein differenzierteres Inhaltsverzeichnis, das die Überschriften im fortlaufenden Text wiedergibt, ein Sach- und Personenregister sowie eine Zeittafel.

*Wilhelm Borth*

## Autoren und Rezensenten

Prof. i. R. Dr. Paul Ackermann; Narzissenweg 10, 72770 Reutlingen

Karin-Anne Böttcher M.A., Kulturwissenschaftlerin und Freie Journalistin; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen

Artur C. Ferdinand, Stadtführer; Lichtensteinstraße 19, 72770 Reutlingen

Sven Föll; Scheffelstraße 11, 72764 Reutlingen

Brigitte Gayler; Paul-Pfizer-Straße 59, 72762 Reutlingen

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Thomas Gollhardt, Studiendirektor i. R.; August-Lämmle-Straße 3, 72127 Kusterdingen

Prof. i. R. Dr. Rainer Joofß (†); Föhrenweg 1, 73732 Esslingen

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Gerald Kronberger, Diplom-Archivar (FH) im Stadtarchiv Reutlingen; Wielandstraße 7, 72762 Reutlingen

Dr. Peter Maier; Paulinenstraße 20, 72138 Kirchentellinsfurt

Tilmann Marstaller M. A., Bauforscher und Mittelalterarchäologe; Engwiesenstraße 18, 72108 Rottenburg-Oberndorf

Hermann Josef Pretsch; Lindenhofweg 17, 89558 Böhmenkirch-Steinenkirch

Anna Pytlik M.A., Kulturwissenschaftlerin; Ruth-Marx-Straße 10, 72072 Tübingen

Prof. Dr. Volker Schäfer, Archividirektor i. R.; Aspenweg 9, 72127 Kusterdingen

Dr. Martina Schröder, Kulturwissenschaftlerin, stellv. Leiterin des Heimatmuseums Reutlingen; Urbanstraße 21, 72764 Reutlingen

Prof. Dr. Dieter Senghaas, Universität Bremen, Institut für Interkulturelle und Internationale Studien; Postfach 33 04 40, 28334 Bremen

Bernd Serger, Journalist; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Heidi Stelzer; Kaiserstraße 36, 72764 Reutlingen

Prof. i. R. Dr. Reinbert Tabbert; Hans-Grischkat-Straße 3, 72766 Reutlingen

Dr. Elisabeth Timm, Kulturwissenschaftlerin und Ethnologin; Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Hanuschgasse 3, A-1010 Wien

Dr. Astrid Wendt, Kunsthistorikerin; Corrensstraße 15, 72076 Tübingen

## Abbildungsnachweise

- S. 10: Aus: Alt-Reutlingen. Bilder einer schwäbischen Stadt, 1989, S. 55 (Foto: Gebr. Metz, Tübingen).
- S. 12: Aus: G. Domes, Die Befestigungsanlagen der Freien Reichsstadt Reutlingen, 1966, S. 25.
- S. 13: Aus: Stadt Bild Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, 1990, S. 15 und 31.
- S. 14 u. 17–27: Fotos und Zeichnungen: Tilmann Marstaller, Rottenburg-Oberndorf.
- S. 29 li.: Aus: Chr. Gildhoff, W. Hecht, Rottweil, in: Stadtluft, Bettelmönch und Hirsebrei. Die Stadt um 1300, 1990, S. 116.
- S. 29 re., 31 u. 34: Fotos und Zeichnungen: Tilmann Marstaller, Rottenburg-Oberndorf.
- S. 35: Aus: Alt-Reutlingen. Bilder einer schwäbischen Stadt, 1989, S. 22 und 45 (Fotos: Gebr. Metz, Tübingen).
- S. 36–50: Fotos und Zeichnungen: Tilmann Marstaller, Rottenburg-Oberndorf.
- S. 51: Aus: Alt-Reutlingen. Bilder einer schwäbischen Stadt, 1989, S. 54 (Foto: Gebr. Metz, Tübingen).
- S. 54: Foto: Tilmann Marstaller, Rottenburg-Oberndorf.
- S. 61: HMR, F 91/111.
- S. 62: HMR, F 91/603.
- S. 73: StadtA Sulz.
- S. 88 u. 94: StA Sigmaringen, Wü 65/34 T 1, Bü 17, Unterfasz. 5, und Bü 25 Quadr. 9.
- S. 99: StadtA Sulz, V/3/60 Beilage Nr. 421.
- S. 116: Stadtbibliothek Reutlingen (Stadtbibl. Rt.), Handschrift (HS) 51, S. 460 f.
- S. 119: Stadtbibl. Rt., HS 51.
- S. 122: Stadtbibl. Rt., HS 51, S. 131.
- S. 123: Chr. Fr. Gayler, Historische Denkwürdigkeiten, Reutlingen 1845 (Titelseite).
- S. 125 u. 128: Stadtbibl. Rt., HS 51, S. 326 und S. 412.
- S. 132: Landesmuseum Württemberg.
- S. 136: StadtA Rt., S 100 F 037/68.
- S. 137: HMR, Inv.-Nr. 12.
- S. 139: Stadtbibl. Rt., HS 51, S. 404.
- S. 140: J. G. Beger, Bericht von der erschrecklichsten Feuersbrunst, Reutlingen 1726 (Titelseite).
- S. 145: HMR, Inv.-Nr. 1993/828.
- S. 148, 149 u. 152: Stadtbibl. Rt., HS 51, S. 321, S. 369 und S. 328.
- S. 154: StadtA Rt., S 90 Nr. 504.
- S. 155: J. G. Beger, Umbständliche Relation, Reutlingen 1717.
- S. 156: Stadtbibl. Rt., HS 51, S. 363.
- S. 158: HMR, Inv.-Nr. MK 17882.
- S. 162: HMR, E 92/27.
- S. 165: StadtA Rt., S 105/4 II Nr. 1068/12A.
- S. 169: StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 60, S. 245.
- S. 172: StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 2.
- S. 174: Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Paed. oct. K 581.
- S. 175: HMR, Inv.-Nr. 1992/182.21 (Foto: K. Scheuring, Reutlingen).
- S. 181: Dt. Geschlechterbuch Bd. 41 (Reutlinger Geschlechterbuch Bd. 2), 1923, zwischen S. 170/171 (StadtA Rt., DB Nr. 34).
- S. 189: StadtA Rt., Sammlung Hermann Kurz Nr. 42.
- S. 190: J. J. Gailer, Neue Süddeutsche Thalia, 1837, mit Widmung (Privatbesitz Brigitte Gayler, Reutlingen).
- S. 192 u. 193: Neuer Liederkranz, 1827.
- S. 200: J. J. Algier: Neuer Anekdotenfreund, 1838.
- S. 202 u. 205: Privatbesitz Brigitte Gayler, Reutlingen.
- S. 213: J. E. Gailer, Neuer Orbis Pictus, 1. und 3. Aufl. 1830 und 1833.
- S. 215: J. E. Gailer, Neuer Orbis Pictus, 5. Aufl. 1842.
- S. 217: J. E. Gailer, Neuer Orbis Pictus, 3. Aufl. 1835.
- S. 220 u. 221: J. E. Gailer, Wunderbuch für die reifere Jugend, 1839/1842.
- S. 230: Privatbesitz Brigitte Gayler, Reutlingen.
- S. 238: Foto: Marinko Belanov, Reutlingen.
- S. 239: Foto: Jürgen Lippert, Wannweil.
- S. 241: Foto: Ingo Seidemann, Reutlingen.
- S. 247: Foto: Liselotte Victor.
- S. 249: Foto: Marinko Belanov, Reutlingen.
- S. 251: Foto: Ingo Seidemann, Reutlingen.
- S. 255: Aus: W. Victor. Dem Leben auf der Spur, Hirmer Verlag München 1998, S. 45 (Foto: Weber & Gnam, Reutlingen).
- S. 258 u. 259: Fotos: Ingo Seidemann, Reutlingen.
- S. 262: Foto: Marinko Belanov, Reutlingen.